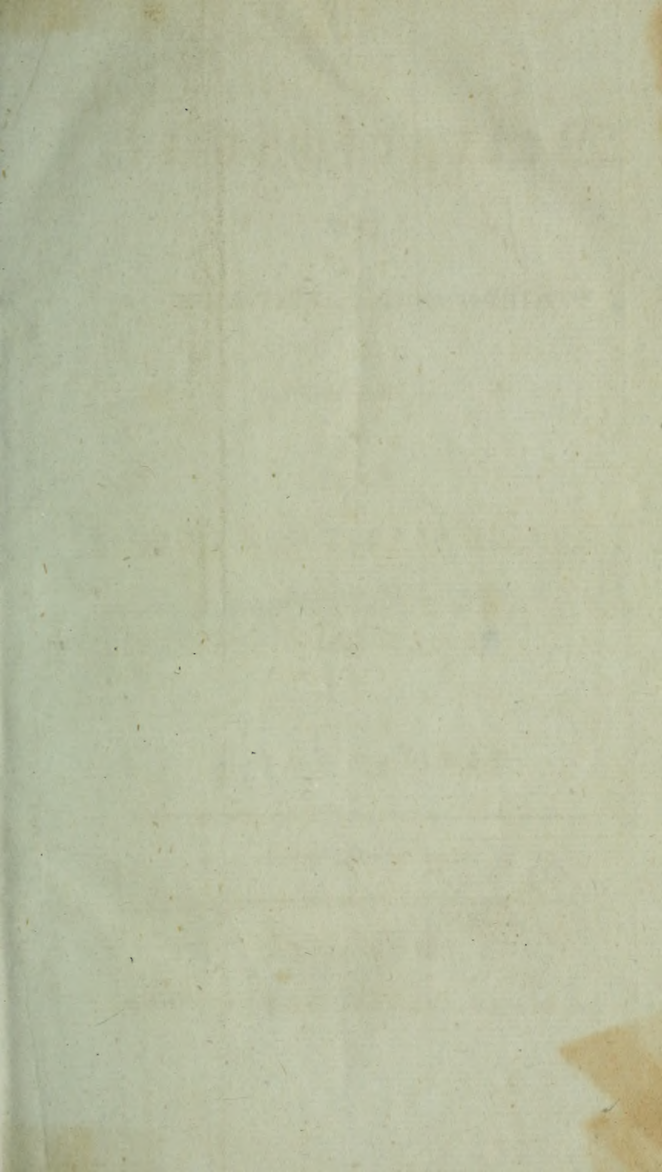

3 1761 07991556 7





Die Weltgeschichte,

für

Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Becker.

Fünfter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1807.

In der Frölich'schen Buchhandlung.

Die Weltgeschichte, für die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Fünfter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1807.

In der Frölich'schen Buchhandlung.

Im neunten Theile der ersten Ausgabe dieser Weltgeschichte ward den Lesern derselben die Nachricht mitgetheilt, daß in der Verlagshandlung dieses Buchs eine Geographie für Kinder und jeden, der diese zur Bildung so nöthige Wissenschaft auf eine angenehme Art erlernen wolle, erscheinen würde. Wir freuen uns in Bezug auf jene Anzeige jetzt bekannt machen zu können, daß der erste Theil dieser Geographie wirklich und unter folgenden Titel erschienen ist:

Alexander Selkirchs

sonderbare Schicksale

zu Wasser und zu Lande.

Zur Erleichterung des geographischen Unterrichts

für die Jugend der mittlern Stände

und zum Selbstunterricht

verfasset

von

Johann Christian August Bauer,

Prediger zu Güldengosse bei Leipzig.

Erster Theil,

welcher die allgemeine Einleitung und Asien enthält.

Die Absicht des Verfassers war nicht, die Geographie

als Wissenschaft zu erweitern und zu vervollkommnen, wie er das selbst in der Vorrede sagt, sondern der Jugend die Erlernung und den Lehrern den Unterricht der Erdbeschreibung zu erleichtern, die Trockenheit im Vortrage, welche bei den meisten Lehrern wegen Mangel guter Hülfsmittel nothwendig entstehen mußte, hinwegzuräumen, und auf diese Art dem so nützlichen als nothwendigen Studium der Geographie mehr Freunde zu gewinnen, als es bisher fand. Er wollte ein geographisches Lehrbuch schreiben, das gemeinnützig sey, bei mäßigem Preis hinreichenden Unterricht für die Jugend und jeden gebildeten Menschen gewähre, das jeder Lehrer von den geringsten Fähigkeiten, Kenntnissen und Hülfsmitteln, jeder ungelehrte Vater mit seinen Kindern, ohne Langeweile und ohne Blößen zu geben, lesen könne, das die Aufmerksamkeit der Jugend stets beschäftige, die Liebe für die Wissenschaft erwecke und nähre, frei von pädagogischen Spielereien sey, und auch von Erwachsenen mit Vergnügen gelesen werde.

Anzeiger dieses, der den gegenwärtigen ersten Theil dieses Buchs aus Liebe für die Sache mit Fleiß und unbestochener Aufmerksamkeit gelesen, hat Seite für Seite mit zunehmendem Vergnügen sich überzeugt, daß der Hr. Verf. den für seinen Zweck sich gezeichneten Plan stets im Gesichte behalten und aufs sorgfältigste ausgeführt. Die Einkleidung in eine Reisegeschichte voll sonderbarer, keinesweges abenteuerlicher, Schicksale des Reisenden, eines fähigen, wissenschaftlich gebildeten, in allen Situationen moralisch gut gesinnten und handelnden Mannes, gewinnt sogleich das Interesse für die Wissenschaft, deren Erlernung sie zum Vehi-

kel dienen soll. Dieses Interesse nimmt mit dem Fortgange der Reise zu, so daß der Leser gewiß nicht in die Versuchung geräth, den Wunsch Selkirchs, in sein Vaterland zurück zu kehren, zu dem seinigen zu machen, sondern, so gern er ihm auch die Freude gönnte, doch lieber mit diesem so angenehmen, so unterhaltenden und unterrichtenden Wallfahrer durch die halbe Welt, über Wogen und Klippen, Gebirge und Felsen, Wälder und Wüsten, so wie über lachende Hügel, gesegnete Fluren, durch gebildete Nationen und rohe Horden zu folgen, und nun erst, reich an Erfahrungen, gesättigt und mit Kenntnissen von dem Weltkörper, den das Menschengeschlecht bewohnt, bereichert, in den Schooß des geliebten Vaterlandes zurück zu kehren wünschen, um da nach überstandenen Beschwerden in Ruhe unsern Geist durch wohlthuende Rückblicke — acti labores jucundi! — zu erheitern, zu nähren, zu beschäftigen. Doch des Hrn. Pred. Bauers unterhaltende Art zu unterrichten, ist aus mehren seiner, das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigenden, Schriften zur Genüge bekannt, und der Werth derselben anerkannt.

Als Selbstverlagswerk hatte der Hr. Verf. den Subscribenten dasselbe zu 16 Gr. für das Alphabet versprochen. Die unterzeichnete Handlung, welche den Verlag übernommen, erfüllt dieses Versprechen, indem sie den Subscribenten diesen ersten Theil, welcher 41 Bogen enthält, für 1 Thlr. überläßt. Der Ladenpreis ist, ungeachtet der Stärke dieses Theils, nicht höher als zu 1 Thlr. 12 Gr. bestimmt worden.

Frölich'sche Buchhandlung.

Inhalt.

Seite.

Vierter Zeitraum. Von Innocentius III. — Bonifacius VIII.

1. Einleitung. 3
2. Dschingis-Chan. 6
3. Zustand von Deutschland. . . . 11
4. Die Minnesinger. 18
5. Kaiser Friedrich II. 23
6. Friedrichs II. Kreuzzug. 31
7. Friedrich II. in Deutschland. . . 38
8. Fortgesetzter Kampf in Italien. . . 47
9. Innocentius IV. 57
10. Heinrich Raspe. 62
11. Friedrichs II. letzte Anstrengungen. . 68

Seite.

12. Conradino. 75
13. Die sicilianische Vesper. . . . 80
14. Das Interregnum. 83
15. Die deutsche Hanse. 87
16. Die deutschen Ritter in Preußen. . 89
17. Die Inquisition. 92
18. Die Scholastiker. 96
19. Reliquien. 106
20. Ludwig IX., der Heilige. . . . 109
21. Der siebente Kreuzzug. . . . 111
22. Ludwigs IX. innere Regierung. . 118
23. Ludwigs IX. Tod. 123
24. Ende der Kreuzzüge. 128
25. Das Narren- und Eselsfest. . . 132
26. Philipp III. 136
27. Philipp IV., der Schöne. . . . 139
28. Spanien und Portugal. . . . 155
29. England unter Heinrich III. . . 169
30. Eduard I. 182
31. Die nordischen Staaten. . . . 198
32. Russen, Polen, Ungarn. . . . 207
33. Rudolf von Habsburg. . . . 211
34. Adolf von Nassau. 225

Seite.

Fünfter Zeitraum. 234
1. Philipp der Schöne. 237
2. Philipps Söhne. 249
3. Albrecht I. 250
4. Der Schweizerbund. 258
5. Heinrich VII. 266
6. Philipp VI. 283
7. Johann II. 292
8. Karl V. 301
9. Bertrand du Guesclin. 307
10. England unter Eduard II. . . . 328
11. Eduard III. 332
12. Karl VI. von Frankreich. . . . 337
13. Das Mädchen von Orleans. . . 350
14. Karls VII. letzte Schicksale. . . 366
15. England unter König Richard II. . 373
16. Heinrich IV. 379
17. Heinrich V. 381
18. Ludwig von Baiern. 386
19. Italien unter Ludwig. 398
20. Schweizer. 411
21. Karl IV. 419
22. Cola di Rienzi. . . . . . 45[illegible]

Seite.

23. Dante Allighieri und Franz Petrarka. 460
24. Ungarn und Neapel. 483
25. Schweizer. 495
26. Wenzel. 501
27. Ruprecht von der Pfalz. . . . 509
28. Ungarn und Italien. 520
29. Sigismund, Kaiser von Deutschland und Böhmen. 531
30. Die Vehmgerichte. 549
31. Schweizer. 552
32. Türken und Griechen. 558
33. Venedig. 572
34. Neapel und Spanien. 589
35. Franz Sforza. 606
36. Polen, Ungarn und Böhmen. . . 623
37. Schweden, Dännemark und Norwegen. 633
38. Deutsche Erfindungen. . . . 646

Mittlere

Mittlere Geschichte.

Vierter und fünfter Zeitraum.

J. Chr. 1216 bis 1453.



Vierter Zeitraum.

Von Innocentius III. bis auf Bonifacius VIII.

J. Chr. 1216 bis 1303.

1.

Einleitung.

Wir haben in den drey ersten Zeiträumen der mittleren Geschichte das neue, dem kräftigen Norden entströmte Menschengeschlecht geschäftig gesehen, seinen gesellschaftlichen Zustand nach Einsicht und Vermögen zu verbessern. Wir bemerkten den wunderbaren und wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion, und erkannten mit Wohlgefallen, wie herrlich der schöne Feuereifer der ersten Heldenbekehrer und die ordnungsvolle Zertheilung und Verbindung der großen geistlichen Regierungsanstalt auf die Zähmung und Sittenmilderung der rohen Barbaren ge-

wirkt habe. Ueber der planmäßig steigenden Ausbildung dieser seltsamen geistlichen Universalmacht sahen wir aber die weltliche ins Gedränge gerathen. Daraus entstand ein langer, hartnäckiger Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, in welchem seit Gregors VII. Zeiten die erstere immer die Oberhand behielt. Einige kluge und standhafte Nachfolger Gregors bildeten hierauf das System dieses Papstes immer weiter aus, bis es endlich Innocenz III. zur höchsten Vollkommenheit brachte. Auf der durch ihn errungenen Höhe hielt sich die geistliche Obergewalt etwa 80 Jahre lang, bis auf Bonifaz VIII. Als dieser Papst sie noch höher treiben wollte, ließ das Triebwerk der ungeheuren Staatsmaschine plötzlich nach, und eine Säule nach der andern zerfiel.

Das Mißvergnügen, mit dem wir jeden Mißbrauch der Gewalt betrachten, trifft ganz vorzüglich den der päpstlichen. Allein man muß gerecht seyn, und nicht verlangen, daß die Päpste leidenschaftslose Idealmenschen hätten seyn sollen. Das ganze Verhältniß der geistlichen Macht zur weltlichen war nun einmal ein feindseliges, weil beide sich zur Unabhängigkeit berufen glaubten. Und wenn die geistliche siegte, kann man es ihr verdenken, daß sie ihren Sieg so sehr als möglich benutzte? Jeder neue Papst fand den Apostelstuhl im Besitz der höchsten

Würde auf Erden: sollte er dies ehrenvolle Vorrecht freiwillig aus den Händen geben?

Aber, sagt man, es war doch nicht der ursprüngliche Beruf der Geistlichen. Lehren sollten sie, nicht herrschen. Freilich, allein wenn ihre Lehren Ueberzeugung wirkten, so wirkten sie eben dadurch auch Ergebenheit und Gehorsam. Auch die Herrschaft eines weltlichen Königs beruht auf der Ueberzeugung des Volks, daß die Absichten desselben gut und sein Beruf zum Herrschen wohl begründet sey. War es nun bey der Unvollkommenheit der weltlichen Regierung, bey der Tyranney des Adels und der Unsicherheit des Eigenthums, jedem Unterthanen einleuchtend, daß die geistliche Herrschaft weit mehr Ruhe und Schutz als die weltliche gewähre, auch auf weit edleren Grundsätzen beruhe, und kam gar noch der Glaube hinzu, daß das Gebet der Geistlichen selbst nach dem Tode noch der Seele zu Gute komme: wie hätten es diese Leute anfangen sollen, um keine Herrschaft zu erlangen?

Und wer mag auch bestimmen, wie weit die Willkühr der Könige und des Adels gegangen, und wie lange die Freiheit des Bürgers und Bauers noch unterdrückt geblieben wäre, wenn nicht die ewig widerstrebende Geistlichkeit den Herrschergeist der Weltlichen so lebhaft beschäftigt hätte? In der Folge, als mitten unter diesen Reibungen ganz unvermerkt ein dritter

Stand als die ehrenwertheste Masse der Nationen hervorgetreten war, hemmte eben dieser Stand den Despotismus der Regenten, und nun zerfiel auch der große geistliche Koloß, morsch und verwittert, und in seiner dermaligen Beschaffenheit nicht mehr brauchbar für die neu veränderte Welt.

Vor seinem Einsturz indessen boten die Päpste noch die letzten, erzwungensten Kräfte zu seiner Erhaltung auf. Die ausschweifendsten und gleichsam verzweiflungsvollsten Erfindungen des Papstthums werden wir daher in dem bevorstehenden Zeitraum kennen lernen. Ehe wir aber vor dies weitläuftigere Gemälde treten, wollen wir erst auf einige Augenblicke zu einem entfernteren abschweifen, das nur durch die Zeitrechnung mit diesen europäischen Geschichten zusammenhängt.

2.

Dschingis = Chan.

(† 1226.)

Zu Anfang des gegenwärtigen Zeitraums lebte nämlich der größte Eroberer, den die Geschichte kennt, der berühmte Dschingis = Chan,

Heerführer der Mongolen, ein neuer Cyrus, der innerhalb 18 Jahren beinahe die Hälfte von Asien erobert, verwüstet, und mit furchtbarem Arm beherrscht hat. Leider kennen wir seine Geschichte nur aus den mangelhaften Berichten, die uns französische Jesuiten aus chinesischen Büchern von ihm gegeben haben. Er stammte, wie mehrere seines Gleichen, aus einem Heldengeschlecht. Schon sein Großvater Gassar=Chan hatte sich von dem Haupt einer kleinen Tatarenhorde zum Beherrscher mehrerer benachbarter Stämme in der sogenannten Mongoley emporgeschwungen; sein Vater Jesukai hatte durch gleiche Tapferkeit diese Herrschaft erweitert und befestigt, und nun, nach dessen Tode, 1176, trat er selbst auf, um seinen ganzen ungeheuren Welttheil zu erschüttern.

Sein früherer Name war Temudschin. Er soll seine Jugend in fremden Kriegsdiensten zugebracht haben. Ohne lesen oder schreiben zu können, gab er seinen gleich unwissenden Horden strenge Gesetze, führte eine ganz neue Kriegszucht ein, die auf einer Menge geschickter Unterabtheilungen seines Heeres beruhte, und bildete aus seinen Nomadenschwärmen durch die hinreißende Kraft seines Genies einen vollkommenen Kriegerstaat. Todesstrafe stand darauf, wenn jemand auf den Hülferuf eines Mitsoldaten im Treffen, anstatt herbeizueilen, entfliehen würde.

Als in der Folge Völker von verschiedenen Religionen ihm unterthan wurden, gebot er, daß niemand wegen seines Glaubens angetastet werden solle, ein ächter Beweis seiner wahren Regentengröße und seiner über alle Gefühle erhabenen Politik. Ein Prophet soll ihm die Herrschaft des Weltalls geweissagt haben, und dies, heißt es, habe seinen Kriegern die Begeisterung verliehen, sie ihm wirklich zu erkämpfen.

Seine erste Eroberung waren die Länder zwischen der Wolga und der großen chinesischen Mauer. Hierauf griff er 1214 das ungeheure China an, das damals Katai hieß, eroberte Pecking, damals Kambalu, und drang bis nach Korea vor. So ward die ganze nördliche Hälfte des chinesischen Reiches sein.

Nach diesem Feldzuge, der mehrere Jahre erforderte, rief ihn der arabische Chalife Nasser zu Bagdad, der damals durch die türkischen Hülfstruppen zur Ohnmacht der letzten griechischen Kaiser herabgedrückt war, gegen den Türkensultan Muhamed zu Hülfe, der im Besitz von Persien war und Armenien sich zinsbar gemacht hatte. Temudschin, jetzt Dschingis-Chan, d. i. der große Chan, genannt, kam angeblich mit 700,000 Mann Tataren und Mongolen, unterwarf sich die kleine und große Bucharey, die Kalmückey und das persische Reich bis an den Euphrat, schlug den Muhamed in einer entschei-

denden Schlacht, und zwang ihn zur Flucht, auf welcher derselbe, von den Seinigen verlassen, starb.

Hierauf theilte er sein Heer. Ein Theil unterwarf Hindostan, ein anderer die kaspischen Provinzen, Korassan, Irak, Schirwan, Aran. Durch die sogenannten eisernen Pforten unweit Derbent drang dies Heer, von einem der Söhne Dschingis-Chans angeführt, durch die kaukasischen Pässe, zog die Wolga entlang, gegen Moskwa zu, und verheerte das russische Reich. Kasan und Astrakan beugten sich unter das mongolische Joch. Alle Städte, welche Widerstand versucht hatten, wurden vom Erdboden vertilgt. Was sich freiwillig unterwarf, ward ruhig einverleibt und mit Schonung behandelt, wie unter andern Tibet mit seinem Papst oder Dalai-Lama.

Zurückgekehrt von den indischen Gränzen durch Persien und das alte Sogdiana, blieb der Held in der Stadt Tonkat, nordöstlich vom Flusse Jaxartes, wie im Mittelpunkt seines großen Reiches stehen, und setzte hier eine Hofhaltung ein, die nach morgenländischen Begriffen eines solchen Herrschers würdig ward. Hier empfing er die Gesandten von mehr als 500 bezwungenen Staaten und Horden, die von dem Wenigen, was er ihnen gelassen, noch reiche Geschenke brachten. Einer seiner eigenen Söhne bot

ihm hunderttausend Pferde dar. Rings um seinen Thron saßen die Chane aller seiner Provinzen mit ihren Unterbefehlshabern, jeder auf einem scythischen Wagen nach jetzt noch herrschender Tatarensitte, aber mit den prächtigsten Stoffen umkleidet. Die Gefährten seiner langen Eroberungszüge wurden königlich beschenkt. Sie ehrten und fürchteten ihn wie einen Gott, und keine der entferntesten Provinzen wagte es auch nur, sich zu empören. Auch in seinem Hause herrschte er ohne allen Widerspruch, und unter seinen alles sehenden Augen ward keine Eifersucht unter seinen Söhnen oder Dienern laut.

Eine Krankheit raffte endlich diesen furchtbaren Mann im Jahre 1226, in einem Alter von beinahe 70 Jahren hin, als er eben unterweges war, das südliche China auch noch mit seinen Staaten zu vereinigen. Nur wenige Meilen von der großen Mauer ereilte ihn der Tod. Auf seinem Grabe wurden nach alter scythischer Sitte eine Menge Menschen geschlachtet, und seine nächsten Diener drängten sich recht zu dieser Ehre. Der feste Glaube an die zukünftige Welt machte ihnen diese uns Schauder erregende Aufopferung zum Spiel.

Nach dem Willen des Verstorbenen theilten sich seine vier Söhne in sein großes Reich, doch so, daß der ihm ähnliche dritte, Oktai, Großchan und Oberhaupt der übrigen wurde. Alle

setzten das väterliche Werk eifrig fort, und durchzogen mit einem Schwarm von 600,000 Tataren das südliche China, Tschirkassien, Baschkirien, Rußland und Polen, bis nach Schlesien her. Einer der Nachkommen, Manku, eroberte 1258 auch Bagdad und ganz Kleinasien, und machte dadurch dem Chalifat und der arabischen Herrschaft in Asien ein Ende. Da aber dergleichen nomadische Staaten nur durch einen militärischen Despotismus zusammengehalten werden können, der mit der persönlichen Kraft des Beherrschers lebt und stirbt, so zerfiel unter schwächeren Nachkommen das große Weltreich eben so schnell wieder, als es entstanden war. Wir verlassen es demnach jetzt als unbelehrend, werden aber im folgenden Zeitraum wieder auf dasselbe zurückkommen.

3.

Zustand von Deutschland.

(1216.)

In dem gegenwärtigen Zeitraume treten neben der allgemeinen deutschen Reichsgeschichte Hunderte von Spezialgeschichten auf. Die Hohenstaufischen Kaiser nämlich hatten nicht nur

die großen deutschen Nationalherzogthümer mit Fleiß zersplittert, um sie leichter beherrschen zu können, sondern es hatten sich auch während der häufigen Abwesenheiten dieser Kaiser viele Fürsten, Bischöfe und Aebte vermöge des Faustrechts manches zugeeignet, das sie nachher an sich zu behalten wußten, und sich von den ehemaligen großen Vasallen so unabhängig gemacht, daß sie bloß den Kaiser für ihr Oberhaupt erkannten, und in ihren Gebieten alle Rechte der Landeshoheit ausübten. Die vornehmsten der noch heut zu Tage blühenden deutschen Fürstenhäuser sind schon im vorigen Zeitraum hervorgetreten.

Die alten Nationalherzogthümer Ober- und Niederlothringen hatten sich schon im 10ten Jahrhundert aufgelöset. Das Hauptland von jenem blieb das nachherige Lothringen (mit Bar), von diesem Brabant. Außer diesen erscheinen in dem ehemaligen Oberlothringen noch das Erzbisthum Trier und die Bisthümer Metz, Toul und Verdün nebst andern unmittelbaren Stiftern, die Grafschaften Luxemburg, Salm, Saarbrück, Saarwerden, Sponheim, nebst kleineren Herrschaften und einzelnen freien Reichsstädten. In Niederlothringen entstehen außer Brabant die Grafschaften Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Geldern, Jülich, Kleve, Bergen, Holland ꝛc. Das Erzbisthum Kölln (nämlich

als ein Staat und Reichsstand), das Bisthum Lüttich, Utrecht, und andere Stifter, auch Reichsstädte, wie Kölln, Aachen, Dortmund.

Das schon sehr verringerte Herzogthum Franken blieb anfänglich noch, wie Schwaben, bey dem hohenstaufischen Hause, zerfiel aber nach dem Untergang desselben in die Rheinpfalz, in die Reichsstifter Mainz, Speier, Worms, Bamberg, Würzburg, Fulda ꝛc. und in die Besitzungen der Grafen und Herren von Henneberg, Hohenlohe, Werthheim, Erbach, Nassau, Leiningen ꝛc. Mehrere Städte machten sich frey durch Erkaufung großer Privilegien, und Nürnberg riß sogar ein Burggrafthum an sich.

In Schwaben und Elsaß treten schon frühe die gräflichen Häuser Würtemberg, Baden, Oettingen, Hohenzollern, Habsburg ꝛc. hervor. Nirgends setzten sich so viele kleine kleine Reichsfürsten fest, und nirgends erkauften sich soviel Städte die Unabhängigkeit, als in Schwaben in der verwirrungsvollen Zeit nach dem Untergang der Hohenstaufen. Bekanntlich zählte man im schwäbischen Kreise noch zu Anfange unsers neunzehnten Jahrhunderts 31 freie Reichsstädte. Im Elsaß war die Reichsstadt Strasburg eine der reichsten und blühendsten deutschen Handelsstädte.

Von dem großen Herzogthum Baiern war schon früher, wie wir wissen, die östreichische Mark abgerissen und in ein eigenes Herzogthum verwandelt worden. Eben so geschah es mit Steiermark und Tyrol. Regensburg ward eine Reichsstadt, und sämmtliche Stifter in Baiern, Salzburg, Regensburg, Passau, Freisingen rc. desgleichen mehrere Grafschaften wurden selbstständig.

Das alte Sachsen, d. h. Niedersachsen und Westphalen, zerfiel, wie oben schon gesagt ist, seit Heinrichs des Löwen Aechtung, nachdem es sich unter diesem thätigen Herzoge noch recht verdient um die Ausbreitung des Christenthums und der Kultur in den slavischen Nebenländern gemacht hatte. Selbst Polen hatte sich mittelst Sachsen auf deutschen Fuß eingerichtet. Nach Heinrichs Tode (1195) setzten seine Söhne ihre Ansprüche auf seine Lehen fort, begaben sich aber derselben 1235, wogegen ihre Erbgüter unter dem Namen Braunschweig-Lüneburg zu einem Herzogthume mit männlicher und weiblicher Erbfolge erhoben wurden. Die übrigen Stücke von Niedersachsen und Westphalen, meist geistliche Stifter, machten sich hierauf selbstständig, größtentheils in der Art, wie sie noch jetzt bestehen, die seitdem secularisirten ausgenommen. Das Erzbisthum Magdeburg ward ein stattliches Burggrafthum. Anhalt und die Mark

Brandenburg kamen unter kräftigen Fürsten und durch niederländische Kolonisten sehr empor. Pommern, welches 1180 ein Reichsstand wurde und um diese Zeit auch erst die deutsche Sprache erhielt, ging in der Folge bey den Brandenburgischen Markgrafen zu Lehen. Schlesien wurde 1165 von Polen fast ganz getrennt, und zerfiel in eine Menge kleiner Fürstenthümer.

Das heutige Sachsen hieß in diesem Zeitraum Markgrafthum Meißen, und Meißen war auch die Hauptstadt darin. Leipzig tauschte der Markgraf Konrad von Meißen 1134 von dem Bischof von Merseburg gegen Skeuditz ein, und umgab es mit einem Walle. Dresden wird etwas später erwähnt. Die beiden Hauptmessen Leipzigs sind schon von Markgraf Otto dem Reichen (1157 — 1189) errichtet worden. Im J. 1210 wurde auch Markgraf Dietrich vom Kaiser gegen ein Geschenk von 15000 Mark Silbers mit der Lausitz belehnt. Die Entdekkung der sächsischen Silberbergwerke (1171) hatte die meißnischen Markgrafen so reich gemacht. Heinrich der Erlauchte, Dietrichs Sohn, erbte die damals erledigte Landgrafschaft Thüringen 1265, nicht ohne einen langen Krieg, denn er wollte auch Hessen noch mit dazu haben, welches vorher damit verbunden gewesen war, allein dies errang sich eine andere Verwandte, die Gräfin Sophie von Brabant,

für ihren kleinen Sohn Heinrich, den Stammvater des jetzigen hessischen Hauses *). Markgraf Heinrich der Erlauchte war auch ein Minnesinger, und der prächtigste Fürst seiner Zeit. Selbst Kaiser Friedrich II., als er seine Tochter dem Meißner Prinzen gab, erstaunte über den Glanz seines Hofstaats. Seine Turniere (1263 in Nordhausen, 1265 in Meißen, und 1268 in Merseburg) waren allbewunderte Prunkfeste. Bey dem ersten war unter andern ein massiver Baum von Gold und Silber zu sehen. Die Landessprache blieb noch bis ins 14te Jahrhundert die wendische. Selbst in Leipzig ward das Deutsche erst 1327 durch öffentliche Anstalten eingeführt. — So entwickelten sich allmälig in unserm Vaterlande die Keime zu den Gestalten, die wir jetzt darin erblicken.

Alles ging unter Kämpfen hervor. Seitdem der Bürgerstand sich durch Gewerbe und Handel bereicherte, und die Erde dem fleißigen Bauer und Bergmann ihre Schätze freigebiger aufschloß, ward der niedere Adel, der sich die Arbeit zur Schande rechnete und der alten Idee, als sey er nur für Krieg, Jagd und Genuß vor-

*) Familientheilungen trennten jedoch in der Folge wieder die Lausitz und die Landgrafschaft Thüringen von dem meißnischen Markgrafthum.

vorhanden, nicht entsagen wollte, theils durch den Neid, theils durch Hunger zum Krieg gegen die arbeitenden Stände getrieben. Adelige Sitte wurde es nun, von unzugänglichen Raubschlössern oder aus Hinterhalten wehrlose Kaufleute auf den Flüssen oder Heerstraßen zu überfallen und auszuplündern, reichen Gewerbsstädten unter leichten Vorwänden den Krieg zu erklären, damit man ein scheinbares Recht hätte, ihre Güter und Feldfrüchte zu jeder Zeit zu rauben, u. dgl. Vergebens hatte Friedrich I. auf Mordbrennerey und Umhauen der Obstbäume und Weinstöcke die Acht gesetzt: in jenen spätern Zeiten, wo gar zwey Kaiser gegen einander zu Felde zogen, autorisirten sie selber jede an den Gegnern verübte Gewaltthätigkeit. Alle adelige Räuber frohlockten, als auch Friedrich II. in der Folge vom Papst Gregor IX. in den Bann gethan ward. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bey sich führte, um sogleich Feuer anlegen zu können. Die Raubschlösser vermehrten sich von Jahr zu Jahr, und wenn ein einzelner Ritter nicht im Stande war, einen solchen Bau zu bestreiten, so vereinigten sich mehrere dazu, und raubten nachher in Gemeinschaft. Auch die geistlichen Güter wurden von ihnen keinesweges verschont. Bequemere Kriege konnte man nicht führen, denn jeden Abend war man wieder zu Hause. Dem Kaiser hingegen nach Italien zu

folgen, und dort die Ehre des Reichs mit gemeinsamer Kraft retten zu helfen, dafür hatte niemand mehr Ohren. Es neigte sich allmälig dahin, daß das Reichsoberhaupt, einst so allgemein geehrt, und der Schiedsrichter Europens, als eine lästige und überflüssige Person im Lande betrachtet ward. Der Sinn für das große Ganze erlosch, weil in der That dieses Ganze nicht mehr als Ganzes vorhanden war.

4.

Die Minnesinger.

(1170 — 1300.)

Es ist hier der Ort, des Antheils zu erwähnen, den die Deutschen an der schönen dichterischen Schwärmerey genommen haben, die mit der Blüte der Ritterzeit zusammentraf, und die zuerst durch die Provenzalen entzündet worden war. Damals war der schwäbische Dialekt, die Hofsprache unter den Hohenstaufen, der lieblichste und gebildetste in Deutschland. In ihm versuchten geistreiche Köpfe bald die anmuthigen Spiele nachzuahmen, die an den Höfen zu Toulouse und Paris die Lieblingsunterhaltung der Ritter und Damen waren, und bald ward un-

sere, von den lateinschreibenden Mönchen so lange zurückgesetzte Sprache so reich an Werken vaterländischen Geistes und deutscher Erfindung, als hätte sie alles Versäumte auf einmal nachholen wollen. Kaiser und Könige dichteten deutsche Minne- (Liebes)lieder, gelehrtere Ritter verpflanzten die größern ausländischen Heldenromane auf deutschen Boden. Alle Hohenstaufen von Friedrich I. bis auf den unglücklichen Konradin, haben uns Gedichte hinterlassen; desgleichen viele andere deutsche Fürsten, als König Wenzel von Böhmen, der brandenburgische Markgraf Otto mit dem Pfeile, Herzog Heinrich von Breslau, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Fürst Heinrich von Anhalt, Herzog Johann von Brabant, Graf Rudolf von Neuenburg (Neufchatel), Graf Kraft von Toggenburg ꝛc. Die Höfe Leopolds VI. von Oestreich († 1194) und Landgraf Hermanns von Thüringen († 1228) waren als die Hauptsitze feiner Sitte und poetischer Kunst im Ruf. An ihnen stellten oft die Dichter poetische Wettkämpfe an, von deren einem, der 1207 auf der Wartburg gehalten worden, noch ein merkwürdiges gesprächförmiges Gedicht, genannt der Krieg zu Wartburg, zeugt. Acht der berühmtesten Minnesinger nahmen daran Theil: Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Hein-

rich von Rispach, Klingsohr, Bieterolf, und Reinmar der ältere. Von den drey ersten haben wir noch größere gereimte Heldenromane übrig, von Wolfram von Eschenbach (oder Eschilbach) einen trojanischen Krieg, eine Geschichte Alexanders, einen Parcival ꝛc., von Heinrich von Veldeck einen Herzog Ernst aus Baiern, eine Aeneis (Eneidt) ꝛc., von Heinrich von Osterdingen ein großes Heldenbuch, dessen erster Theil jedoch auch dem Wolfram zugeschrieben wird. Um das Jahr 1232 übertrug ein Meister Gottfried von Strasburg den französischen Ritterroman Tristran in deutsche Reime. Am Ende des 13ten Jahrhunderts dichtete ein Meister Konrad von Würzburg einen trojanischen Krieg, die Nibelungen, Chriemhilden Rache; die Klage, Engelhard und Engeldrud ꝛc. Ein Meister Rudolf, Dienstmann zu Montfort, dichtete einen Herzog Wilhelm von Brabant, und viele andere wählten sich ähnliche Gegenstände bald aus fremder, bald aus der vaterländischen Geschichte. Die Summe aller noch vorhandenen deutschen Dichterwerke aus dieser denkwürdigen Periode ist außerordentlich, allein der kleinste Theil davon ist gedruckt; große Bündel von Handschriften modern noch in den Bibliotheken. Ein vorzügliches Verdienst um diesen Theil der vaterländischen Literatur haben sich die Zürcher Gelehrten Bodmer und Breitinger

erworben. Sie gaben zuerst 1748 zu Zürch heraus: „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13ten Jahrhunderts aus der Manessischen Sammlung," und 1758 ließen sie diese Sammlung selbst, 140 Dichter enthaltend, nachfolgen, so wie sie der Urheber der Handschrift, Ruedger Manesse, ein Rathsherr von Zürch um das Jahr 1300, geordnet hatte. Eine andere Sammlung ist zu Berlin 1784 und 85 gleichfalls in zwey Quartbänden erschienen. Ein patriotischer Kunstfreund, Chr. Hrch. Müller, Professor zu Berlin, aus der Schweiz gebürtig, wandte sein ganzes Vermögen an den Druck dieses kostbaren Nationalschatzes, der leider noch immer viel zu wenig benutzt wird. Manche Stücke sind auch einzeln erschienen.

Man darf jedoch nicht glauben, alle diese Dichter hätten im schwäbischen Dialekt gedichtet. Heinrich von Veldeck war ein Niederdeutscher, und an dem thüringischen Hofe hat man gewiß nicht schwäbisch gesprochen. Es war aber die Unart der Abschreiber jener Zeiten, fremde Werke in ihre eigene Mundart überzutragen, daher sind nicht nur mehrere jener Gedichte in mehr als einem Dialekt vorhanden *), sondern es reden

*) Z. B. ein Codex auf der Universitätsbibliothek zu Jena enthält viele Lieder aus der manessischen Sammlung im thüringischen Dialekt.

auch z. B. in der Manessischen Sammlung, die Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts vollkommen einerley Sprache, nämlich die des spätern Abschreibers.

Als Probe des Minnegesanges mag folgendes Lied vom Kaiser Heinrich VI., der 1197 starb, hier stehen:

Ich gruefse mit Gefange die Suefsen [1])
Die ich vermiden nikt wil noch enmac.
Do [2]) ich fi von munde rehte mohte [3]) gruefsen,
Ach leider, des ift manig tag.
Swer [4]) nu difü liet finge vor ir,
Der ich fo gar unfenftеclich enbir, [5])
Es fi Wib oder Man, der habe fi gegruefset von mir.

Mir find dü Rich' und dü Land' undertan,
Swenne [6]) ich bi der Minneclichen [7]) bin.
Und fwenne ich gefcheide von dan,
So ift mir aller min Gewalt und min Richtum dahin.
Wan fenden [8]) Kumber den zelle ich mir danne ze Habe,
Sus [9]) kann ich an Freuden ftigen uf und ouch abe,
Und bringe den Wehfel, als ich wenne, dur ir Liebe ze Grabe. [10])

[1]) Die Süße, in der einfachen Zahl. [2]) Als. [3]) konnte. [4]) Wer. [5]) entbehre. [6]) Wenn. [7]) Liebenswürdigen. [8]) Denn traurigen. [9]) So. [10]) Durch ihre Liebe bringe ich alle andern dafür eingewechselten Freuden zu Grabe.

Sit dass ich si so gar herzeclichen minne,
Und si ane Wenken [11]) z' allen Ziten trage,
Beide in Herze und ouch in Sinne,
Underwilent mit viel maniger Klage,
Was git mir darumbe dü Libe ze Lone!
Da biutet [12]) si mirs so rehte schone!
Eh ich mich ir verzige, ich verzige mich eh
der Krone.

Er sündet, swer [13]) des niht geloubet,
Dass ich möhte geleben manigen lieben tag,
Ob ioch niemer Krone kemme uf min Houbet,
Des ich mich an' si niht vermessen mag.
Verlur ich si, was het ich danne!
Da tohte [14]) ich ze Freuden weder Wiben noh
Manne,
Und wer' min bester Trost ze Ahte und ze Banne.

5.

Kaiser Friedrich II.

(1215 — 1250.)

Friedrich II., Barbarossas Enkel *), den wir nach Otto's IV. Besiegung als Oberhaupt

[11]) ohne Wanken. [12]) bietet. [13]) Der sündigt, der
[14]) taugte.

*) Geb. zu Jesi, in der Mark Ankona, den 26. Dec. 1194.

des Reichs verlassen haben, gehört zu den klarsten und thätigsten Köpfen des Mittelalters. Allein er hatte einen schwereren Stand, als je ein Kaiser vor ihm. Er verzehrte sein ganzes Leben in dem hartnäckigsten Kampf mit der Priesterherrschaft, ohne etwas mehr dabey zu gewinnen, als den Ruhm, nicht besiegt worden zu seyn.

Er war, wie wir wissen, geborner Erbe des Königreichs Neapel. Das war das Unglück des deutschen Reichs. Seine Mutter Constantia setzte, um ihm diese Krone gewiß zu sichern, kurz vor ihrem Tode († 17. Nov. 1198) den Papst Innocenz III. zu seinem Vormund ein. Seitdem verwalteten päpstliche Legaten das Land, und man kann denken, wie fein sie für die Erhebung der geistlichen Gewalt gesorgt haben werden. Die Großen murrten. Es kam zu Aufständen und innerlichen Kriegen. Der Papst selber sehnte sich nach der Zeit, wo der junge Friedrich im Stande seyn würde, die Regierung zu übernehmen, denn er schmeichelte sich, daß er als sein Erzieher wohl einen gehorsamen Sohn an ihm haben werde.

Schon nach zurückgelegtem 14ten Jahre sprach er ihn mündig. Um ihn noch mehr an sich zu fesseln, suchte er zugleich eine dem päpstlichen Interesse ergebene Gemahlin für ihn aus. So ward der fast willenlose Jüngling im Febr. 1209 zu Palermo mit König Alberichs von Un-

garn Wittwe Constantia, einer aragonischen Prinzessin, vermählt.

Nichts lag wohl weniger in Innocenzens Plan, als die Krone von Neapel mit der lombardischen und mit der Kaiserkrone zu vereinigen. Erst nachdem Kaiser Otto IV. ihn gar zu hart angegriffen hatte, und die deutschen Prälaten verbunden mit den Thüringern und Böhmen den jungen Abkömmling der Hohenstaufen ins Land riefen, entschloß sich der Papst aus Rachsucht gegen jenen, ihnen beizutreten. Otto, ein kräftiger Sachse und sehr geachtet wegen seiner persönlichen Tapferkeit, besetzte hierauf alle Zugänge aus Italien, und auch die Mailänder, die alles was Hohenstaufen hieß, mit tödtlichem Hasse verfolgten, lauerten dem jungen König mit großer Wachsamkeit auf. So glich es fast einem Wunder, daß er dennoch über Mantua, Verona und Chur glücklich nach Kostnitz kam (1212). Sein gefälliges, einnehmendes Wesen gewann ihm schnell die Herzen. Mehrere Fürsten in Schwaben verband er sich durch großmüthige Verschenkung beträchtlicher Kammergüter. Mit dem französischen Prinzen Ludwig hatte er eine Zusammenkunft zu Vaucouleurs. Otto IV. gab sich die Miene, als verachte er ihn, und ließ sich sogar in einen Krieg gegen Frankreich ein, allein hier eben erlitt er, wie wir wissen, bey Bovines die Niederlage, die ihn für

immer entkräftete. Jetzt konnte er Friedrichs Krönung nicht mehr verhindern, und so geschah sie denn 1215 zu Aachen mit allen dabey üblichen Feierlichkeiten.

Friedrich blieb seitdem noch 5 Jahre in Deutschland, hielt Reichstage und stellte Unordnungen ab. Schon im ersten Jahre seiner Ehe hatte ihm seine Gemahlin einen Sohn, Heinrich, geboren. Der Papst Honorius III., Innocenzens Nachfolger, sah mit Verdruß den wachsenden Wohlstand dieses Hauses, und bestand darauf, daß die Kaiserkrone durchaus nicht mit der sicilischen vereinigt bleiben dürfe. Friedrich versprach, die letztere seinem Sohne abzutreten, änderte aber nachher seinen Plan, und vermochte die deutschen Fürsten, den 11jährigen Heinrich zum römischen König zu wählen. Schon hieraus konnte der Papst die Absichten des jungen Politikers deutlich erkennen. Er setzte daher alle Triebfedern in Bewegung, diesem kühnen Gegner soviel Feinde als möglich zu erwecken.

Einen Hauptanlaß zur Schikane hatte ihm Friedrich selbst schon bey seiner Krönung durch ein voreiliges Versprechen gegeben, so bald als möglich einen neuen Kreuzzug unternehmen zu wollen. Unaufhörlich hatte ihn seitdem der Papst daran erinnert, immer hatte es Friedrich von neuem zugesagt, endlich versprach er, nach vollbrachter Kaiserkrönung ganz gewiß nach Palästi-

na zu geben. Honorius III. eilte nun selber mit dieser Krönung, und Friedrich trat mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Begleitung deutscher Edlen 1220 seinen Römerzug an. Die Mailänder verschlossen ihm ihre Thore, und weigerten sich, ihm die eiserne Krone aufzusetzen. Er schwieg diesmal, und setzte seine Reise fort. In Bologna kamen ihm die päpstlichen Gesandten mit der Kapitulation entgegen. Diese enthielt ganz ungehörige Bedingungen. Friedrich sollte sich darin zu dem Kreuzzuge und zur Abtretung der sicilischen Krone schriftlich und mit dem Reichssiegel verpflichten, und so sollte diese Kapitulation als ein ewiges Reichsgesetz in der Peterskirche aufgehängt werden. Friedrich, der schon als ein halber Italiäner die Politik von der Moral auf das bestimmteste unterschied, trug kein Bedenken, alles Verlangte blindlings zu unterschreiben, um nur schnell zum Zweck zu kommen, und so geschah denn die Krönung in der Peterskirche im December 1220 ohne alle Schwierigkeiten. Zum Ueberflusse nahm er nochmals das Kreuz, erbat sich aber einen neuen Aufschub, um seine Erbländer erst beruhigen zu können.

Diese sah er jetzt nach achtjähriger Entfernung als Mann und Kaiser wieder. Die Verwirrung hatte darin den höchsten Gipfel erreicht. Er durchreisete die einzelnen Provinzen, hielt al-

lenthalben Landtage, berathschlagte sich mit den einsichtsvollsten Räthen, und traf eine Menge heilsamer Einrichtungen. Auch mehrere unruhige Geistliche wurden gestraft, und ihre Stellen ohne Umstände andern gegeben, worüber es wieder mit dem Papste zu neuen Händeln kam. In Deutschland erhielten die von ihm eingesetzten Räthe seines Sohnes Heinrich gute Ordnung, und 1222 ward auch zu Aachen die Königskrönung an demselben vollzogen. Die unaufhörlichen Quälereien wegen des Kreuzzugs suchte Friedrich dadurch zu mildern, daß er von Zeit zu Zeit kleine Flotten und ansehnliche Geldsummen den Christen in Palästina zur Unterstützung sandte.

Unterdessen war seine Gemahlin Constantia im Jul. 1222 gestorben. Derjenige, welcher damals den leeren Titel eines Königs von Jerusalem führte, war ein französischer Graf, Johann von Brienne. Der damalige Großmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, überredete den Kaiser, die Tochter dieses Johann zur Gemahlin zu nehmen, und sich dafür des Vaters Ansprüche zur Mitgift zu bedingen. Seitdem führte Friedrich II., und nach ihm alle deutsche Kaiser 500 Jahre lang, den Titel eines Königs von Jerusalem, damals nicht so lächerlich als in den neuern Zeiten, wo sich die Meinung geändert hat. Selbst für den Han=

del konnten ihm jene asiatischen Küsten wichtig werden, wenn er sich ihren Besitz durch den Kreuzzug, der doch nicht ganz ablehnbar schien, gesichert hätte.

Der Papst war durch diesen Schritt beruhigt, und bewilligte jetzt selbst noch einen Aufschub. Friedrich widmete diese Frist seinen geliebten Erblanden, an deren Beruhigung und Wohlstand er mit größtem Eifer arbeitete. Eine Anzahl noch in Sicilien hausender Saracenen besiegte er, und versetzte 60,000 von ihnen nach Italien herüber, in die Stadt Nocera. An einem neuen Gesetzbuche ward gearbeitet; 1224 stiftete er zu Neapel eine Universität. 1225 geschah die feierliche Vermählung mit der Prinzessin Jolantha von Jerusalem. Die Streitigkeiten mit dem Papst brachen aber immer wieder dazwischen aus, denn dieser hörte nicht auf, neapolitanische Pfründen nach seiner Willkühr zu besetzen, welches der Kaiser durchaus nicht litt. Auch der Kreuzzug ward immer wieder angeregt. Friedrich hatte wirklich schon Anstalten dazu getroffen, allein die Widerspenstigkeit der Lombarden war noch ungerächt, und überhaupt lag ihm die Unterwerfung Italiens und die volle Herstellung des kaiserlichen Ansehens viel näher am Herzen, als die Eroberung des heiligen Grabes.

Indessen sollte ihm diese den Vorwand zu jener geben. Er schrieb einen allgemeinen Reichs-

tag nach Cremona aus (1226), zu dem er auch seinen Sohn Heinrich mit den deutschen Fürsten berief, angeblich um wegen des Kreuzzugs die nöthigen Maaßregeln zu verabreden, der alsdann 1227 ganz gewiß angetreten werden sollte. Allein der Streit erhob sich schon, ehe er nach Cremona kam. Die Geistlichkeit, von der er Darlehne nahm, um den Ausdruck Steuern nicht brauchen zu dürfen, murrte. Die Einwohner von Spoleto, von denen er ein Contingent zum Heere verlangte, weigerten sich. Er gab eine Verordnung, daß seine Geistlichen wegen Mordthaten und anderer groben Verbrechen vor das Landesgericht gezogen werden sollten. Darüber entstand noch größeres Geschrey. In Cremona gab er liebreiche Manifeste, um die Mailänder durch Güte zu gewinnen, allein diese erneuerten ihren Bund mit beinahe 20 Städten und verschiedenen Grafen und Herren, und weigerten sich durchaus, ihn aufzunehmen. Auch seinem Sohne, der 6 Wochen zu Trident wartete, versperrten sie mit einer starken Macht den Uebergang über die Alpen. Friedrich mußte den Reichstag mit den wenigen treuen Städten, die mit Mailand in Feindschaft lebten, halten. Er that den Städtebund in die Reichsacht, und drang in den Papst, die Sache zu entscheiden. Honorius entschied, der Kaiser solle alles verzei-

hen, und die Mailänder sollten 400 Reiter zum Kreuzzuge schicken.

6.

Friedrichs II. Kreuzzug.

(1228 — 29.)

Im März des folgenden Jahres (1227) starb Honorius III. Ihm folgte Gregor IX., Friedrichs persönlicher Feind und ein hartnäckiger Priester, dessen erstes Wort wieder der Kreuzzug war. Man brannte recht vor Begierde, den Kaiser in jenes Grab der Europäer zu schicken, in dem auch sein verhaßter Großvater sein Ende gefunden. Und in der That hatte das ewige Geschrey von dem Kreuzzuge die ganze Welt so aufgeregt und mit Erwartungen erfüllt, daß Friedrich kaum noch länger zögern durfte, wenn er nicht die allgemeine Unzufriedenheit der Völker gegen sich erheben wollte. Er war in einer höchst verdrüßlichen Lage. In der Hoffnung indessen, daß sich zu seiner Zeit wohl wieder eine Ausrede finden werde, setzte er den Aufbruch wirklich auf Mariä Himmelfahrt 1227 an, und befahl auch seinem Sohne Heinrich, die deutschen Ritter dazu zu bescheiden. Kaum war

dies Wort gegeben, so strömten ganze Heere von päpstlichen Kreuzpredigern durch Europa, und auf ihr Geschrey eilte eine solche Menge Volks herbey, daß sich Friedrich fast überwältigt sah, und um nur seine Länder von diesen gefährlichen Landstreichern zu befreien, wider seinen Willen genöthigt war, sie zu Brundusium einzuschiffen. Am 8. Sept. (1227) folgte er mit seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, selbst nach.

Welche Freude für den Papst! Aber sie ward ihm schnell vereitelt. Auf der Flotte rissen Seuchen ein. Friedrich und der Landgraf wurden selbst davon ergriffen, und ließen sich schon am dritten Tage zu Otranto wieder ans Land setzen. Der Landgraf starb, die schon zu Morea angekommenen Pilger, da sie hörten, daß der Kaiser nicht nachkomme, kehrten verdrossen wieder um, und zerstreuten sich einzeln in ihre Heimath. Der ganze Zug, auf den Europa und Asien das Auge gerichtet hatten, war zu nichts geworden.

So arg getäuscht, war Gregor IX. kein Mensch mehr. Er wüthete gegen Friedrichen als gegen den allergottlosesten Bösewicht, nannte seine Krankheit Verstellung, ließ seine Gesandten gar nicht vor sich, schrieb ihm, ein „unmäßiger Schmerz, unermeßliches Erstaunen und gränzenloses Schrecken habe ihm Leib und Seele von allen Seiten umgeben,“ bestieg am Michaelis-

tage

tage die Kanzel, hielt eine donnernde Predigt über die Worte: „es muß ja Aergerniß kommen,“ schimpfte den Kaiser einen Drachen, verfluchte ihn in den untersten Abgrund der Hölle, und schleuderte zuletzt den Bannstrahl über ihn aus. Auf diesen folgte das Interdict, und von beiden über diesen „Feind der Kirche“ verhängten Strafen ward sogleich allen Völkern und Fürsten Europa's durch eine Anzahl ausgesandter Legaten Nachricht gegeben. Friedrich entschuldigte sich in Gegenschriften, versicherte, er werde sein Gelübde nach wieder erlangter Gesundheit ganz gewiß erfüllen, und stellte die Herrschsucht des Papstes als die einzige Ursach seines Banns vor. Auch bey Johann ohne Land und dem Grafen von Toulouse habe der römische Stuhl den Bann bloß dazu gebraucht, sich die Länder dieser Fürsten zu unterwerfen. Er wolle daher alle Mächte aufmerksam machen, und an den horazischen Vers erinnern: tua res agitur, paries cum proximus ardet. In Rom selbst mußte sein Gesandter vor den versammelten Römern im Capitol etwas ähnliches vorlesen. In seinen Staaten aber erließ er strenge Befehle an die Obrigkeiten, daß sie die Geistlichen trotz dem Interdict zur Haltung des Gottesdienstes zwängen, und keinen aus dem Lande ließen.

Mag es mit seiner Krankheit Ernst gewesen seyn oder nicht: aus diesem Kreuzzuge wäre nie

etwas rühmliches geworden. Diese Menge ganz unbekannten und unzähmbaren Gesindels, dessen Einschiffung ihm schon so ungeheure Summen gekostet hatte, würde, wenn er sie noch Jahre lang hätte erhalten müssen, recht nach des Papstes Wünschen seine äußersten Kräfte erschöpft, und zuletzt doch nur, wie jene Schwärme Walthers von Habenichts, Schande und Unglück über ihn gebracht haben. Um sich jedoch in der Achtung der Welt wieder herzustellen, unternahm er nun das Jahr darauf (1228) einen Kreuzzug nach seinem eigenen Entwurf und bloß mit seinen eigenen Leuten. Er zog dazu auf einem Parlament zu Capua eine besondere Steuer von seinen Baronen und Geistlichen ein, bestellte sichere Reichsverweser, und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Seine Anhänger in Rom erregten einen Tumult gegen den Papst, und jagten ihn zur Stadt hinaus, aber selbst fliehend wiederholte er seinen Bannfluch gegen den Kaiser, und seine Legaten hallten ihn an allen Enden Europens nach.

Vorher war die Unterlassung des Kreuzzugs eine Sünde gewesen, jetzt war es die Vollführung. Päpstliche Briefe mußten die geistlichen Ritterorden in Palästina warnen, mit einem Excommunicirten in Gemeinschaft zu treten. Die Deutschen, welche sich an den Zug mit anschließen wollten, wurden auf päpstliches Geheiß von

den Mailändern zurückgejagt und ausgeplündert. Endlich, um seinem Bann einen rechten Nachdruck zu geben, ließ er von den unermeßlichen Geldsummen, die er aus allen Ländern zusammengetrieben, drey Heere ausrüsten, welche in Neapel einfallen und das ganze Königreich erobern sollten. Den Vorwand dazu gab Friedrichs Statthalter, der, um einige Empörer zu züchtigen, das päpstliche Gebiet berührt hatte. Um die Unterthanen treulos zu machen, wurden überall Nachrichten von des Kaisers Tode ausgesprengt, die bey dem damaligen Mangel an gedruckten Zeitungen sehr glaubwürdig gemacht werden konnten.

Friedrich II. war indessen im September 1228 zu Acre glücklich ans Land gestiegen. Die Johanniter, Tempelherren und deutsche Ritter waren ihm freudig entgegengekommen, und alles schien nach Wunsch zu gehen. Da erschienen zwey Franziskaner mit päpstlichen Bullen, und sogleich war alle Einheit zerstört. Die Ritter zogen sich zurück, und machten auch einen Theil des Heeres vom Kaiser abwendig. Friedrich, in einer Art von Verzweiflung, brach mit dem Rest seiner Getreuen und mit den deutschen Rittern von Acre auf, um entweder den Tod oder desto größeren Ruhm in Palästina zu finden.

Hermann von Salza, der wackere Großmeister des deutschen Ordens, blieb zurück, um sei-

ne Beredsamkeit noch einmal an den Johannitern und Tempelherren zu versuchen. Er erweckte ihr Ehrgefühl, und sie beschlossen, ihm nachzuziehen. Bey Cäsarea holten sie ihn ein. Aber die Eifersüchteley erhob bald wieder ihr Haupt. Der unermüdete Hermann fand endlich die Auskunft, die Befehle und das Feldgeschrey sollten nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes und der gesammten christlichen Republik gegeben werden.

So kam man in der Mitte des November in Joppe an. Bey Gaza stand der Sultan von Aegypten, dermaliger Besitzer von Jerusalem, bey Sichem sein Feind, der Sultan von Damaskus. Beide wünschten den Kaiser auf ihre Seite zu ziehen. Friedrich zog die Freundschaft des erstern vor, und durch geschickte Unterhandlungen gewann er ohne Schwerdtstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch soviel Blut und Gefahren nicht hatten erlangen können. Der Sultan von Aegypten trat, um sich nur sein Hauptland zu sichern, in einem zehnjährigen Waffenstillstand (18. Febr. 1229) das ganze Land zwischen Joppe, Bethlehem, Jerusalem, Nazareth und Acre, und die Städte Tyrus und Sidon nebst ihren Gebieten an den Kaiser ab, versprach auch keine neue Festung gegen Palästina anzulegen, und verlangte bloß Schutz und Sicherheit für die an den abgetretenen Orten wohnenden

Moslemer. Friedrich zog nun fröhlich in Jerusalem ein, gab den Geistlichen ihre Kirchen und Klöster wieder, und ließ alle zerstörte Festungswerke und Schlösser wiederherstellen.

Soviel hatten die Johanniter und Tempelherren in funfzig Jahren nicht erreichen können. Darum stieg jetzt ihr Neid aufs höchste. Selbst der Patriarch von Jerusalem, Gerold, ein treuer Diener des Papstes, weigerte sich in Gegenwart des Excommunicirten einen Gottesdienst zu halten, ja als dieser darauf bestand, daß er gekrönt seyn wolle, belegte er die ganze Stadt mit dem Interdict. Friedrich, erhaben über diesen Firlefanz, ging hierauf am 18. März (1229) mit seinen Hauptleuten und den deutschen Rittern in die Kirche, und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich selbst am Altar die Krone auf. Hermann von Salza hielt eine Rede an das Volk.

Der Haß der Tempelherren ging so weit, daß sie sogar dem Sultan von Aegypten heimlich den Tag verriethen, an welchem der Kaiser in schwacher Begleitung eine Wallfahrt an den Jordan zum Taufplatz Jesu thun würde. Aber der Sultan schickte den boshaften Brief dem Kaiser selber zu, der nach einer Menge anderer Ränke, die seine Klugheit und Standhaftigkeit noch zu überwinden hatten, sich endlich wieder einschiffte, und schon zu Ende des May 1229,

troß der Wachsamkeit seiner Feinde bey Brundusium ans Land stieg.

7.

Friedrich II. in Deutschland.

(1235 — 37.)

Sein erstes Geschäft war nun, Gesandte an den Papst zu schicken, und um Aufhebung des Bannes zu bitten, da jeder vernünftige Zweck des so oft verlangten Kreuzzugs nun erfüllt sey. Allein was kümmerte den Papst die Vernunft? Er wollte die kaiserliche Macht vernichtet sehen, nicht Gerechtigkeit üben. Um eine Antwort war er gar nicht verlegen. Es hieß, Friedrich sey ein heimlicher Muhammedaner, der mit den Saracenen Freundschaft gemacht, und ihnen die heiligen Oerter gelassen, er habe den Patriarchen zu Jerusalem gewaltthätig behandelt, sich die Krone selber aufgesetzt, und kurz, er sey ein Feind des Glaubens und der Kirche, der vom Throne gestoßen werden müsse.

Friedrich mußte nun erst seine Erbstaaten wieder erobern, welches sehr leicht war, da die päpstlichen oder sogenannten Schlüsselsoldaten ein elendes Gesindel waren. Die fremden Mächte

und die lombardischen Städte, die Gregor zur Hülfe aufrief, übereilten sich auch nicht, ihm beizustehen, denn die Habgier und Härte, mit welcher seine Legaten allenthalben die Kriegssteuern eingetrieben, hatte alle Welt empört. Viele Priester hatten ihr Kirchensilber deshalb verkaufen müssen. In England hatte ein Unternehmer mit dem Papste einen ordentlichen Vertrag geschlossen, und zu dem Ende eine Menge Bannbullen mit freier Vollmacht erhalten. Und nirgends war, wie gewöhnlich, der Papst verhaßter, als in Rom selbst. Die Römer schickten sogar eine feierliche Gesandtschaft an den Kaiser, ihm zu seiner Rückkehr aus Palästina Glück zu wünschen.

Dies und Friedrichs rasche Wiedereroberung seiner Staaten machten den Papst endlich nachgiebig, um so mehr, da eine Menge deutscher Prälaten und Fürsten nach Rom kamen, und ernstliche Vorstellungen thaten. Es wurden Friedensbedingungen aufgesetzt, und im August 1230 kam endlich die Versöhnung zu Stande. Der Kaiser ward zu Ceperanno durch den Cardinal von Capua feierlich seines Bannes entledigt, und versprach dafür, alles zu vergessen und von den Geistlichen keine neue Steuern zu fordern. Am 2. Sept. 1230 hatte er sogar mit dem Papst zu Anagni eine dem Scheine nach sehr freundschaftliche Zusammenkunft.

Die kurze Muße, die ihm dieser Friede gewährte, verwendete er auf die völlige Beruhigung seiner geliebten Erbstaaten. Er hielt einen Landtag zu Melfi, wo er sein neues Gesetzbuch bekannt machte. Es umfaßte alle Zweige der bürgerlichen Verwaltung, schränkte die Willkühr der Richter ein, sicherte die Rechte der Unterthanen und die Freiheit des Handels, that dem Kornwucher Einhalt und beschränkte die Anmaßungen der Geistlichkeit. Es ist ganz unstreitig, daß Neapel und Sicilien nie so glücklich regiert worden sind, als zur Zeit Friedrichs II. Viele Städte wurden auch durch prächtige Gebäude und nützliche Stiftungen verschönert, andere befestigt, und zum zweiten Mal ward eine sarazenische Kolonie aus Sicilien nach Apulien herüber versetzt.

Hierauf fing Friedrich den unseligen Streit mit den Mailändern wieder an. Er schrieb, wie das erste Mal, einen allgemeinen Reichstag aus, und zwar diesmal nach Ravenna, 1231, zu dem auch wiederum sein Sohn Heinrich nebst den deutschen Fürsten erscheinen sollte. Abermals erneuerten die Mailänder ihren Städtebund, und besetzten alle Alpenpässe, so daß Friedrich, um seinen Sohn zu sprechen, zu Schiffe nach Aquileja reisen mußte.

Noch war er nicht in der Verfassung, diese Kühnheit bestrafen zu können, zumal da ein neuer

Aufstand ihn nach Messina zurückrief. Um dieselbe Zeit empörten sich die Römer gegen den Papst, und jagten ihn abermals zur Stadt hinaus. Friedrich besuchte ihn 1234 zu Rieti, und freute sich der Gelegenheit, sich diesen argen Feind durch eine Wohlthat verbinden zu können. Er unterstützte ihn mit seinen deutschen Truppen nachdrücklich, und unterwarf ihm die abgefallenen Vasallen wieder. Schon murrten die Lombarden, aber Gregor IX. schrieb ihnen, sie möchten sich an seine Freundschaft mit dem Kaiser nicht stoßen, seine gegenwärtigen Angelegenheiten zwängen ihn nur dazu, doch werde ihn dieses nicht abhalten, sich ihrer nach wie vor anzunehmen.

Von der Zuverlässigkeit dieses Versprechens gab er bald einen überraschenden Beweis. Es ward plötzlich, man weiß nicht wo zuerst, von der welfischen Partey ein Gewaltstreich ausgesonnen, kraft dessen man ein= für allemal Friedrichen auf Neapel zurückschleudern, und seine Macht in Italien brechen wollte. Man machte seinem Sohne Heinrich, der seinen Vater fast nur vom Hörensagen kannte, ein empörendes Bild von dessen Tyranney und Gottlosigkeit, sagte ihm, der kürzlich auf eine unbekannte Art umgekommene Herzog von Baiern, sein Freund und Führer, sey durch einen von Friedrichen abgeschickten Meuchelmörder umgebracht worden, u. dgl. und forderte ihn auf, sich unabhängig zu machen. Un=

ter dieser Bedingung versprachen die Mailänder, ihn auch mit der eisernen Krone zu krönen, und der Papst, ihn zum Kaiser zu machen. Sogar mit römischem Gelde wurden mehrere Reichsfürsten unterstützt, um nur dem heiligen Complott beizutreten.

Auf einem Reichstage zu Boppart 1234 erforschte Heinrich zuerst die Gemüther. Viele kleinere Vasallen, die bey der Revolution zu gewinnen hofften, ließen sich hinreißen, die größern aber, und die meisten Städte, blieben standhaft. Friedrich erfuhr die Sache, ehe noch etwas reif geworden war. Mit Blitzesschnelle stieg er bey Aquileja ans Land, und erschien in Deutschland, ehe ihn jemand vermuthen konnte (1235). Seine mitgebrachten Schätze verschafften ihm schnell ein Heer, allein er hatte kaum nöthig, es zu brauchen. Der treulose Sohn kam aus einem seiner Schlösser, gegen das der Vater anrückte, ins Lager, und bat fußfällig um Gnade. In Worms auf einem Reichstage wurden ihm die Fesseln abgenommen und Verzeihung angekündigt. Allein Scham und Verzweiflung trieben ihn zu einem zweiten Versuch; man sagte, er habe den Vater vergiften wollen. Hierauf ward er abermals gefangen genommen, und nebst seiner Gemahlin und seinen zwey Söhnen in das Schloß St. Felice in Apulien geschickt, wo er sieben Jahre hernach gestorben ist.

Auf dies traurige Geschäft ließ Friedrich ein fröhlicheres folgen. Schon längst wieder Wittwer hielt er durch deutsche Gesandten im Febr. 1235 um eine dritte Gemahlin, die Prinzessin Isabelle, Schwester des englischen Königs Heinrich III., an. Nach Ostern kamen der Erzbischof von Kölln und der Graf von Löwen, um sie nach Deutschland abzuholen. Ihr Zug durch die reichen niederländischen Städte war ein unendliches Fest. Allenthalben kamen ihr die Bürger und die Geistlichen mit Musik entgegen. In Kölln holten sie zehntausend Bürger auf schönen Pferden und in prächtiger Kleidung ein. Andere kamen auf Wagen, die wie Schiffe aussahen, und von denen man die Pferde nicht sehen konnte. Alle Straßen in Kölln waren prächtig aufgeputzt. Da man der Prinzessin sagte, daß die Frauen sie gern sehen möchten, nahm sie ihren Hut mit dem Schleier ab, welches ihr alle Herzen gewann. Auch die Vermählung, die zu Worms vom 20. Jul. an vier Tage lang durch Schmausereien und Lustbarkeiten aller Art gefeiert ward, gab einen Beweis von der Prachtliebe, dem Wohlstand und dem Kunstfleiß jener Zeiten und Gegenden. Der Kaiser selber, ein Freund des äußern Glanzes, erwarb sich durch seine Freigebigkeit die Zuneigung der Deutschen, die stolz darauf waren, einen so reichen und mächtigen Kaiser zu haben.

Von Worms ging er nach Mainz zu einem der größten und feierlichsten Reichstage. 64 Fürsten und gegen 12,000 Ritter waren zugegen. Hier wurde der römische König Heinrich förmlich seiner Würde entkleidet, der Sohn Otto's IV. als erster Herzog von Braunschweig eingesetzt, über die Einschränkung des Faustrechts berathschlagt, und ein Landfrieden in deutscher Sprache abgefaßt.

Nach diesem glücklich vollendeten Geschäft kehrte Friedrich 1236 nach Italien zurück, um die eigentlichen Urheber der Kabale mit doppelter Strenge zu züchtigen. Gregor IX. wandte alles an, ihn wegzuschaffen, er wollte ihn sogar zum zweiten Mal nach Palästina schicken, allein Friedrich antwortete ihm, die Ketzer in der Lombardey erforderten seine Gegenwart viel dringender. Auf die Frage, was er denn eigentlich von den Lombarden verlange, antwortete er, sie sollten ihn und das Reich als ihr Oberhaupt erkennen, ihm Treue schwören, ihre Klagen von seinen Behörden entscheiden lassen, ihm alle Regalien zurückgeben, und für die letzten Beleidigungen eine selbst beliebige, doch anständige, Entschädigung geben. Sie schlugen alles ab, und wollten bloß den kostnitzer Frieden bestätigt haben.

Friedrich suchte sie durch Trennung zu besiegen. Cremona und Pavia, als alte Nebenbuhler von Mailand, fielen ihm gleich bey; Par-

ma konnte gegen Placenza gebraucht werden, Modena gegen Bologna. Der Podesta von Verona, Ezzelin de Romano, der mit kaiserlicher Hülfe gern seine Feinde in der trevisanischen Mark bezwingen wollte, leistete aus Eigennutz eine Zeitlang gute Dienste.

Friedrich hatte kaum einige Vortheile über die Lombarden gewonnen, als neue Unruhen ihn mitten im Winter 1236 wieder nach Deutschland zurückriefen. Friedrich der Streitbare, Herzog von Oestreich, ein unruhiger Kopf und der Empörung verdächtig, war vom Kaiser nach Augsburg auf einen Hoftag geladen, und da er nicht erschienen, in die Reichsacht erklärt worden, deren Vollziehung seinen Nachbarn, dem König Wenzlav von Böhmen und dem Herzog Otto von Baiern anheim gefallen war. Allein beide hatten seiner überlegenen Kraft weichen müssen, und wurden in ihren eigenen Ländern von ihm gemißhandelt. Kaum hörte dies der Kaiser, als er schnell über die Alpen nach Deutschland zurückkehrte, sich mit den Böhmen und Baiern vereinigte, auch noch den Herzog Burkard von Kärnthen, den Landgrafen Heinrich von Thüringen und verschiedene geistliche Reichsstände mit ihren Truppen zu sich berief, und so mit einer furchtbaren Heeresmacht in Oesterreich eindrang. Der Herzog mußte eine Stadt nach der andern verlassen, und Wien selber, mit seiner Härte un=

zufrieden, öffnete dem Executionsheer die Thore. Dafür ward es zu einer freien Reichsstadt erklärt, und das übrige Land durch einen kaiserlichen Vicar verwaltet, bis es 1240 dem Herzog Friedrich durch thätige Unterstützung des Kaisers in Italien gelang, des leztern Gnade und durch dieselbe alle seine Besitzungen wieder zu erhalten.

Diese rasche Justiz erhöhte Friedrichs II. Ansehen in Deutschland ungemein. Da er einmal hier war, berief er die Fürsten nach Speier zusammen (1237), wo die schon zu Wien verabredete Wahl seines zweiten Sohnes Konrad feierlich vollzogen werden sollte. Hier zum ersten Male findet sich ein schriftlich abgefaßtes Wahldekret, doch ist von bestimmten Kurfürsten darin noch nicht die Rede, vielmehr heißt es zu Anfang: „Da wir Sigfried der Mainzer, Dietrich der Trierer, und Gerhard der Köllner Erzbischof, Gerbert der Bamberger, Sigfried der Regensburger, kaiserlicher Hofkanzler, desgleichen der Freisinger und Passauer Bischof, Otto, Pfalzgraf vom Rhein, Herzog von Baiern, Wenzlav, König von Böhmen, Heinrich Landgraf von Thüringen, und Burkard, Herzog von Kärnthen, die wir in dieser Sache die Stelle des römischen Senats eingenommen haben und die Väter und Lichter des Reichs vorstellen, den gegenwärtigen Kaiser ꝛc. in seiner Nachkommenschaft zu ehren beschlossen haben ꝛc.“ — Die Krönung geschah

noch in demselben Jahre. Im September war Friedrich schon wieder in Italien.

8.

Fortgesetzter Kampf in Italien.

(1237 — 41.)

In Italien hatte indessen Ezzelin für des Kaisers und seine eigene Sache gearbeitet. Padua und Trevigio hatten sich ihm ergeben. Jetzt unterwarf sich auch Mantua. Des Kaisers Heer war im besten Zustande. Seine reichen Hülfsquellen machten, daß er immer pünctlich den Sold auszahlen lassen konnte, mithin immer Ueberfluß an Mannschaft hatte. Seine apulischen und deutschen Ritter zeichneten sich durch Pracht der Rüstungen aus. Sein Hauptpanier wurde von einem Elephanten getragen, den eine ausgesuchte Schaar von Christen und Saracenen umgab. Die Feldzeichen der Städte waren dagegen auf einem Wagen befestigt, welcher caroccio hieß.

Schlachten wurden in diesen Kriegen wenig geliefert. Man mußte den Feind immer hinter seinen Wällen, Gräben und Mauern bekämpfen. Uebersieht man nur auf einer Karte die lange,

ununterbrochene Kette von Festungen, aus denen die Lombardey besteht, und erinnert man sich, daß die Belagerer noch nicht die Hülfe ferntreffender Kanonen hatten, sondern sich mit den ungeschickten Thürmen, Wurfmaschinen und Mauerbrechern quälen mußten, deren bloße Heranbringung an die Mauer schon eine weitläuftige, unermeßliche Arbeit kostete, so kann man sich die langsamen Fortschritte dieser beschwerlichen Kriegsunternehmungen leicht erklären. Nicht selten geschah es auch, daß nach einer Anstrengung von vielen Monaten ein einziger Ausfall der Belagerten oder ein Paar in die Maschinen geworfene Feuerbrände alles wieder vernichteten.

Ein glücklicher Sieg bey Curte nuova (26 und 27. Nov. 1237) hatte indessen die Uebergabe mehrerer Städte in Piemont zur Folge. Friedrich behandelte die sich unterwerfenden gütig, und gewann damit so viel, daß ihm zur Fastenzeit 38 in der ganzen Lombardey nur noch Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia widerstanden. Von der erstern verlangte er unbedingte Unterwerfung, wahrscheinlich um die Rache Friedrichs I. zum zweiten Mal an ihr zu vollziehen. Allein eben dadurch gewann er sie nie. Gerade jetzt stand der Freiheitsgeist dieser neuen Republiken in seiner Blüte da, wo er Thaten, der Heldenzeit Athens und Thebens würdig, wirkte. Ihre

Mauern

Mauern waren der Kriegskunst jener Zeiten unbezwinglich, und für Vorräthe hatte man bey Zeiten gesorgt. Endlich hatten diese Städte, wie jeder Feind des Kaisers, einen kräftigen Beschützer an dem Papst, der immer lauter donnerte, je glücklicher er den Kaiser sah.

So sprach er auch jetzt plötzlich am Palmsonntage 1239 ohne alle vorausgegangene Warnung zum zweiten Mal den Bannfluch über ihn aus. Seine Gründe, die er in dem Manifest anführte, waren Friedrichs Erhebung seines natürlichen Sohnes Enzio zum König von Sardinien, seine strenge Justiz gegen die geistlichen Verbrecher in seinen Staaten, und mehrere andere Dinge, die ihm mehr zum Lobe als zum Tadel gereichten. Aber so ist der Mensch. Ehe er gesteht, daß er seinen Feind aus reinem Hasse verfolge, sucht er Gründe hervor, deren er sich mehr als jenes Geständnisses zu schämen hätte. Auch wurde es dem Kaiser sehr leicht, sich gegen alle Anklagen zu rechtfertigen. Nur ging er in der Hitze oft weiter, als die Klugheit billigen konnte. Weil ihn z. B. der Papst mit dem vom Meere aufsteigenden Thiere in der Offenbarung Johannis verglichen hatte, welches voller Namen der Gotteslästerung und buntscheckig wie ein Leopard sey, so schrieb Friedrich in seinem Gegenmanifest, der Papst sey jenes andere Thier, von welchem eben daselbst geschrieben stehe: „und es

ging ein anderes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst tödteten." Für so freie Reden war das Zeitalter noch nicht hell genug, auch that sich Friedrich damit bey dem Volke vielen Schaden.

Die Mönche von Monte Cassino hatten die Kühnheit, im Vertrauen auf ihr festes und unzugängliches Kloster den Bann des Kaisers öffentlich in seinen eigenen Erbstaaten bekannt zu machen. Dafür wurden sie belagert, ausgehungert, und dann alle aus dem Lande gejagt. Die Römer und viele andere Städte suchte Friedrich in einem leutseligen Tone und durch Darlegung aller Gründe seines Verfahrens für sich zu gewinnen, und es erhob sich ein langer Federkrieg, in welchem jede Partey ihre Unschuld darzuthun suchte. Im Auslande hatte sich aber Gregor durch seine übertriebenen und höchst unanständigen Geldeintreibungen so verhaßt gemacht, daß seine Aufgebote gegen den Kaiser wenig beachtet wurden. Seinen verläumderischen Legaten stellte Friedrich andere Volksredner entgegen, die die Ränke und Laster des päpstlichen Hofes überall aufdecken mußten, und so trugen diese Zänkereien nicht wenig dazu bey, den blinden Volksglauben der Christenheit zu erschüttern, und eine künftige Umschaffung vorzubereiten.

Gregor, darüber nur mehr erbittert, ging

jetzt so weit, daß er die Deutschen und Franzosen öffentlich aufforderte, jene, sich einen neuen Kaiser zu wählen, diese, Neapel und Sicilien zu erobern. Aber jene antworteten ihm, dem Papst komme nicht zu, einen Kaiser aufzustellen, sondern bloß denjenigen, den die deutschen Fürsten gewählt hätten, zu krönen. Und Ludwig IX. von Frankreich schrieb zurück: „Nach welchem Rechte kann der heilige Vater einen so großen Fürsten, der keinen höhern über sich hat, unüberführt verdammen und absetzen? Hätte Friedrich es verdient, so könnte dies doch nur vor einer allgemeinen Kirchenversammlung geschehen. Wegen seiner Vergehungen kann man den Angaben seiner Feinde, und folglich auch des Papstes nicht trauen. Er ist gegen uns ein treuer Nachbar gewesen, und wir haben nicht gesehen, daß er etwas gegen die Religion gethan hätte. Wir werden unser Blut nicht in einer ungerechten Sache gegen einen so mächtigen Monarchen verschwenden ꝛc."

Dies alles war fruchtlos bey dem 90jährigen Greise. Noch am Rande des Grabes wollte er seinen Feind nicht loslassen. Unaufhörlich forderte er alle Fürsten Europens zur Vollstreckung des Banns gegen den Kaiser auf. Er fiel sogar auf das bisher unerhörte Mittel, das Kreuz gegen ihn, als gegen einen Ketzer, predigen zu lassen, und ertheilte denen, die gegen ihn fech-

ten würden, den nämlichen Ablaß, als wenn sie gegen Saracenen und Türken stritten; denen aber, die bereits das Kreuz gegen die Türken genommen hatten, bedeutete er, daß es eben so heilbringend für ihre Seele seyn werde, wenn sie gegen den Kaiser die Waffen führten. Um endlich selbst eine Macht gegen ihn aufbringen zu können, schrieb er neue Steuern in allen Ländern mit solcher Härte aus, daß viele Kirchen und Klöster sich in Schulden stürzten, um sie nur aufbringen zu können. In England mußte jeder Prälat den fünften Theil seiner Einkünfte hergeben, welches auf den Erzbischof von Canterbury allein 800 Mark Silbers austrug. Venedig und Genua versprachen ihm ihre Hülfe, und so war Friedrich in Italien von seinen zwey wüthendsten Feinden, den Lombarden und dem Papst in die Mitte genommen (1240).

In dieser Noth wagte er zum ersten Mal den unerhörten Frevel, seine Waffen gegen den Stuhl des heiligen Petrus selbst zu richten, indeß sein tapfrer Sohn Enzio die Lombarden beschäftigte. Er schickte jedoch vorher Briefe an alle Monarchen voran, versicherte auch die Cardinäle seiner Ehrfurcht, und suchte die Person des Papstes von dessen Würde sorgfältigst zu trennen. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit schritt er sodann auf den Kirchenstaat los (Febr. 1240), schnitt den Papst von allen seinen Bun-

desgenossen ab, und stand vor Rom, ehe man es für möglich gehalten hatte. Dem erschrockenen aber doch noch racheschnaubenden Gregor blieb nichts übrig, als in kläglichen Processionen die Schädel Peters und Pauls durch die Straßen zu tragen, und die Römer durch Bitten und Thränen zu rühren. Alle Legaten mußten den Kaiser als einen Abschaum der Hölle schildern. Er sollte Mosen, Christum und Muhameden die drey größten Volksverführer genannt, auch sogar ein gottloses Buch de tribus impostoribus geschrieben haben. Friedrich erklärte dies in seinen Vertheidigungsschriften für abgeschmackte Verläumdung, und versicherte, daß er nichts fester glaube, als daß Muhamed ewig verdammt sey.

Der Krieg ward indessen, wie es sich von Italiänern erwarten läßt, mit empörender Grausamkeit geführt. Die Venetianer verbrannten ein Schiff, das dem Kaiser Soldaten zuführte, mit Mann und Maus. Er ließ dafür den gefangenen Sohn ihres Dogen vor ihrem Angesicht an einem hohen Thurm zu Trani aufhängen. Jedem Geistlichen, der sich mit einem Kreuz auf dem Rock betreten ließ, wurde eins in die Stirn gebrannt. Bey alle dem wünschte Friedrich doch mit Rom gelinde zu verfahren, und bot deshalb unaufhörlich Frieden an. Aber der Papst verweigerte ihm nicht nur das Recht, Bedingungen vorzuschlagen, sondern auch sogar den

Kaisertitel *). Endlich, da das Volk selbst über seine Hartnäckigkeit unwillig wurde, ließ er sich den Vorschlag gefallen, daß der Streit auf einer allgemeinen Kirchenversammlung entschieden würde. In dieser sollten alle Prälaten der Christenheit auf Ostern 1241 nach Rom berufen werden, bis dahin aber sollte zwischen den päpstlichen und kaiserlichen Truppen Waffenstillstand seyn.

Gregor IX. war indeß keinesweges Willens, ein Gericht über sich zu erkennen. Er schrieb zwar das Concilium aus, aber bloß „wegen der schweren Lasten der Kirche." Auch wurden nur solche Bischöfe geladen, auf die der Papst rechnen konnte. Friedrich that vergebens Vorstellungen wegen dieser Verspottung, und da der Papst nichts änderte, so ließ er seinerseits allen Prälaten ernstlich anrathen, zu Hause zu bleiben, weil er ihnen keine Sicherheit geben könne. Auch ließ er alle Pässe nach Italien besetzen, und als er erfuhr, daß eine Gesellschaft von mehr als 100 Geistlichen auf genuesischen Schiffen zur See nach Rom kommen wolle, ließ er sie durch die Pisaner auffangen, und schickte sie sämmtlich nach Neapel in sichere Verwahrung.

So sehr dies Unglück alle Hoffnungen Gregors niederschlug, so wenig beugte es den Starr-

*) Er nannte ihn Friedrich von Waiblingen, und daher soll das wunderliche Ghibellini entstanden seyn.

sinn dieses unbezwinglichen Priesters. Damals kam Richard von Cornwall, des Königs von England Bruder, von Palästina über Rom zurück, und wollte bey dieser Gelegenheit ein Wort der Sühne bey dem Papst versuchen. Aber mit Erstaunen hörte er, daß dieser nichts geringeres verlangte, als gänzliche Abdankung aller Heere, und einen feierlichen Eid, daß man sich ganz dem Ausspruch der Kirche unterwerfen wolle. „Es ist mir doch lieb, sagte Friedrich zu seinem Schwager, daß du nun mit eignen Augen gesehen hast, was ich immer gesagt habe."

Einige Monate vorher war die Nachricht von der verheerenden Annäherung der Mongolen in Schlesien erschollen. Sie hatten Krakau und Breslau verbrannt, in einer fürchterlichen Schlacht bey Liegnitz (1241) die schlesischen Herzoge, die Palatine von Polen und die Ritter des deutschen Ordens niedergehauen, und neun Säcke mit abgeschnittenen Ohren der Erschlagenen gefüllt. Hierauf hatten sie sich nach Ungarn gewendet, und in kurzer Zeit das ganze Land verwüstet. Selbst die Festungen widerstanden ihnen nicht, da sie chinesische Ingenieure und arabische, ja sogar französische Künstler bey sich hatten. Gregor IX. schickte ihnen auf Bela's, des ungrischen Königs, Hülferuf eine Gesandtschaft von Mönchen entgegen, aber der Chan gab ihnen zur Antwort, die Söhne der Götter und des Dschingis

seyen mit der Macht des Himmels bekleidet, die Nationen zu unterjochen und auszurotten, und dem Papst stehe ein gleiches Schicksal bevor, wenn er sich nicht in Demuth ihm zu Füßen werfe. Die Deutschen unter Anführung des Königs Konrad, den die mächtigsten Reichsfürsten und sein Halbbruder Enzio unterstützten, hatten den Ruhm, diese fürchterlichen Schwärme bey Neustadt in Oestreich theilweise zu besiegen, und sie vielleicht mit durch ihre Tapferkeit von Deutschland wegzuschrecken. Sie wandten sich wieder gegen Morgen, verheerten Servien, Bosnien und die Bulgarey, und kehrten langsam von der Donau nach der Wolga zurück.

Friedrich II. hielt unterdessen noch immer Rom eingeschlossen, und that dem Papst soviel Schaden als er konnte. Unter andern zerstörte er ihm ein Schloß in der Campagna di Roma, das er von dem Gelde der Kreuzzüge für seine Nepoten (Verwandte) erbauet hatte, und diese Nachricht brach die letzte Kraft des nur vom Tode bezwingbaren Greises. Er starb den 21. Aug. 1241.

9.

Innocentius IV.

(1243 — 54.)

Die wenigen Cardinäle, welche noch in Rom wären, wählten Cölestin IV. zu seinem Nachfolger, allein dieser schwächliche Greis überlebte seine Wahl nur wenige Wochen. Friedrich hielt unterdessen den Kirchenstaat noch immer besetzt, und fing alle Geldzuflüsse auf, die aus den transalpinischen Ländern nach Rom gingen. In die Papstwahl mischte er sich nicht, wie gewiß jeder seiner Vorgänger gethan haben würde, auch hinderte er sie nicht, sondern trieb vielmehr die Cardinäle mit allem Ernst dazu an. Dennoch verzögerte sie sich 21 Monate lang, theils weil die Lage der Sachen wirklich kritisch war, theils weil man durch die aus der langen Erledigung entstehende Verwirrung dem Kaiser gern einen bösen Ruf und die allgemeine Unzufriedenheit erwecken wollte. Friedrich sah sich daher genöthigt, durch Gewalt und Drohungen einen Entschluß zu erzwingen. So wählten denn endlich die Kardinäle zu Anagni am 25. Jun. 1243 den Genueser Sinibald Fiesco aus dem Hause der Grafen von Lavagna, der den Namen Innocenz IV. annahm.

Dieser kluge und entschlossene Mann führte

den Kampf um die Weltherrschaft mit aller Anstrengung fort, die ein so hoher politischer Zweck und ein so kühner Gegner erforderten. Er tobte nicht leidenschaftlich wie Gregor, er sprach stets milde und anständig, aber darum nicht weniger fest. Er bestätigte den Bann des Kaisers, verband sich mit den Lombarden und mit mehreren Städten in Toskana, und suchte alle auswärtige Mächte gegen den Kaiser aufzubringen. Vergebens bot Friedrich unaufhörlich Versöhnung an, man machte immer neue Bedingungen, von denen man wußte, daß er sie nicht erfüllen konnte. Weil er sich aber selbst von Herzen nach dem Ende dieses lästigen Krieges sehnte, that er zuletzt Vorschläge, die der Papst nicht mit Ehren zurückweisen konnte. Er wollte alle Schäden ersetzen, seine Verachtung des Banns durch Kirchenstrafen büßen, und den Stuhl zu Rom in geistlichen Dingen als das Oberhaupt aller christlichen Könige und Fürsten anerkennen (1244).

Allein wer sollte mit der Erfüllung des neuen Friedens den Anfang machen? Innocenz wollte durchaus den Bann nicht eher aufheben, als bis auch der allerkleinste Schade ersetzt wäre. Welch ein unendliches Feld für die Schikane! Jetzt sah Friedrich wohl ein, daß kein sicherer Friede anders zu Stande kommen könne, als wenn der eine Theil als entschiedener Sieger den andern zur Erfüllung der Bedingungen zwingen

könne. Er ergriff daher die Waffen aufs neue, schloß Rom von allen Seiten ein, besetzte alle Pässe, durch welche der Papst Geldzuflüsse erhalten konnte, und ließ eine Menge seiner Unterhändler auf der See wegfangen.

Indem er so sein Ziel ganz gewiß zu erreichen hoffte, spielte ihm der Papst einen Streich, der ihn auf einmal wieder weit von demselben zurückschleuderte. Er entfloh in einer Nacht plötzlich mit großer List nach Civitavecchia, und von da zu Schiffe nach seiner Vaterstadt Genua, und erschien bald darauf (2. Dec. 1244) ganz unerwartet in Lyon, wohin er ein allgemeines Concilium berief, um über den Erzfeind der Kirche Recht zu sprechen *). Zugleich that er ihn von neuem in den Bann, und ließ um Fastnacht den Fluch gegen ihn auf allen Kanzeln in Frankreich bey brennenden Kerzen und unter Glockengeläut abkündigen. Die Empfindungen des Volks und selbst der Geistlichen waren dabey verschieden. Ein Pfarrer in Paris sagte zu seiner Gemeinde: „daß zwischen dem Papst und dem Kaiser Streit ist, wissen wir; wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, gegen den Kaiser den Bann zu sprechen. Ich spreche ihn hiermit gegen den, auf dessen Seite das Unrecht ist; dem

*) Der bestürzte Friedrich rief aus: „Es stehet geschrieben, der Gottlose entrinnet und niemand verfolgt ihn."

unschuldig Leidenden gebe ich die Absolution.“ Der kühne Redner ward für seine Freimüthigkeit vom Papste gestraft, Friedrich aber machte ihm ein ansehnliches Geschenk dafür.

Zu Johannis 1245 fanden sich die Prälaten Spaniens, Englands, Frankreichs und der Lombardey zu Lyon ein; selbst aus Palästina war einer gekommen. Aus Deutschland und Ungarn erschienen wenige. Man sah gegen 140 Erzbischöfe und Bischöfe beisammen. Von Seiten des Kaisers waren drey tüchtige Rechtsgelehrte zugegen. Am Montag nach Johannis ward die Kirchenversammlung durch Processionen und geistliche Ceremonien eröffnet. In der zweiten Sitzung hielt der Papst unter vielen Thränen eine Predigt über die Worte: O vos omnes, qui transitis per viam, attendite et videte, si dolor est, sicut meus. Er verglich darin seine Schmerzen mit den fünf Wunden Christi, nämlich 1) den Schmerz über die Tataren, 2) über die Trennung der griechischen Kirche von der römischen, 3) über die überhand nehmenden Ketzereien, 4) über die neuerliche Verwüstung des heiligen Landes durch die Chorasmier, und 5) über den Kaiser und dessen fürchterliche Verbrechen (enormitates). Die letztern zählte er hierauf in der eigentlichen Sitzung einzeln auf. Da hörte man alle die alten Beschuldigungen wieder, daß er ein Ketzer, ein heimlicher Muhamedaner, ein

Gotteslästerer sey, daß er mit dem Sultan von Aegypten ein Bündniß geschlossen, Saracenen in seine Städte und Heere aufgenommen, seine Eidschwüre gebrochen, Geistliche gemißhandelt u. dgl. Einer der Gesandten, der kaiserliche Hofrichter Thaddäus von Sessa, nahm hierauf das Wort, und vertheidigte den Kaiser beredt und bündig, allein da er vom Papst immer überschrien ward, untersagte ihm Friedrich zuletzt die fernere Vertheidigung, mit dem Zusatze, es sey der Würde des Reichs unanständig, einem so einseitigen Pfaffengericht Rede zu stehen. Diese Worte beleidigten die Selbstsucht der Prälaten so sehr, daß alle, die bisher noch geschwiegen hatten, den Kaiser nun laut einen Rebellen nannten. Jeder suchte jetzt noch eine neue Klage anzubringen. Der unerschrockene Thaddäus schlug sie alle nieder. Auf die Beschuldigungen eines Bischofs von Carinola, den Friedrich aus dem Lande verbannt hatte, antwortete er: „Dein Zeugniß ist nicht gültig, aber ich kann es nicht mit Stillschweigen übergehen. Du bist der Sohn eines Verräthers, dem das Urtheil vor Gericht gesprochen und vollstreckt ist, und du willst in seine Fußtapfen treten." Worauf der erschrockene Prälat verstummte.

Unterdessen hatte der Papst das Concilium so lange hingezogen, daß die meisten Bischöfe, denen der lange Aufenthalt an einem fremden

Orte wegen der großen Kosten sehr beschwerlich fiel, um jeden Preis wünschten, den Schluß desselben zu beschleunigen. So blieb denn außer den kaiserlichen Gesandten niemand übrig, der nicht dem Papste beigefallen wäre, und das Ende der Verhandlungen war der Ausspruch: „Der Kaiser ist von Gott verflucht und seiner Würde entsetzt, seine Völker sind ihres Eides entbunden, die deutschen Fürsten zu einer neuen Kaiserwahl berechtigt, über Neapel und Sicilien muß der Papst, als oberster Lehnsherr, einen andern König setzen." Während der Vorlesung dieses Spruchs hatten alle Bischöfe brennende Kerzen in den Händen gehalten, jetzt warfen sie dieselben auf die Erde und traten sie mit Füßen. Das war der Gebrauch bey dieser schauerlichen Handlung.

10.

Heinrich Raspe.

(1246.— 47.)

Friedrich entbrannte bey der Nachricht von seiner Absetzung von gerechtem Zorn, und nahm sogleich die kräftigsten Maaßregeln, seine Krone zu behaupten. Die strengsten Befehle wurden

gegen die Geistlichen in seinen Ländern erlassen, die sich weigern würden, den Gottesdienst fortzusetzen. Zugleich unterwarf er sie allen Steuern und Lasten, die die Laien zu tragen hatten. Allen europäischen Monarchen öffnete er in ausführlichen Briefen die Augen über des Papstes Anmaßungen, ihre schimpfliche Zinsbarkeit, und ihre Gefahr, einst so wie er untertreten zu werden. „Ich bin nicht der erste, heißt es unter andern in seinem Briefe an den König von England, und ich werde auch nicht der letzte seyn, den der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt verfolgt und in den Abgrund zu stürzen sucht. Und ihr gehorcht bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihre Rache strömen werde! O hätte eure leichtgläubige Einfalt sich bemüht, nach den Worten des Erlösers zu lernen, was die Heucheley der Schriftgelehrten und Pharisäer ist! Wie oft würdet ihr haben die Schändlichkeiten des römischen Hofes verwünschen müssen, welche Anstand und Ehrbarkeit herzurechnen verbieten. Die übermäßigen Einkünfte, mit denen sie sich bereichern, indeß so manches Land verarmt, haben ihnen den Kopf verdreht. Aber bey euch betteln Christen und Pilger, damit in Italien die Ketzer vollauf haben. Dort reißt ihr die Häuser eurer Landsleute ein, damit hier die Städte eurer Feinde gebauet werden. So werden durch eure Zehen-

ten und Almosen solche Arme in Christo unterstützt, deren Lohn euer größter Schade ist. Je freigebiger ihr eure Hände aufthut, desto begieriger greifen sie darnach, ja sie nehmen lieber den ganzen Arm. Sie halten uns in ihren Schlingen, wie Vögel, die bey jedem Versuch zu entkommen, das Band nur noch fester zuziehen."

Er spricht hierauf von seinen Zurüstungen zum nächsten Feldzuge, und wie er in diesem seine Feinde gewiß zu überwinden hoffe. „Glaubt nicht, fährt er fort, daß die Majestät unserer Größe auf irgend eine Weise durch den Spruch des Papstes gelitten habe. Unser Gewissen ist rein, und folglich Gott mit uns. Ihn nehmen wir zum Zeugen. Stets ist es unsere Absicht und unser Wille gewesen, die Geistlichen jedes Standes, und vorzüglich die mächtigern, zu dem zurück zu bringen, was sie in der ersten Kirche waren, das heißt, zu einem apostolischen Wandel, und zur Nachahmung der Demuth ihres Meisters. Solche Geistliche lebten im Umgang der Engel, glänzten durch Wunder, heilten Kranke, erweckten Todte, und machten durch ihre Heiligkeit, nicht durch die Waffen, Fürsten zu ihren Knechten. Unsere Priester hingegen, den Schwelgereien der Welt ergeben, und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott; der Ueberfluß an Geld und Gütern hat alle Religion in ihnen erstickt. Solchen Leu-

ten die Reichthümer zu nehmen, welche ihnen schädlich und eine Last sind, die sie zur Verdammniß führt, ist ein Werk der Liebe. Und dazu, daß sie alles überflüssige herausgeben, und, mit mäßigen Einkünften zufrieden, Gott dienen, dazu solltet ihr und alle Fürsten der Erde, mit uns vereint, die letzten Kräfte anwenden."

Nach einem solchen Briefe wird es niemanden befremden, daß Friedrich II. seinen Zeitgenossen für einen argen Ketzer galt. Selbst die Könige von England und Frankreich, die von einer ähnlichen Unbefangenheit noch sehr fern waren, schüttelten den Kopf, und wollten nichts mit ihm zu thun haben.

Innocenz IV. war indessen geschäftig, seine Sprüche zur Vollstreckung zu bringen. Das konnte nur durch Aufwiegelungen in den Ländern des Kaisers geschehen. So mußten seine Abgesandten die Einwohner von Neapel auffordern, diesen „zweiten Nero" zu verlassen, und in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Andere Ermunterungen waren noch ungeistlicher. Es ward eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers entdeckt, und bey den Verhafteten fand man päpstliche Anstiftungsbriefe. Diese ließ Friedrich öffentlich bekannt machen. Die Bezwingung der Rebellen hatte harte Maaßregeln gekostet. Den Krieg gegen die lombardischen Städte führte der tapfere Enzio immer noch, und mit Glück, fort.

Auch in Deutschland rief der Papst jeden frommen Christen zur Theilnahme an der Rechtsvollstreckung auf. In die Fürsten drang er, einen andern Kaiser zu wählen, wozu er Geld und andern Beistand versprach. Anfänglich fielen ihm nur die geistlichen Stände bey, und auf deren Zureden ließ sich der Landgraf Heinrich von Thüringen, mit dem Beinamen Raspe, willig finden, „zur Ehre Gottes und der Kirche, wie auch der christlichen Religion zum Besten," das Reich wirklich anzunehmen. Neue Erpressungen der päpstlichen Legaten in England, Frankreich und Spanien setzten Innocenzen in den Stand, ihm große Summen zur Ausrüstung eines Heeres übermachen zu können. Dadurch gewann der Landgraf nicht nur einen Haufen gemeinen Gesindels, sondern auch viele der kleinern Reichsritter in Franken und Schwaben, die nicht viel zu verlieren hatten, ja vielmehr nach Vernichtung der Hohenstaufen sich noch in deren Güter zu theilen hofften. Die Bettelmönche predigten von allen Kanzeln das Kreuz gegen Friedrich, versprachen auch, wie das erste Mal, allen, die die Waffen gegen ihn ergreifen würden, vollkommenen Ablaß ihrer Sünden, ja es wurde ein eigener Legat, der Bischof von Ferrara, nach Deutschland geschickt, mit der Vollmacht „zu pflanzen und auszureißen, zu bauen und niederzustürzen, wie es es ihm Gott eingeben würde,"

und dieser ließ bekannt machen, daß, wer nur seine Predigten anhören würde, mit 20 bis 40tägigem Ablaß und mit Befreiung von der Kirchenbuße belohnt werden solle.

Die großen Reichsfürsten verhielten sich ganz ruhig; jene kleinere hingegen samt den deutschen Prälaten kamen zu Hochheim bey Würzburg zusammen, und erwählten am Himmelfahrtstage 1246 Heinrich Raspen zum römischen König, ließen ihn auch bald darauf zu Aachen krönen. Der Papst schickte ihm dazu von Lyon aus, wo er sich noch immer aufhielt, ein Geschenk von 15,000 Mark Silbers, und zwey angesehene schwäbische Baronen erhielten 7000 Mark, um ihre Vasallen zu bestechen, nebst dem Versprechen, das Herzogthum Schwaben unter sich theilen zu dürfen, wenn sie mitten in der Schlacht von ihrem Lehnsherrn, dem König Konrad, zu Heinrich Raspen übergingen.

Diese Verrätherey kam glücklich zu Stande. Als Konrad, Friedrichs Sohn, am 24. Jul. bey Frankfurt am Main den neuen König — Pfaffenkönig nannte ihn das Volk — angriff, gingen die beiden Verräther mit 2000 Reitern und Schützen zu ihm über, und in dieser Verwirrung, da niemand wußte, wer Freund oder Feind sey, ergriff zuletzt Konrads ganzes Heer die Flucht, und er selber mußte sich in das feste Frankfurt werfen. Allein er erholte sich wieder,

als die Herzoge von Lothringen und Burgund, die Grafen von Bar, Chalons, und andere Vasallen mit ihren Truppen zu ihm stießen. Auch die Städte blieben ihm treu, und nachdem der Landgraf Reutlingen und Ulm lange vergeblich belagert hatte, ward er bey der letztern Stadt von dem zum Entsatz herbeirückenden Konrad so völlig geschlagen, daß er das Feld nicht mehr halten konnte, und das Jahr darauf (17. Febr. 1247) auf der Wartburg vor Gram starb. Jetzt geschah die oben erwähnte erste Vereinigung Thüringens mit dem heutigen Sachsen, unter Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, Raspens Schwestersohn.

So war dieser Feind glücklich besiegt. Seine Anhänger wurden zum Theil mit dem Tode, zum Theil mit Gefängnißstrafe bestraft. Von den päpstlichen Hülfsgeldern war eine ansehnliche Summe Konraden in die Hände gefallen.

10.

Friedrichs II. letzte Anstrengungen.

(1247 — 50.)

Langsamere Fortschritte hatte unterdessen Friedrich selber in Italien gemacht. Das ewige

Bann- und Ketzergeschrey des Papstes und der Geistlichen war doch nicht fruchtlos gewesen, er sah mit Unmuth, wie ein Freund nach dem andern ihn aus Gewissensgründen verließ, dazu warf ihn noch eine Krankheit in Apulien nieder, und sein Arzt ward über einen Gifttrank ertappt, den er ihm auf Anstiften seines ältesten Freundes und Ministers, des Rechtsgelehrten Peter delle Vigne, hatte reichen wollen. Solche Erfahrungen schlugen ihn tief nieder, und er sehnte sich herzlich nach dem Ende dieser Kämpfe. Der fromme König Ludwig IX. von Frankreich übernahm auf sein Ersuchen das Geschäft, in einer persönlichen Zusammenkunft mit Innocenz IV. zu Clügny eine Aussöhnung zu vermitteln, wobey sich Friedrich zu großen Aufopferungen erbot, allein der Papst, der den Verfall seiner Kräfte mit innigem Vergnügen betrachtete, wollte diese Aussöhnung nicht übereilen, damit der verwundete Feind sich durch das Zögern erst recht verblutete. Vergebens erinnerte ihn der König an den Ausspruch des Heilands, daß man dem bittenden Feinde auch siebzigmal siebenmal verzeihen müsse; er blieb dabey, die Kirche sey zu tief gekränkt, und fuhr fort, seine Maschinen gegen den Verbannten in Bewegung zu setzen.

Zehnten, Ablaßverkauf, Pfründenwucher, Erpressungen und Anleihen mußten abermals das baare Geld aller Länder in die päpstliche Schatz-

kammer pumpen. Ganze Schaaren von Bettelmönchen strömten von Lyon aus, die Völker aufzuwiegeln. Selbst an den König Konrad wagten sie sich, um ihn, wie einst seinen ältern Bruder zur Empörung gegen seinen eigenen Vater zu versuchen. Ein Kardinal ging sogar zur See, um dem König Hakon von Norwegen die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Um den Kaiser recht verhaßt zu machen, ließ der Papst in Lyon mehrere Personen mit großem Geräusch gefangen nehmen, und einen sogar so lange foltern, bis er es in der Angst bejahte, daß er ihn habe vergiften sollen. Allein niemand glaubte dieser elenden Erfindungen, wie überhaupt die Franzosen von ihrer Ehrfurcht gegen den Papst sehr zurückkamen, seitdem sie Gelegenheit hatten, ihn in der Nähe zu beobachten.

Enzio hatte jetzt nach langer Kriegsarbeit die Lombardey fast erschöpft, und Apulien, Calabrien und Sicilien hatten Friedrichs drittem Sohne Heinrich gehuldigt. Den Zwischenraum von Ruhe wollte der müde Kaiser zu einer Reise nach Lyon benutzen, um den Papst durch mündliche Vorstellungen zur Aufhebung des Bannes zu bewegen. Um sich von dem Verdacht der Ketzerey zu reinigen, ließ er sich von fünf vornehmen italiänischen Prälaten förmlich examiniren, und schickte ihr Zeugniß nach Lyon. Aber der Papst machte ihnen harte Vorwürfe, daß sie

sich mit einem Verbannten zu schaffen gemacht, ohne von ihm bevollmächtigt gewesen zu seyn, und ließ den Kaiser wissen, daß er, um sich von seinen Sünden zu reinigen, wehrlos und allein, in der Gestalt eines Büßenden zu ihm kommen müsse. Jeden Besuch auf andere Art verbitte er sich durchaus.

Friedrich machte auch dies Verfahren des Papstes allen auswärtigen Mächten bekannt. Innocenz, der vor einem plötzlichen Ueberfall eine kindische Furcht hatte, arbeitete aus allen Kräften daran, dem Kaiser aufs neue in Italien zu schaffen zu machen. Dies gelang über Erwartung. Eine päpstliche Partey bemächtigte sich plötzlich der Stadt Parma, deren Besitz bisher dem Kaiser von der größten Wichtigkeit gewesen war (16. Jun. 1247). Um sie wieder zu gewinnen, erbaute er eine ganz neue Stadt gegen sie, aber nach langer Arbeit fiel auch diese unerwartet den Parmesanern in die Hände, als eben der Kaiser auf einer Falkenjagd begriffen war (1248). Und das Jahr darauf fiel sein trefflicher Sohn Enzio in einen Hinterhalt der Bologneser, die ihn in ihre Stadt schleppten, und ihn trotz allen Anerbietungen seines Vaters bis an sein Ende, 22 Jahre lang, in der Gefangenschaft erhielten. Auch Ezzelin nahm jetzt die Maske ab, und verließ des Kaisers Partey, da er ihrer nicht mehr bedurfte. Mailand war

bis ans Ende unbezwungen geblieben. So schwach stand ein großer Kaiser zwischen diesen Städtemauern da!

Und als ob das Schicksal selbst des Papstes Worte erfüllen wollte, brach auch in Deutschland der Aufruhr von neuem aus. Innocenz hatte nicht eher geruht, als bis er einen Nachfolger Heinrich Raspens aufgefunden hatte. Dies war der kaum 20jährige Graf **Wilhelm** von Holland. Gelockt von dem Königstitel, und im Vertrauen auf die Macht seines Oheims, des Herzogs von Brabant, und seiner Vettern, des Erzbischofs von Kölln und der Bischöfe von Lüttich und Utrecht, wagte er sich auf die schlüpfrige Bahn. Die Schätze und Versprechungen des Papstes erkauften ihm viele Stimmen, und so ward er wirklich, schon am 3. Oct. 1247, durch das unermüdete Betreiben der päpstlichen Legaten von einer Anzahl, meist geistlicher, Fürsten zu Kölln zum römischen König gewählt. Der Papst übersandte ihm sogleich 30,000 Mark Silbers, den Schweiß fremder Länder, zur Unterstützung, und ein Kardinal mußte in der Lombardey ein Heer für ihn werben. Die großen Reichsfürsten hielten sich still, die reichen Städte sperrten ihre Thore, und schlossen unter sich zu gegenseitiger Hülfsleistung in dieser Zeit der Anarchie und Unsicherheit den berühmten **rheinischen Bund** (1248), dem an 70 Städte bei-

traten. Gegen Aachen, das dem neuen König standhaft den Einzug verweigerte, ward sogar das Kreuz gepredigt, und erst nach langer Belagerung konnte es bewegt werden, die Krönung zu gestatten.

Innere Kriege und Fehden zerrütteten damals das Reich an allen Enden. Selbst der König Konrad lag mit seinen schwäbischen Vasallen im Streit, und hatte vor ihnen nach Baiern flüchten müssen. Ein Cardinal Capuccio zog in Gesellschaft des Erzbischofs von Kölln an der Spitze von 10,000 Landstreichern durch die kleinern deutschen Staaten, erpreßte überall große Summen von Kirchen und Klöstern, und nahm oft sogar das Kirchengeräth und die Glocken weg. Von dem hundert Meilen entfernten Friedrich erzählten sie die entsetzlichsten Schandthaten, um die ihrigen damit zu rechtfertigen.

Niedergebeugt von der entkräfteten Krankheit, und des Lebens überdrüßig, erbot sich Friedrich II. jetzt, sein ganzes übriges Leben in Palästina zuzubringen, wenn er dadurch mit der Kirche ausgesöhnt werden könnte. Aber der Papst verwarf jeden Vorschlag, sicher hoffend, den schon gebeugten Feind bald gänzlich in den Staub treten zu können. Doch noch einmal richtete sich Friedrich auf, erschien wieder bey dem Heer in Apulien und verjagte die päpstlichen Truppen aus mehrern Städten. In Tos-

cana und dem Kirchenstaat war er noch immer der Stärkere. Seine Erbstaaten hatten noch keinen Feind gesehen, und bereicherten sich durch den blühendsten Handel mit den Saracenen, selbst bis nach Indostan und Ceilon hin. In der Lombardey trat statt des verlornen Parma dessen Nebenbuhlerin Piacenza auf des Kaisers Seite, und that den Parmesanern, so wie Cremona den Mailändern, großen Abbruch. Der Papst hatte sich durch seine Erpressungen allenthalben verhaßt gemacht. Der Erzbischof von Lyon war seines langen Aufenthalts herzlich überdrüssig, die Könige von Frankreich und England lehnten seinen kostspieligen Besuch ab, und die Römer drohten ihm, einen andern Papst zu wählen, wenn er nicht bald zu ihnen zurückkehrte. Friedrich hoffte noch immer, seinen Zug nach Lyon auszuführen, allein statt der ersehnten Genesung überraschte ihn der Tod schon am 13. Dec. 1250 auf seinem Schlosse Fiorentino in Capitanata, in den Armen seines natürlichen Sohnes Manfred, des jüngsten und geliebtesten seiner Kinder, nachdem er sich durch alle Kirchengebräuche dazu vorbereitet hatte. Er stand damals im 56sten Jahre.

Das Aeußere dieses lebenvollen Mannes entsprach seinem Innern vollkommen. Er war von schönen, kräftigen Wuchs, blond, und von freundlichen, doch wundervollen Zügen; ein

Freund des weiblichen Geschlechts, aber auch der Künste und Wissenschaften. Er verstand sechs Sprachen, dichtete provenzalische Minnelieder, und schrieb mehrere Werke in lateinischer und italiänischer Sprache, unter andern eine lateinische Abhandlung über die Natur und Wartung der Vögel. Der damals herrschende Geschmack an Sterndeuterey hatte auch ihn so ergriffen, daß er nicht das geringste ohne den Rath der Sterne unternahm.

12.

Conradino.

(† 1268.)

Frohlockend über den Tod seines Feindes kehrte Innocenz IV. von Lyon nach Rom zurück. „Himmel und Erde sollen sich erfreuen, schrieb er den Sicilianern, daß nun das starke Donnerwetter, welches euch bisher so sehr geschadet, sich in einen sanften Wind verändert hat.“ Allein noch schien dem rachgierigen Italiäner sein Sieg nicht vollständig, so lange noch ein Sprößling der Hohenstaufen übrig war. Das ganze Haus seines Feindes sollte untergehen. Dem römischen König Konrad sprach er sogar sein schwä-

bisches Herzogthum ab, und die Neapolitaner lud er freundlich ein, unter das süße Joch der Kirche zurückzukehren, worauf auch alsbald viele Große, und die Hauptstadt selbst, die römische Hoheit anerkannten.

Dagegen eilte König Konrad, der in Deutschland aus Mangel an Mitteln nur in geringem Ansehen stand, sich seines reichen Erbtheils in Italien zu versichern. Er ging 1251 mit einem Heere über die Alpen, vereinigte sich mit den Anhängern der gibellinischen Partey in Oberitalien, und ging sodann von Porto Navone zu Schiffe nach Apulien. Ein großer Theil der Einwohner fiel ihm hier mit Freuden bey, nur die Stadt Neapel hielt eine lange Belagerung aus, ehe sie ihn einließ (1253). Als er hierauf den Papst um die Belehnung ersuchte, befahl ihm dieser, zuvor an einem bestimmten Tage in Rom zu erscheinen, um über verschiedene Artikel des christlichen Glaubens Rede und Antwort zu geben. Zu gleicher Zeit bot er das Reich bald in England und Frankreich aus, bald machte er neue Versuche, es mit seinem Kirchenstaat zu vereinigen.

Dazu schienen die Umstände recht günstig zu werden. Im J. 1253 starb Friedrichs II. dritter Sohn, Heinrich, in Sicilien, und 1254, 21. May, folgte ihm Konrad selber nach, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung von seinem na=

türlichen Bruder Manfred. Innocenz IV. begab sich nun voll froher Hoffnungen in Person nach Neapel, wo sich sogar Manfred ihm unterwarf, allein mit eben diesem kam es doch bald nachher zum Bruch. Innocenz starb noch 1254, und Manfred maßte sich die oberste Gewalt in Neapel und Sicilien an.

Zehn Jahre hatte er sich in derselben behauptet, als Papst Clemens IV., ein Franzose von Geburt, den Bruder König Ludwigs IX., Karl von Anjou, Grafen von Provence, abermals ermunterte, das Königreich beider Sicilien für sich zu erobern. Durch Kreuzpredigten und Ablaßversprechungen brachte er ihm sogar ein Heer zusammen, und mit diesem trat der kecke Franzose die Reise nach Italien an. Manfred, anstatt den französischen Ungestüm durch Zaudern abzukühlen, bot sogleich eine Schlacht an, in der er das Leben verlor, und die den Sieger wirklich zum König von Neapel machte (26. Febr. 1266). Der Papst bestätigte ihn als solchen gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs von 80,000 Unzen Goldes, und unter Bedingungen, die aus diesem Nachbar ein nützliches Werkzeug, niemals wieder einen gefährlichen Feind machen sollten.

Allein der französische Uebermuth wurde den freiheitliebenden Italiänern bald unerträglich. Alle wünschten sich die väterliche Regierung Friedrichs II. zurück, und da noch ein Enkel von

ihm, Konrad *), des römischen Königs Konrad Sohn, vorhanden war, so richteten sie ihre Blicke auf diesen, und ließen heimlich Aufforderungen an ihn ergehen, denen seine eignen Wünsche entgegen kamen. Unter romantischen Gesängen aufgewachsen (es ist von ihm noch ein Minnelied übrig), und selber in der Rosenzeit des Lebens, berechnete er die Schwierigkeiten nicht; er verkaufte und verpfändete vielmehr, wie ein ächter Kreuzfahrer, noch die letzten Trümmer der hohenstaufischen Güter in Schwaben **), und warb dafür ein Heer an, mit dem er, ungeachtet der zärtlichsten Bitten seiner ahnenden Mutter, in Gesellschaft seines Busenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, den Zug über die Alpen muthig antrat. Der Anfang versprach Glück. Allenthalben fielen ihm die Gibellinen

*) Geb. den 25. März 1252. Die Italiäner nannten ihn wegen seiner Jugend Conradino, daher sein neuerer Theatername Konradin von Schwaben.

**) Er, der Nachkomme der reichen und mächtigen schwäbischen Herzoge, war so arm, daß er das Geld zu seiner Hochzeit borgen mußte, und der ganze Rest seiner Familiengüter bestand in den Städtchen Weiden und Adelnberg, der Stadt Amberg, dem Schlosse Hohenstein, Neuburg, Neumarkt, Berngau, und der Vogtey über Augsburg und einige Klöster. So hatten sich seine Vorfahren verschenkt!

zu, und selbst die Römer, die, wie gewöhnlich, mit dem Papst in Zwietracht lebten, führten ihn, dem letztern zum Trotz, mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Aber in Apulien kam ihm Karl von Anjou entgegen, und schlug ihn (23. Aug. 1268) bey Tagliacozzo völlig aufs Haupt. Die Unvorsichtigkeit seiner Soldaten, die den Sieg schon in den Händen zu haben glaubten, und sich zu früh auf das Plündern begaben, war Schuld an dieser unglücklichen Niederlage. Konradin und sein Freund Friedrich wurden auf der Flucht verrathen und seinem Gegner Karl ausgeliefert. Dieser ließ ein förmliches Gericht über sie halten, weil er sie gern mit Anstand ermordet sehen wollte. Natürlich wurden sie nicht als Kriegsgefangene und Streiter um ein rechtmäßiges Erbe, sondern als Beleidiger der französischen Majestät betrachtet, und als solche zum Tode durchs Schwerdt verdammt. Man setzte sich über alle Sitte des Krieges und des Ritterthums weg, und Karl von Anjou rief sogar aus, es sey schon Gnade, daß er sie nicht, wie die andern Mitschuldigen, an den Diebsgalgen hängen lasse. Das sogenannte Urtheil wurde am 29. Oct. 1268 auf öffentlichem Markte zu Neapel vollzogen. Der 16jährige Konradin bewies sich durch die Fassung, mit der er das Mordgerüst bestieg, des Heldengeschlechtes würdig, das hier mit ihm erlosch. Er

zeigte keine andere Betrübniß, als über seinen Freund, den er in sein unglückliches Schicksal mit verpflochten. Aber auch Friedrich war gefaßt. Sie entkleideten sich selbst, der Prinz von Baden empfing zuerst den Todesstreich, und mit derselben Würde legte nach ihm auch Konradin sein Haupt auf den blutigen Block. — So triumphirten die Päpste!

13.

Die sicilianische Vesper.

(1282, 30 März.)

Der Uebermuth mit welchem die Franzosen ihre neuen Unterthanen behandelten, die Verfolgungen welche sie über eine Menge von Leuten als angeblichen Anhängern Konradins ergehen ließen, wurden am drückendsten in Sicilien, das durch französische Statthalter regiert ward. Johann von Procida, ein unternehmender Mann, ward der Retter dieser Unterdrückten und der Zerstörer dieser Unterdrücker. Er war aus einer angesehenen Familie in Salerno, Besitzer der Insel Procida und kein Arzt, sondern nur, wie viele andere seiner Zeit, in der Arzneikunde erfahren. Als ein Anhänger Konradins hatte er zwar nicht seine Güter vor den räuberischen Händen der Franzosen, wohl aber sein Leben retten können durch die Flucht an den arragonischen Hof. Hier gütig aufgenommen, reifte sein Entschluß, durch den Umsturz der französischen Herrschaft seine alte Treue

gegen

gegen die Hohenstaufen und seine neue Liebe gegen seinen Wohlthäter zu bewähren. Er ging heimlich nach Sicilien, entdeckte sich mehreren Mißvergnügten und fand des gemeinen Anhangs über seine Erwartung viel. Um sich zu gleicher Zeit der Unterstützung andrer Mächte zu versichern, reisete er als Barfüßer-Mönch verkleidet nach Konstantinopel zu dem griechischen Kaiser, der mit der Absicht Karls von Anjou, ihm sein von den Lateinern wiedererobertes Reich von neuem zu entreißen, nicht unbekannt, diesen gern in seinen eignen Staaten beschäftigt sah. Der Kaiser gab Hülfsgelder. Peter von Arragonien, durch Johann von Procida aufgemuntert, bekam Muth zu dieser Unternehmung. Er fing wirklich an, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, damit gegen die Ungläubigen in Afrika kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König von Frankreich und, wie man sagt, sogar von Karln von Anjou selbst.

Ein Zufall entzündete die angelegten Minen ohne Procida's Zuthun, und früher, als dieser es gewollt hatte. Am dritten Ostertage 1282, Nachmittags, als die Bürger von Palermo in zahlreichen Haufen vor den Thoren versammelt waren, sich mit allerley Nationalspielen zu ergötzen, mischten sich die Franzosen auch unter sie, und veranlaßten allerley Händel. Gegen Abend, als die Vesperglocke die frommen Christen in die Stadt und zur Kirche rief, und die

Straßen von Menschen wimmelten, erlaubte sich ein unverschämter Franzos, Namens Drouhet, gegen eine junge Sicilianerin, die gleichfalls zur Vesper ging, grobe Unanständigkeiten, unter dem Vorwande, er wolle untersuchen, ob sie nicht, gegen das Verbot, Waffen bey sich führe. Der Vater und der Mann dieser Frau sprangen entrüstet hinzu, alle Vorübergehende nahmen Antheil an der Beleidigung, Drouhet ward erstochen, und in dem Augenblick sah man tausend verborgene Dolche entblößt, tausend Augen nach Rachopfern umherschauend. Der Schritt war einmal gethan, in wenig Minuten war das Morden allgemein. Statt der Vesper erfolgte ein Blutbad, in welchem alles was französisch hieß, niedergemacht wurde. Kein einziger fand Gnade, selbst die Franzosenkinder nicht; man spürte so lange in allen Winkeln der Häuser herum, bis man jede französische Spur in ganz Palermo vertilgt zu haben glaubte. Wie eine Feuersbrunst im Sturm verbreitete sich rasch der Aufstand durch die ganze Insel. In Catanea kamen allein achttausend Franzosen ums Leben. Um sie zu erkennen, ließ man jeden Unbekannten das Wort Ciceri aussprechen, welches den Franzosen, die nur für ihre Sprache ein Organ haben, unmöglich war. In Taormina, wohin sich viele geflüchtet hatten, ging es eben so; in Messina wurden dreitausend Franzosen zusammt dem Vi=

cekönig ermordet. Ein schreckliches Todtenopfer für die Manen Konradins und Friedrichs!

Karl von Anjou befand sich eben beim Papste, als er die entsetzliche Nachricht erfuhr. Er biß vor Wuth in seinen Stockknopf, und schwur den Sicilianern fürchterliche Rache. Der Papst sandte eine Bannbulle nach der andern hinüber, aber man lachte dieses Blendwerks. Johann von Procida blieb noch immer thätig für Petern von Arragonien, der von den Sicilianern zum Könige erwählt ward, und mit einer Flotte anrückte, mit der er Karls Seemacht fast zu Grunde richtete. Die Franzosen konnten nicht wieder emporkommen. Karl von Anjou starb 1285, und Sicilien blieb nun bis ins 15te Jahrhundert von Neapel getrennt. Der Kriege und Zerrüttungen war aber noch unter dieser spanischen Herrschaft kein Ende.

14.
Das Interregnum.

(1250 — 72.)

Wir kehren jetzt zum deutschen Reiche zurück, das wir bey Friedrichs II. Tode unter dem Gegenkönig Wilhelm von Holland verlassen haben. Schrecklich waren die Wunden, die des Papstes hartnäckige Wuth diesem Reiche geschlagen hatte. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die größeren

Fürsten machten sich vom Reichsverbande los, führten Kriege unter sich selbst, und fragten gar nicht mehr nach dem Kaiser. Der Raubschlösser wurden immer mehr, die Edelleute bauten dergleichen auf jede Anhöhe hin, ohne zu fragen, wem der Grund und Boden gehöre. Besonders wurden die Felsenufer des Rheins damit bedeckt, und aus jedem dieser Schlupfwinkel sprang nun eine bewaffnete Rotte hervor, die vorüberziehenden Schiffe zu besteuern, so daß zuletzt der Rheinzölle so viel wurden, als Schlösser und Städte an diesem Flusse lagen.

Der König Wilhelm verdankte seine Erhebung vornämlich den geistlichen Fürsten; dafür beherrschten sie ihn jetzt, und behandelten ihn feindselig, sobald er Miene machte, sich ihrer Sklaverey entziehen zu wollen. Zu Neuß wollte ihn 1254 der Erzbischof von Kölln in seinem Pallaste verbrennen, und zu Utrecht plünderte ein Edelmann seine Gemahlin auf der Straße aus, und ein gemeiner Bürger warf einen Stein nach ihm selber. Bey so geringem Ansehen kann man denken, wie schlecht er in Kriegsfällen unterstützt worden sey. Er bekam einen Streit mit der Gräfin Margarete von Flandern. In diesem wagte er mitten im Winter einen Einfall in Westfriesland, als er aber über einen gefrornen Morast setzen wollte, brach das Eis unter ihm, und er ward, ehe ihm seine Leute zu Hülfe

kommen konnten, unerkannt von einigen Friesen mit Pfeilen erschossen (1256, 28. Jan.).

So war denn das Reich abermals ohne Oberhaupt, und, seltsam genug, auch ohne einen Fürsten, der ein Verlangen gehabt hätte, diese undankbare Würde zu übernehmen. Da zum ersten Male fielen die geistlichen Fürsten darauf, einen Auswärtigen ins Land zu rufen. Da sie aber unter sich uneins waren, so bestand der Erzbischof von Kölln mit seinem Anhang auf dem Herzog Richard von Cornwall, Bruder König Heinrichs III. von England, der Erzbischof von Trier dagegen auf dem König von Castilien, Alfons X., dem Weisen. Der Erzbischof von Mainz war eben damals ein Gefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig. Die weltlichen Fürsten sahen fast gleichgültig zu.

Jetzt sah man, daß die Würde eines römischen Kaisers im Auslande weit geachteter sey, als in Deutschland, denn die vorgeschlagenen Bewerber ließen sichs ungeheure Summen kosten, die Fürsten für sich zu gewinnen. Richard bewilligte dem Erzbischof von Kölln 12,000 Mark köllnisch, dem Erzbischof von Mainz 8000 Mark, dem Herzog Ludwig von Baiern 18 000 Pfund Sterling, dem Grafen von Würtemberg 1000 Mark ꝛc. Auch Alfons sandte große Summen nach Deutschland, ohne jedoch selber zu kommen.

Merkwürdig ist bey dieser Gelegenheit ein

Schreiben vom Papst Urban IV. vom Jahre 1263 an Richarden, in welchem er diesem die Fürsten nennt, die bey der Wahl eine Stimme hätten. Es seyen ihrer sieben, sagt er. Dies ist die erste Erscheinung der nachmaligen deutschen Wahl- oder Kurfürsten *).

Herzog Richard hatte sich bereits auf einem Kreuzzuge als einen tapfern und verständigen Mann gezeigt. Man empfing ihn daher in Deutschland mit einem guten Vorurtheile. Selbst die Stadt Aachen öffnete ihm freiwillig zur Krönung ihre Pforten. Gegen 30 Fürsten, 2 Erzbischöfe, 10 Bischöfe und an 3000 Ritter waren bey dieser Feierlichkeit zugegen (1257, 17. May). Er durchzog hierauf die Städte am Rhein, und kehrte sodann wieder nach England zurück. Im J. 1260 kam er wieder, aber auch nur auf einige Monate. Eben so 1262. In diesem Jahre hatte er das Unglück, in England von den rebellirenden Baronen gefangen zu werden (14. May), die ihn erst nach einem Jahre wieder losließen. Unterdessen meldete sich Alfons X. wieder, den man fast vergessen hatte, und der Papst Urban IV., der vorher geschwiegen, ergriff jetzt die neue Gelegenheit, sich zum Schiedsrichter über die Könige aufzuwerfen. Er lud beide, Richarden und Alfonsen, vor, zu Rom zu erscheinen, damit

*) Von küren, wählen, davon erkoren.

ihre Ansprüche rechtlich untersucht werden könnten. Er starb aber darüber hin, und sein Nachfolger Clemens IV. (1264 — 68) wiederholte die Vorladungen, ohne daß jemand erschien. Richard kam darauf noch einmal 1268 zu einem Reichstag nach Worms, und starb endlich 1272, 2. Apr. in England. Alfons war nie nach Deutschland gekommen. Der größere Theil der Reichsfürsten hatte von keinem von beiden Kenntniß genommen, und für sie war also das Reich seit Friedrichs II. Tode ganz ohne Oberhaupt gewesen. Man nennt in dieser Hinsicht den Zeitraum von 1250 bis 1272 auch wohl das Interregnum oder Zwischenreich.

15.

Die deutsche Hanse.

(Um 1250.)

Wie sich in diesen Zeiten der Unsicherheit die gewerbetreibenden Städte selber geholfen, haben wir schon oben an dem rheinischen Bunde gesehen. Einen ähnlichen Bund schlossen 1241 auch im Norden Deutschlands die beiden reichen Handelsstädte Hamburg und Lübek *), und zwar zuerst auf 5 Jahre. Sie wollten aus gemein-

*) Lübek war 1140 vom Grafen Adolf von Holstein erbauet worden.

schaftlichen Mitteln eine tüchtige Bedeckung von bewaffneten Männern aufbringen, die die Heerstraße zwischen beiden Städten rein halten sollte. Das hatte guten Erfolg. Nach Ablauf der fünf Jahre erneuerten sie die Verbindung, und jetzt traten auch Bremen, Braunschweig, Rostock und andere niederdeutsche Städte hinzu. Es ward nun soviel Mannschaft zusammengebracht, daß die Land- und Wasserstraßen zwischen diesen Städten völlig gesichert werden konnen. Binnen 25 Jahren vergrößerte sich der Bund so sehr, daß er schon über sechzig Städte vom Niederrheine an bis nach Preußen und Liefland zählte. Sogar das märkische Salzwedel war darunter. Kölln, Soest, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin, Thorn, Königsberg, Riga, Reval, Narva *) ꝛc. waren berühmte Hansestädte; so hießen sie von einem alten Worte Hanse, welches ein Bündniß bedeutet. Jede Stadt trug etwas zur gemeinschaftlichen Kasse bey, und so bildeten diese einzelnen Städte eine Art von militärischem Staat — nicht Handelsstaat, denn jeder einzelne Kaufmann handelte für sich — einen

*) Fast alle diese Städte waren Kolonien niederdeutscher Handelsstädte, und durch sie verpflanzte sich die deutsche Sprache hauptsächlich nach Liefland, Ehstland und Preußen. Riga war 1193 von den Bremern erbaut worden.

Staat, der ganze Kriegsheere zu See- und Landschlachten aufstellen konnte, der mit andern Staaten Bündnisse schloß, und den Handel auf Dänemark, Schweden, Rußland und Polen ganz ausschließlich führte. Auswärtige Könige bewarben sich um die Gunst dieser deutschen Städte, räumten ihnen bequeme Stapelplätze ein, und so erhielt die deutsche Hanse vier große Hauptcomptoire oder Niederlagen zu Novgorod in Rußland, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge in Flandern, und gar zu London selbst, dessen Handel sich damals mit unserm deutschen bey weitem nicht messen durfte. Bald führte der Bund weise Handelsgesetze ein, und es ist nicht zu berechnen, wieviel unser Vaterland durch diesen trefflichen Städteverein an Betriebsamkeit, Wohlstand und Verfeinerung gewonnen hat.

16.

Die deutschen Ritter in Preußen.

(Seit 1231.)

Noch gleichzeitig mit Kaiser Friedrich II. ist die berühmte Ansiedelung der deutschen Ritter in Preußen, und ihrer Ordensverwandten, der Schwerdtbrüder, in Liefland. Die Preußen

werden uns erst gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts als ein sehr wildes Volk nahmhaft gemacht. Da essen sie noch Pferdefleisch, trinken gegohrne Stutenmilch, und wissen nichts von Städten, Königen, Adel oder Bürgerstand. Sie fielen ihren Nachbarn, den Polen, oft sehr beschwerlich, und der Herzog Konrad von Masovien, der ihren Anfällen am meisten ausgesetzt war, sah sich ernstlich nach fremder Hülfe gegen sie um. Das war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Da waren unlängst die sogenannten Marianer oder deutschen Ritter, aus Palästina zurückgekehrt, und hatten nichts zu thun. Ihr Hochmeister, Hermann von Salza, der in Venedig seinen Sitz aufgeschlagen hatte, war, wie wir wissen, ein kluger Mann, und stand bey dem Papste und bey dem Kaiser Friedrich II. in großem Ansehen. Diesen bat der Herzog von Masovien um ein Fähnlein seiner Ritter zu einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen, und er sandte ihnen — 28 Ritter und 100 Reitersknechte. Aber diesen folgten bald mehrere nach, da der Papst so großmüthig war, dem Orden alle die Länder zu schenken, die die Ritter erobern würden. Sie vereinigten sich hierauf mit den Schwerdtbrüdern, die ihre Absicht auf Liefland gerichtet hatten, und 1231 nahm der Kampf um Preußens Besitz seinen Anfang. Er ward 53 Jahre mit

vieler Grausamkeit geführt; die Preußen verthei- digten sich muthig, hatten auch zuweilen Bei- stand von den Litthauern und den Herzogen von Niederpommern. Endlich setzten sich doch die deutschen Ritter im Lande fest, erbauten mehre- re feste Plätze, unter andern Kulm, und ge- wannen zuletzt das ermüdete Volk durch billige Verträge. Es muß bey dieser Eroberung un- menschlich hergegangen seyn, denn die alten Ein- wohner waren großentheils ganz ausgerottet worden, und mußten durch zahlreiche Kolonisten aus Böhmen, Pommern, Schlesien, Dänne- mark, Schweden, England und Holland ersetzt werden, die sich des Handels wegen gern dort niederließen. Diese Leute brachten Gewerbe al- ler Art in das Land, und machten es durch ih- re Betriebsamkeit bald nahrhaft und blühend, so daß der Hochmeister des Ordens, der bisher (seitdem er Venedig verlassen) in Marburg ge- wohnt hatte, es nun nicht mehr verschmähte, seinen Sitz unter seinen Unterthanen aufzuschla- gen. Er wählte die Stadt Marienburg (1309). Indessen hing noch nachher die Herr- schaft und das ganze Daseyn des Ordens mehr als einmal nur von sehr zufälligen Umständen ab, da die Polen mit ihren kriegerischen Einfäl- len nicht nachließen, und das Land selbst die drückende Regierung der Ritter sehr unwillig

trug. Aber es war demselben durch sie noch für die Folge ein besseres Loos bestimmt.

17.

Die Inquisition.

(1229.)

Die Reibung der Köpfe an einander in einem Zeitalter, wo alles nach Freiheit strebte, mußte nothwendig auch über die Natur derjenigen seltsamen Gewalt, die alles so gern gebunden hätte, neue Ideen erzeugen. Wir haben auch bereits im vorigen Zeitraum einzelne Personen und ganze Gesellschaften kennen gelernt, die es wagten, über den Papst und die Rechte der Geistlichkeit anders zu denken, als der große Haufe der Christen, und die dafür von der Kirche unter dem Namen der Ketzer auf das heftigste verfolgt wurden. Der den Menschen inwohnende Geist des Hasses, der Urheber aller Parteien und Factionen, der sich bisher in den Kriegen zwischen Christen und Türken, zwischen Adel und Bürgerstand, zwischen Geistlichen und Weltlichen wirksam gezeigt, hatte nun wieder einen neuen Vorwand, die Ketzerey. Es ist unverständig, die Religion als die Ursach aller der

Feindseligkeiten anzuklagen, zu denen sie den Vorwand hergegeben hat. In allen Dingen, die den Menschen wichtig und heilig sind, verlangt er Uebereinstimmung mit seiner Meinung, wenn er nicht mißtrauen und hassen soll, und jede Absonderung Anderer führt ihn auf den Verdacht, als wolle man der gemeinen Sache treulos werden, oder etwas voraus haben. Die gepriesene Duldung, wenn sie nicht etwa bloße Verachtung ist, ist nur in der Idee ganz rein vorhanden. Jene dunkeln Lehren des Katholicismus vollends waren dem Pöbel heilig, um ihres Alterthums willen, den Fürsten, weil sie in ihnen eine zwingende Kraft zur Bezähmung der Völker fanden, und den Geistlichen, weil auf ihnen ihr ganzes Ansehen, ja ihr Daseyn beruhte. Was Wunder, daß jedermann den Zweifler an der Wahrheit der Kirchenlehren als einen Empörer und Staatsverbrecher verabscheute.

Daher gab selbst Friedrich II., so frey er selber dachte, so strenge Gesetze zur Unterdrükkung aller Ketzereien, daß sogar der Papst versicherte, er könne keine bessere erfinden. Da aber dennoch die Sekten überhand nahmen, so verfiel man gar darauf, eigene Gerichte zur Untersuchung und Bestrafung derselben einzusetzen. Die ersten Maaßregeln dieser Art wurden 1229 auf einem Concilium zu Toulouse gegen die Waldenser und Albigenser ergriffen. Hier wurde

festgesetzt, daß an jedem Ort ein Inquisitionscollegium, bestehend aus einem Geistlichen und drey Laien errichtet werden sollte. 1233 übergab Papst Gregor IX. sämmtliche Inquisitorstellen den Dominicanern. An alle Landesherren erging der Befehl, die Arbeiten der Ketzerrichter mit ihrer ganzen weltlichen Macht zu unterstützen. Sie erließen demnach in ihren Ländern die strengsten Edicte, und verdammten jeden, einer abweichenden Meinung überwiesenen, zum Scheiterhaufen. Wer einen Ketzer anzeigte, erhielt eine Belohnung. Der fromme Katholik achtete es auch ohnedies schon für einen wahren Gottesdienst, die Kirche von allen faulen Gliedern zu reinigen, und ein Mönch konnte sich vor christlichem Entzücken nicht fassen, als er es dahin gebracht hatte, daß 1239 in der Diöcese von Chalons 183 sogenannte Manichäer auf einmal verbrannt wurden.

Oft mußten die angeblichen Ketzereien bloß zu Vorwänden geistlicher Rachsucht dienen, und dann waren sie fürchterlich. Durch die Höllenschmerzen der Folter preßte man aus dem Unschuldigsten jedes Geständniß heraus, dem Beklagten ward sein Kläger nicht genannt, viel weniger unter die Augen gestellt; man fand jeden schuldig, den man schuldig haben wollte.

Ein inquisitorisches Gesetzbuch, das in Spanien während des vierzehnten Jahrhunderts er-

schlen, ist ein empörendes Gewebe von juristischer Bosheit und Schikane. Den Richtern wird darin erlaubt, den Ketzer durch falsche Versprechungen der Freiheit und großer Belohnungen treuherzig zu machen. Sie dürfen keiner Entschuldigung des Angeklagten glauben, weil die Ketzer immer betrögen; kein Zeuge, der für den Beklagten spreche, dürfe gehört werden, dagegen sey jeder, der gegen ihn aussagen wolle, zuzulassen, wenn er sich auch vor keinem andern weltlichen Gerichte zum Zeugen eigne und dergleichen mehr.

In der Folge schlug diese Anstalt in Spanien und Portugal ihren fürchterlichsten Sitz auf, den sie auch dort am längsten behalten hat. In einem später erschienenen spanischen Buche leitet ein Großinquisitor den Ursprung der Inquisition schon aus dem Paradiese her, wo Gott selbst gefragt habe: Adam wo bist du? und wo Adam zur Strafe für seinen Ungehorsam die Herrschaft über die Thiere verloren. Mit einer rechten Herzensfreude erzählt derselbe fromme Schriftsteller, es seyen in den Jahren 1482 bis 1500 allein in der Stadt Sevilla an viertausend, in ganz Spanien aber gewiß über hunderttausend Ketzer verbrannt worden!!

In Deutschland wollte es mit dieser heiligen Scharfrichterey nicht fort. Zwar übernahm 1231 ein Priester, Konrad von Marburg, selbst

ein Deutscher, vom Papst Gregor IX. das Amt eines Ketzerrichters, er ward aber, nachdem er schon Grafen und Herren vor seinem Richterstuhl geladen, 1234 auf dem Wege von Frankfurt nach Marburg erschlagen, und seitdem wollte niemand in seine Fußtapfen treten.

18.

Die Scholastiker.

(Sec. 11 — 14.)

Wie die politische Welt zwischen zwei gewaltigen Kräften getheilt war, so sonderte sich auch ganz von einander in der geistigen Welt, Kunst und Wissenschaft. Während unter fröhlichen Festen an den Höfen der Fürsten, die Liebe und das ritterliche Leben in süßen Gesängen und in der lebendigen Landessprache ertönte, bildete sich, abgesondert von dem Leben, in den dumpfen Zellen der Klöster, als ein Anhang zur Hierarchie, die tiefsinnige Scholastik.

Durch religiöse Ansichten selbst von der Erforschung der Natur abgeschnitten, kaum sich gestaltenden Staatsformen gegenüber, durch ihre Bestimmung in einfache Verhältnisse versetzt, welche durch festgesetzte religiöse Dienste ausgefüllt wurden,

den, blieb der Wissenschaft dieser Zeit nichts übrig, als Betrachtung über Religions- und andere damit verwandte Begriffe, wozu das Wesen der christlichen Religion selbst, als auf Begriffen und Einsicht sich stützend, einladete. Indem aber die Scholastik ausging von positiven Lehren und späterhin sich band an das unbestreitbare Ansehn des Aristoteles, wurde sie ein wunderbares Gemisch von Glauben an feste, alle weitere Auflösung verbietende Elemente, und von alles auseinander legender und nach allen Seiten wieder frei kombinirender Dialektik, von Beharrlichkeit an festen Ausgangspunkten und von strenger und konsequenter Durchführung; welches Gemisch denen, welche den rechten Gesichtspunkt nicht gefunden haben, so wunderbar vorgekommen ist, daß sie, indem sie auf der einen Seite mit Bewunderung den redlichen Ernst in der Untersuchung, den nie ermüdenden Scharfsinn bei der Erforschung bemerkten, doch umgekehrt sich kaum eines mitleidigen Lächelns enthalten konnten, wenn sie den Inhalt mancher Fragen betrachteten, bei welchen dieser bewunderte Tiefsinn geschäftig war.

Aber wer sieht nicht, daß wenn einmal dem Glauben als unbezweifelt da stand, daß in der Hostie der wahre Leib Christi vorhanden sey, die Scholastiker auch ganz ernsthaft untersuchen mußten, die Möglichkeit einer Veränderung der Substanz bei verharrenden äußern Accidenzen, oder

das Verhältniß des Genusses einer solchen Hostie zu der darauf folgenden Verdauung, und den Zustand einer Maus in Betrachtung ziehen, die eine solche Hostie gefressen hatte (welcher Fall zugleich auch oft mochte vorgekommen seyn)? Denn dergleichen Fragen pflegt man als Beweise ihrer Verkehrtheit anzuführen. Oder wenn Aristoteles einmal einen leidenden und einen thätigen Verstand unterschieden hatte, so konnte es dieser Dialektik nicht gleichgültig seyn zu untersuchen, ob sich in Gott, dem doch auch Verstand zugeschrieben ward, ein leidender oder ein thätiger sich befinde? *) Und es ist zu bewundern, mit welcher wissenschaftlichen Unschuld sie das Wunderlichste untersuchten, wenn es sich im Fortgange ihrer Untersuchung als ein mögliches Resultat oder als eine mögliche Kombination ergab. — Eine ausgestorbene, mit dem kirchlichen System verwachsene Sprache, die Lateinische, wurde das Organ dieser Scholastiker. Da

*) Aristoteles hatte den Verstand, in wie fern er die Formen der äußern Objekte auffaßt, den leidenden, und in wie fern er daraus ein Gedachtes macht, den thätigen genannt. Wie nun Gott als Weltschöpfer einen leidenden Verstand haben konnte, war also eine große und tiefsinnige Frage, die wohl der Untersuchung werth war und zu noch ganz andern Resultaten würde geführt haben, wenn die Scholastiker nicht bloß analysirt hätten.

aber diese Sprache, selbst in ihrer lebendigen Blüthe, zur Bezeichnung philosophischer Begriffe unfähig gewesen war, so mußten die Scholastiker bis an ihre Wurzel greifen, und, zum größten Nutzen aller neuern aus der lateinischen entstandenen Sprachen, die dadurch einen Vorrath von Bezeichnung abstrakter Begriffe erhielten, sie zwingen, eine neue Frucht zu treiben, die denen, welche die lateinische Sprache nach der durch den Römergeist beschränkten Form betrachteten, nur als eine Ausartung und geschmacklose Barbarei erschien. Die Scholastiker aber, welche nur strebten, die Sprachbezeichnung so zu vervielfältigen, als es die sich immer überbietende Abstraktion erforderte, wie z. B. die Diesheit, haecceitas, u. a. m., setzten sich über alle Kunst und Geschmackforderung hinweg, welche auch, vermöge der oben bemerkten Trennung, aus ihrer ganzen Darstellung entfernt blieb. Aller Styl ging unter in den bloß logischen Formen von Sätzen und Gegensätzen, Beweisen und Widerlegungen, die noch dazu in förmlichen Schlußreihen ausgesprochen wurden, so daß die Losreißung von aller Schönheit, Kunst und allem Gemüthe sich nicht allein durch die Beschränkung ihrer Philosophie, sondern auch durch die Beschaffenheit ihrer äußern Form beurkundet. Daher ist auch an keine lebendige Individualität der Schriftsteller zu denken, sondern alle sehen sich gleich in der Darstel-

lungsform, und unterscheiden sich nur durch den höher getriebenen Grad der Spitzfindigkeit und der Distinctionen. Bei dem beginnenden Kampf der Hierarchie wurde auch sie der Gegenstand des Angriffs. Der aufkeimende Kunstsinn und die über den Glauben siegende Protestation verdrängte sie als geltende Ansicht. Die Erforschung der Natur und der Geschichte gab und forderte ein größeres Leben, als die Beschäftigung mit todten Begriffen. Die innere Vereinigung aller getrennten Elemente des Lebens gab auch der Philosophie noch andre Objekte, und nur der unten zu beschreibende Jesuiterorden nahm sie noch einmal in seinen Schutz.

Die Scholastik bildete sich, wie natürlich, nicht auf einmal, sondern entstand nach und nach. Schon früh, wie anderswo schon bemerkt ist, wurde die christliche Religion von den Kirchenvätern auf philosophische Weise behandelt, und so eine Verbindung der Philosophie mit der Religion herbeigeführt. Aber Lonfrankus war es vorzüglich, der der scholastischen Dialektik aufhalf. Er war ein Lombarde und lebte als Benediktiner im Kloster Bec in der Normandie. Sein siegreicher Kampf mit dem Berengarius von Tours in einem Streite über die Abendmahlslehre machte ihn nicht weniger berühmt, als seine Kunst. Sein Ruf wuchs so sehr, daß aus ganz Frankreich Schüler zu ihm kamen, seinen Unter-

richt zu empfangen. Herzog Wilhelm von der Normandie machte ihn darauf im Jahr 1063 zum Abt in Caen und zuletzt zum Erzbischof von der Normandie, wo er 1089 starb. In seinen sämmtlichen Aemtern und Würden folgte ihm und in seiner Kunst übertraf ihn sein Schüler Anselmus.

Mit dem Albertus Magnus, um das Jahr 1200 zu Lauingen an der Donau aus einem adlichen Geschlechte geboren, fing vorzüglich die Autorität des Aristoteles an, und es sonderte sich die natürliche Theologie von der dogmatischen ab. Mit dem Aristoteles erwuchs auch die Schwierigkeit, seine Behauptungen mit dem kirchlichen dogmatischen System auszugleichen, und zwang oft zu der Unterscheidung zwischen einer theologischen und philosophischen Wahrheit. — Albertus lehrte in den Mönchsschulen zu Hildesheim, Regensburg und Kölln, ja auch in Paris. Im Jahr 1249 ward er der Schule zu Kölln vorgesetzt und sogar vom Könige Wilhelm von Holland mit einem Besuche beehrt. Er gab freiwillig sein ihm vom Papst übertragenes Bisthum zu Regensburg auf, um in seiner Zelle als Mönch, zu Kölln, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen.

Sein großer und scharfsinniger Schüler Thomas von Aquino wurde eine Hauptstütze der Scholastiker. Er war ein Neapolitaner, aus einem edlen Geschlechte. Weder Gewalt noch Ueberredung von Seiten seiner Eltern konnten ihn von

den Studien abhalten. Er entsprang aus einem Fenster, um in den Dominikanerorden zu treten, erst zu Rom, dann zu Kölln, wo Albert der Große lehrte. Nachdem er sich in Paris 1255 die Doktorwürde geholt hatte, trat er fast in allen angesehenen Städten Italiens, dringend dazu aufgefordert, als Lehrer auf. Seine große dialektische Kunst, vermöge deren er neue Sätze erfand, oder alte bestritt und berichtigte, machte ihn zum Haupte einer Sekte, deren Anhänger sich nach ihm Thomisten, ihn selbst aber den engelgleichen Lehrer (Doctor angelicus) nannten.

An grübelndem Tiefsinn, an einem Scharfsinn, der alles bis zur höchsten Spitze treibt, übertraf ihn noch sein Gegner, der große Johann Duns Scotus (geboren 1275, gestorben 1308), mit dem Beinahmen der Scharfsinnigste (Doctor subtilissimus), ein Franziskaner aus Duns in Irland, der in Oxford mit außerordentlichem Beifall lehrte. Seine neuen Distinktionen und Abstraktionen, durch welche er alle bisherigen Scholastiker überbot und diejenigen, welche ihm auf diesen schmalen Wegen nicht folgen konnten, in die tiefste Dunkelheit stürzte, machten ihn zum Haupt einer zweiten scholastischen Sekte, deren Anhänger Skotisten hießen. Zu ihm bekannten sich vorzüglich die Franziskaner, so wie zum Thomas die Dominikaner. Die schriftstellerische Fruchtbarkeit war nicht gering. Der eine hinterließ 18 Folian-

ten, der andere 14, ohne das, was ungedruckt geblieben ist.

Die Bekanntschaft mit den naturhistorischen Schriften des Aristoteles, vorzüglich aber mit den Arabern, brachte auch einige physikalische Kenntnisse und Untersuchungen in den Gang. Schon Albrecht der Große beschäftigte sich neben seiner Scholastik damit, und er soll viele sehr künstliche Maschinen verfertigt haben. Weit mehr aber leistete Roger Baco (geb. 1214, † 1294), ein Franziskanermönch. Nachdem er sich den Doktorgrad aus Paris geholt hatte, eröffnete er zu Oxford Vorlesungen. Er war schon im Besitz mancher schönen Erfindungen, die ihm aber alle den Ruf eines Zauberers zuzogen, den Ansichten jener Zeit gemäß, welche das Verhältniß weder Gottes noch der menschlichen Vernunft zur Natur, richtig einsahen. Er wurde daher auch heftig verfolgt, woran freilich Neid eben so viel Schuld hatte, als Aberglauben, und auch sogar in das Gefängniß geworfen, aus dem er erst nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode, befreiet wurde.

Im Allgemeinen aber wurde auch die Natur nach allgemeinen logischen und scholastischen Begriffen behandelt, und viel weniger die einzelnen Erscheinungen in ihr aufgesucht. Allenfalls studirte man, je mehr man mit den Arabern bekannt wurde, Mechanik, Optik und Astronomie. Diejenige Physik

aber, welche die lebendigen Erscheinungen der Natur auffaßte und durch Beobachtungen das Faktische in ihr suchte, entwickelte sich viel später. Wo man aber die lebendige Natur früher ergriff, geschah es nach allgemeinen Ansichten, die sich an mystische Betrachtungen anhingen und anknüpften.

Es hatte sich nehmlich neben der strengen und ernsthaften Scholastik, als ihr Gegensatz, die Mystik gebildet, die eben so sehr aus dem Wesen der christlichen Religion ausging, als die Scholastik; indem man ja diese Religion eben so gut mit der Tiefe der Empfindung als mit der Schärfe des Begriffs auffassen konnte. Solche Gemüther, die vermöge ihrer weichern Organisation die Tiefen und Irrgänge der Speculation nicht durchdringen konnten, und doch den Drang in sich fühlten, durch Lehre und Mittheilung auf ihres Gleichen zu wirken, schlugen den entgegengesetzten Weg ein, verwarfen alle Gelehrsamkeit, sprachen der Vernunft alles Vermögen ab, das Göttliche zu ergründen, und redeten von einem innern Licht, das nur in einem ganz in Gott versenkten Herzen aufgehen, und durch Ertödtung aller fleischlichen Begierden genährt werden könne. Auch das Gute in diesen Ideen ward bald durch Mißbrauch verderbt, am meisten von dem Auswurf des Mönchsstan-

des, dem die Behauptung, daß Gelehrsamkeit nichts nütze, eben recht willkommen war. Daß auch sie etwas werth seyen, wollten sie der Welt durch den Heroismus zeigen, mit dem sie die größten, sich selbst aufgelegten, Schmerzen ertrugen. So entstanden die Flagellanten oder Geißelbrüder. Man sah zuweilen ganze Schaaren von halbnackten Mönchen durch die Städte und Dörfer ziehen, in der Linken ein Kruzifix und in der Rechten eine Geißel haltend, mit der sie sich blutrüstig peitschten, indem sie laut aufschrien: „Heilige Mutter Gottes, nimm die Sünder an, und bitte deinen Sohn, daß er unser schone!" Durch diese Beispiele ermuntert legte sich mancher arme Bauer, der die Sündenvergebung in der Kirche nicht bezahlen konnte, ähnliche Leibeszerfleischungen als Buße auf; ja ein italiänischer Abt, Peter, schon im zwölften Jahrhundert, war von der Wirksamkeit der Peitschenhiebe zur ewigen Seligkeit so innig überzeugt, daß er seine sterbenden Klostermönche noch in der Todesstunde im Bette umkehrte, und aus wahrer Liebe noch einmal recht tüchtig durchgeißelte, damit ihre Sünden lieber hienieden noch in der Geschwindigkeit abgebüßt, als dort im Fegefeuer ausgebrannt würden. Von einem andern Andächtler lesen wir, daß er sich an einem Strick habe durch die Straßen schleifen lassen,

mit der Aeußerung, weil er wie ein Hund gelebt habe, so wolle er auch so sterben.

Solche Vorstellungen entsprangen nicht nur aus der sinnlichen Vorstellung von Gott, daß er durch unsere Schmerzen mitleidig gerührt werden könne, sondern auch aus der tiefen Empfindung, mit welcher man die Leidensgeschichte Jesu anhörte. Manche, z. B. der heil. Franz, durchbohrten sich Hände und Füße, und schlitzten sich die Seite auf, um die fünf *) Wundenmale mit dem Heiland gemein zu haben, u. s. w. Die Franziskaner kamen durch dergleichen Dinge in solchen Ruf der Heiligkeit, daß viele von ihrem Gewissen geängstigte Kranke glaubten, sie könnten schon seliger sterben, wenn sie nur auf dem Todbette eine Franziskanerkutte anlegten.

19.

Reliquien.

Wunderbar ist es in der That, wie bey soviel Sinn für das Heilige zugleich soviel Neigung vorhanden seyn konnte, eben diesen Sinn

*) Fünfe, weil man nämlich glaubte, auch die Füße seyen ihm durchstochen worden.

in andern zu den gröbsten Betrügereien zu miß- brauchen. Aber auch die edelsten Empfindungen sind vor dem Rost des Eigennutzes und der Eitelkeit nicht gesichert. Dies erfuhren unter andern auch die Pilger, die sich ein heiliges Andenken aus dem gelobten Lande mitzunehmen wünschten, und denen für theure Bezahlung von listigen Betrügern soviel Reliquien aufgeschwatzt wurden, daß sie ganze Trachten davon nach Hause brachten. Mancher Edelmann erbaute zur Verwahrung derselben neben seiner Ritterburg eine eigene Kapelle, in der er dann seine Familienandacht verrichtete, und setzte einen Mönch als Hauskaplan darüber, und so sind manche Landpfarren entstanden, die in der Folge zur Versittlichung der niedern Stände das Ihrige beigetragen haben.

Der König von England erhandelte mit schwerem Gelde eine Flasche voll des allerheiligsten Blutes Christi, welche mit nicht geringerem Pompe in London eingebracht wurde, als das heilige Kreuz, an dem Christus gehangen haben sollte, in Paris. Merkwürdig ist hier das Schicksal der vermeintlich ächten Dornenkrone, die die Franzosen bisher zu besitzen geglaubt hatten, die sich aber, wie sie nun vernahmen, in dem Schazze zu Constantinopel befand. In den schlechten Zeiten des griechischen Reiches während der Herrschaft der lateinischen Kaiser ward sie für 13,134

Dukaten an Venedig verpfändet, und da sie dort verfiel, lösete Ludwig IX. von Frankreich sie ein, und ließ sie mit großem Gepränge nach Frankreich bringen. Er selbst ging ihr mit seinem ganzen Hofe bis Troyes entgegen, und begleitete sie in feierlicher Procession nach Paris. Derselbe König zahlte für eine Ladung anderer Reliquien 20,000 Mark Silbers, und Richard Löwenherz kaufte den Seldschucken einen Vorrath aus Jerusalem erbeuteter Reliquien für 32,000 Dukaten ab.

In Genua verwahrte man einige Tropfen Milch von der Mutter Gottes. Ja, 1294 kam eines Morgens plötzlich in Loretto ein kleines hölzernes Haus zum Vorschein, von dem die Mönche ausbreiteten, es sey das Wohnhaus der Jungfrau Maria, welches die Engel, um es vor den Mißhandlungen der Türken zu bewahren, in drey Absätzen durch die Luft aus Nazareth nach Loretto getragen hätten. Welche Wallfahrten dieses Haus nachher veranlaßt habe, und wie reich die Kirche von Loretto, und in unsern Tagen die Franzosen dadurch geworden, ja wie noch jetzt das Wunder dort geglaubt wird, ist bekannt.

20.

Ludwig IX., der Heilige.

(1226 — 1270.)

Doch es ist Zeit, den Faden der politischen Geschichte wieder aufzunehmen. Die lange Periode der Regierung Friedrichs II. in Deutschland und seiner beiden ohnmächtigen Nachfolger war für das benachbarte Frankreich ein Zeitraum kräftiger Entwickelung, fast nur durch einen einzigen König ausgefüllt, der dabey ein Muster von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und ritterlicher Tugend war. Ludwig IX., der Sohn Ludwigs VIII., welcher nach einer 3jährigen Regierung auf einem Kreuzzuge gegen die Albigenser, d. h. auf einem Eroberungszuge gegen den Grafen von Toulouse 1226 an einer Krankheit gestorben war, bestieg, zwölf Jahr alt, den französischen Thron. Bis zu seiner Großjährigkeit, und auch wohl noch etwas darüber hinaus, führte seine kluge und kräftige Mutter Blanca von Castilien, unterstützt von dem trefflichen Kanzler Guerin, die Regierung. Da waren Empörungen der Großen zu stillen, und alte Streitigkeiten fortzusetzen. Die Grafen von Champagne, Bretagne und Flandern wurden geschreckt, mit dem Grafen Raimond von Toulouse ward nach 20jährigem verheerenden Kriege ein Friede ge-

schlossen, in welchem er dem König einen ansehn-
lichen Theil seiner Grafschaft abtreten, und sich
die Einsetzung des oben erwähnten Inquisitions-
gerichts in Toulouse gefallen lassen mußte (1229).
Im J. 1242 brach auch ein Krieg mit England
aus, um welches willen König Heinrich III. in
Person nach Frankreich herüber kam, wo er, wie
wir wissen, noch einige Grafschaften besaß. Un-
geachtet der persönlichen Tapferkeit beider Mon-
archen ward der Krieg doch lässig geführt, und
durch einen langen Waffenstillstand unterbrochen.

Ludwig IX. that um diese Zeit einige heil-
same Schritte zur Beförderung der Einheit in
seinen Staaten. Damals gab es noch viele nor-
männische Baronen, welche Lehen in Frankreich
und England zugleich besaßen. Ludwig befahl ih-
nen, entweder die einen oder die andern aufzu-
opfern, weil nach dem Ausspruche der Schrift
niemand zweien Herren dienen könne. Eben so
verbot er auch die Vermählungen vornehmer Va-
sallentöchter mit Fremden, und verstopfte auch
dadurch eine Quelle unendlicher Unruhen. Das
unter seiner Regierung auch in Frankreich gemei-
ner gewordene römische Recht gab Gelegenheit
zu wichtigen Justizverbesserungen. Das ganze
Land ward in bestimmtere Gerichtssprengel ver-
theilt, und die persönliche Gerechtigkeitsliebe die-
ses Königs gewann es über die Baronen, daß
sie unerwartet leicht jede Appellation ihrer Un-

terthanen an den König zuließen. Ein wichtiger Schritt zur allmäligen Begründung der Suveränität!

Bey aller Frömmigkeit hielt sich doch der heilige Ludwig von dem Papst Innocenz IV. immer in einer gewissen Entfernung, als dieser in Lyon eine Zuflucht vor Kaiser Friedrichs Angriffen suchte. Er verbat sich sogar dessen Eintritt in das eigentliche Frankreich (die Stadt Lyon gehörte ihrem Erzbischofe unter kaiserlicher Oberhoheit), und schützte seine Unterthanen, auch die geistlichen, kräftig gegen die unerhörten Gelderpressungen der päpstlichen Legaten.

21.

Der siebente Kreuzzug.

(1248 — 54.)

Dennoch war er es gerade, der dem lange nicht mehr beachteten Wunsch der Päpste Genüge leistete, einen Kreuzzug in das heilige Land zu thun. In einer schweren Krankheit war ihm das Gelübde dazu entfahren, und keine Vorstellungen seiner Mutter und seiner treusten Freunde konnten ihn zurückhalten. Mehrere Herren vom Hofe, die keine Lust hatten, ihn zu beglei-

ten, vermochte er durch einen Scherz dazu. Es war damals Sitte, daß der Hof am Weihnachtsmorgen vom Könige mit Pelzmänteln beschenkt ward. Ludwig ließ diesmal die Messe sehr früh ansagen; die Herren empfingen die Mäntel noch während der Dunkelheit, und sahen in der Kirche beim Schein der Lichter mit Verwunderung goldne Kreuze darauf gestickt. Zur Versorgung des Heeres waren in Sicilien und Cypern durch die freundschaftliche Vermittelung Friedrichs II. die besten Anstalten getroffen. Die angesehensten Vasallen schlossen sich an den Zug an. Ludwig IX. bereitete sich dazu wie zum Tode vor, und schickte als ein guter Christ Ordensleute durch alle seine Staaten, die jedermann auffordern mußten, ob etwa noch eine königliche Schuld zu tilgen, oder ein Unrecht gut zu machen sey. Man findet aber nicht, daß sich jemand gemeldet habe.

Am 12. Jun. 1248 ging er mit seinen Brüdern nach St. Denys, um aus den Händen des päpstlichen Legaten Otto die Oriflamme, den heiligen Stab, die Pilgertasche rc. zu empfangen. Die Staatsverwaltung übertrug er seiner ohnehin herrschsüchtigen Mutter Blanka. Am 25. Aug. schiffte sich das Kreuzheer bey Aiguesmortes ein. Ein günstiger Wind brachte die Flotte in der Mitte des Septembers nach Cypern, dessen König, Heinrich von Lusignan, seine Landsleute mit großem Pomp in seiner Hauptstadt

stadt Nikosia einführte. Man mußte hier bis zum Frühjahr liegen bleiben, welche Zeit der gute und kluge Ludwig dazu anwandte, die ewigen Streitigkeiten zwischen Johannitern und Tempelherren, Genuesern und Pisanern, Griechen und Lateinern auszugleichen. Für den bevorstehenden Feldzug machte man den Plan, den Besitzer des gelobten Landes in seinem Hauptlande anzugreifen, nach dessen Bezwingung Palästina von selbst werde fallen müssen.

Man kündigte hierauf nach Rittersitte dem Sultan von Aegypten, Nodgemeddin Ayub, mit dem Beinamen Saleh, offenen Krieg an, und brach sodann mit 1800 großen und kleinen Schiffen nach Damiette auf. Am Donnerstag nach Pfingsten (1249) warf man im Angesicht dieser Stadt die Anker aus. An der Küste lag die ganze ägyptische Flotte ausgebreitet, bereit sich der Landung aus allen Kräften zu widersetzen. Dennoch wurde der Angriff beschlossen, und am andern Morgen glücklich ausgeführt. Ludwig IX. sprang selber bis an die Brust ins Wasser, und seine Truppen folgten dem Beispiel. Die feindlichen Schiffe wurden durch die großen Steinmaschinen zerschmettert und versenkt, die Türken flohen, und überließen die Stadt den Franzosen.

Der fromme Ludwig hielt seinen Einzug in dieselbe am ersten Sonntag nach Trinitatis in feierlicher Procession, mit bloßem Haupt und

Füßen, von seiner Gemahlin, seinen Brüdern, dem König von Cypern, dem päpstlichen Legaten, dem Patriarchen von Jerusalem und vielen andern, geistlichen und weltlichen, Herren begleitet. Die große Moschee ward zu einer christlichen Kirche geweihet, und das Tedeum darin gesungen.

Mit den weitern Eroberungen ging es langsam, weil man erst frische Hülfe aus Frankreich erwarten wollte. So blieb man bis zum 20. Nov. in Damiette, wo sich das Kreuzheer durch alle Arten von Ausschweifungen so verhaßt machte, daß der König selbst traurig darüber ward. Endlich ward nach Cairo aufgebrochen, wobey die Flotte den Nil hinauf fuhr. Aber je weiter man vordrang, desto tapferer ward der Widerstand der Türken, die besonders durch das den Kreuzfahrern unbekannte griechische Feuer den französischen Schiffen vielen Schaden thaten. So oft eine Ladung von diesem Feuer hergeschleudert ward, fiel der heilige Ludwig auf seine Knie, und betete weinend mit lauter Stimme: „Beau Sire, Dieu Jesu-Christ, garde moi et tout me gent.“

Es wurden herrliche Thaten ritterlicher Tapferkeit in diesem Kriege verrichtet. Der allzu ungestüme Graf Robert von Artois, des Königs Bruder, fiel mit 280 Tempelherren in den Straßen der Stadt Mansura, in die ihn seine Verwegenheit vorangetrieben hatte. Der Kö-

nig selbst mußte mehr als einmal um sein Leben fechten. Endlich unterlag das Kreuzheer dem fremden Himmel, den Seuchen, dem Mangel und der feindlichen Uebermacht. Der Graf von Montfort ritt zum nächsten Emir, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Schon hatte er ziemlich gute Bedingungen erhalten, als ein dummer Mensch daher gesprengt kam, und dazwischen rief: „Ihr Herren, ergebt euch, der König befiehlt es, und lasset niemand tödten!" Jedermann glaubte den König in Gefahr, und der Emir sagte sogleich, man mache keine Verträge mit Ueberwundenen. Die Ritter wurden hierauf sämmtlich entwaffnet, der König selbst in der Stadt Meniat-Abuabdallah aufgehoben, und das ganze französische Heer zu Gefangenen gemacht (April 1250) *).

*) Die Königin Margareta erwartete eben in Damiette ihre Niederkunft, als die Nachricht von dem Unglück ihres Gemahls einlief. In der Angst warf sie sich einem alten Ritter zu Füßen, und bat ihn um ein Geschenk. Er versprach es mit einem Schwur. „Sire Chevalier, sagte sie darauf, je vous requier sur la foy que vous m'avez donnée, que si les Sarrazins prennent ceste ville, que vous me couppez la teste, avant qu'ilz me puissent prandre." Worauf der Ritter antwortete, er wolle es sehr gern thun, ja er habe selbst schon daran gedacht, so zu ver-

Turan Schach, der neue Nachfolger des vorher genannten Sultans, verlangte die Räumung aller Schlösser in Palästina, die noch in christlichen Händen seyen, allein Ludwig IX. blieb dabey, daß dies nicht von ihm, sondern von dem Kaiser abhange. Er fragte darauf, wie theuer er sich auslösen wolle. Ludwig antwortete, er erwarte die Forderungen des Sultans. Dieser verlangte außer der Räumung von Damiette eine Million goldener Byzantinen für ihn und sein Heer. Mit ritterlichem Stolze ließ ihm der König zurücksagen, ein König von Frankreich lasse sich nicht für Geld verhandeln, er wolle für seine Person Damiette abtreten und die geforderte Summe für seine Leute erlegen. Der Sultan ehrte diese königliche Gesinnung, und erließ freiwillig den fünften Theil der Summe. Der Vergleich lautete nun so, daß zwischen dem Sultan und den Franzosen ein 10jähriger Waffenstillstand seyn, alle Gefangne frey gegeben, Damiette geräumt, und 800,000 Byzantiner oder ungefähr 100,000 Mark Silbers bezahlt werden sollten.

Die Hälfte der Summe ward schon in Damiette abgetragen, für die andere blieb der Graf von Poitiers, ein Bruder des Königs, als Gei=

fahren, wenn der Fall eintreten sollte. Zum Glück kam es nicht dahin.

sel zurück. Der König schiffte mit einem kleinen Rest seines Heeres nach Accon, von wo er bald auch die zweite Hälfte der Schuld nach Aegypten sandte, allein ohne dafür die Freude zu haben, seine Leute befreit zu sehen. Statt 12000 Gefangener wurden ihm nur 400 zurückgeschickt. Die Kranken waren alle getödtet, von den andern viele zu Sklaven gemacht und zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen worden. Auf den Mauern von Cairo prangte eine ganze Reihe aufgespießter Christenköpfe.

In Accon sann Ludwig IX. auf die Erneuerung des Krieges, und unterhandelte deshalb mit dem Sultan von Damask, befestigte auch Jaffa und andere Städte, ward aber zuletzt doch durch den Tod seiner Mutter (1. Dec. 1252) bewegt, auf die Rückkehr zu denken. Diese unternahm er jedoch erst, nachdem er die Seestädte Palästina's in den besten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, im April 1254. Auf der Fahrt von Cypern nach Frankreich, welche 6 Wochen dauerte, machte er die Verpflegung der Kranken zu seinem Zeitvertreib. Sein Schiff war wie eine Kapelle eingerichtet. Vor einem darin aufgerichteten Altar mit einer kostbaren Monstranz und vielen Reliquien ward alle Tage Messe gelesen, und wöchentlich dreimal gepredigt. Wenn es das Wetter erlaubte, wurden mit den Matrosen Ka-

techisationen angestellt, und viele Sterbende bereitete der fromme Ludwig selbst zum Tode.

Am 11. Jul. 1254 landete die Flotte endlich im Hafen von Marseille. Die Städte, Klöster und Bisthümer, durch welche er kam, gaben ihm nach alter Art Geschenke, und jeder freute sich, ihn wiederzusehen. Sechs Jahre hatte dieser unselige Kreuzzug gedauert.

22.

Ludwigs IX. innere Regierung.

(1254 — 1270.)

Ludwig fand, wie man denken kann, allenthalben Streit und Krieg unter seinen Baronen. Diesen beizulegen schrieb er nicht nur große Reichsversammlungen aus, sondern reisete auch, wie die deutschen Kaiser, selbst in die Provinzen. Er begab sich in die Picardie, nach Flandern, nach Soissons. Seine mit der strengsten Gerechtigkeitsliebe und Festigkeit fattsam verbundene Güte machte, daß man seine Urtheilssprüche als Gottesurtheile verehrte. Ein sehr angesehener Baron, Enguerrand von Couci, hatte drey junge flandrische Edelknaben, die in seinem Jagdreyier Kaninchen geschossen hatten, auf=

hängen lassen. Der König rief ihn nach Paris, warf ihn in den Thurm des Louvre, und war entschlossen, das Wiedervergeltungsrecht zu üben. Seine erschrockenen Verwandten eilten persönlich herbey, und ersuchten den König, Mitrichter in der Sache zu seyn. Es ward ihnen bewilligt. Unter ihnen war der junge König von Navarra, der Herzog von Burgund, der Erzbischof von Rheims, die Gräfin von Flandern, die Grafen von Bretagne, von Bar, von Soissons, von Blois, und viele andere angesehene Herren. Der König, weit entfernt, eine solche Versammlung zu scheuen, fing die Untersuchung an, und überführte den Schuldigen beinahe. Dieser verlangte seine Unschuld durch den Zweikampf zu beweisen, aber Ludwig, der den Zweikampf abschaffen wollte, verweigerte es, und da der Graf von Bretagne das Begehren unterstützte, sagte der König mit der ihm eigenen Majestät: „So habt ihr nicht immer gedacht. Ihr solltet euch erinnern, wie ihr einmal, da eure Baronen euch verklagten, mich batet, die Sache gerichtlich auszumachen, weil der Zweikampf kein rechtlicher Weg sey." Der ganzen vornehmen Versammlung blieb nichts übrig, als auf den Knien für den Verbrecher um Gnade zu bitten. Gerührt von diesem Anblick sagte der König: „Enguerrand, wenn ich gewiß wüßte, daß mir Gott befähle, euch sterben zu lassen, so sollte ganz Frank-

reich und selbst unsere Verwandtschaft euch nicht retten können." Er schenkte ihm darauf das Leben unter der Bedingung, daß er drey Kapellen, und in denselben ewige Seelmessen für die Ermordeten stiften, in allen seinen Ländern die hohe Gerichtsbarkeit und die Kaninchenjad verlieren, jenes Gehölz der Abtey St. Nicolaus schenken, drey Jahre lang mit einer gewissen Anzahl von Rittern im gelobten Lande dienen, und endlich für seine Loslassung 12,500 Livres zu milden Stiftungen erlegen sollte. Ein Ritter, Johann von Thorotte, hatte bey dieser Gelegenheit gesagt: „nach diesem bleibt nichts übrig, als uns alle hängen zu lassen." Diesem sagte der König, dem man diese Worte hinterbracht hatte: „Ihr sehet aus allem, was jetzt vorgegangen ist, daß ich meine Barone nicht hängen lasse, daß ich aber auch diejenigen zu strafen weiß, die die Gesetze des Staats und der Menschheit verletzen."

Im J. 1259 brachte Ludwig IX. endlich auch sein lange zweifelhaft gewesenes Verhältniß mit England ins Reine. Seitdem Philipp August die Engländer aus der Normandie und den angränzenden Provinzen vertrieben, hatte es diesen nur immer an Muße gefehlt, das Verlorene wieder zurückzufordern. Auch Heinrich III., Ludwigs Zeitgenosse, hatte zuviel mit seinen rebellischen Baronen zu thun, um auf äußere Eroberungen

denken zu können, indessen betrachtete er sich doch noch immer als im bloßen Waffenstillstande mit Frankreich, und protestirte noch ernstlich gegen die förmliche Abtretung jener Provinzen. Ludwig IX., der lieber einen Theil mit Sicherheit, als das Ganze mit Unsicherheit besitzen wollte, entschloß sich freiwillig zu einer Theilung. Ein päpstlicher Legat leitete die Sache ein, der König von England, hoch erfreut, so gut wegzukommen, besuchte den heiligen Ludwig mit seiner ganzen Familie persönlich zu Paris, und hier ward sodann der Friede völlig abgeschlossen. Heinrich III. entsagte für sich und seine Nachkommen auf immer der Normandie und den Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Dafür zahlte ihm Ludwig IX. die Summe von 134,000 Livres aus, und trat ihm den Theil von Guienne, jenseit der Garonne, und diesseit derselben Limousin und Perigord ab, wofür jedoch der jedesmalige König von England dem französischen als Pair von Frankreich *) unter dem Titel eines Herzogs von Guienne die Huldigung leisten sollte. Heinrich III. unterzog sich dieser Ceremonie auf der Stelle, und da gerade während seiner Anwesenheit Ludwigs ältester, 16jähriger Prinz gleiches Namens starb, so wohnte er dem

*) So hießen seit Ludwigs VII. Zeiten die 12 vornehmsten Baronen des Reichs.

Leichenzuge desselben bey, und half den Sarg auf dem Wege von Paris nach St. Denys eine Strecke weit auf seinen Schultern tragen.

In Ludwigs IX. Regierungszeit fällt auch die Stiftung der Sorbonne, dieses berühmten theologischen Collegiums in Paris, das bis in das vorige Jahrhundert ein so hohes Ansehen behauptet hat. Die eigentliche Gründung geschah 1253, die Bestätigung erfolgte 1267. Der Name stammt von dem ersten Oberaufseher des Instituts, Robert Sorbon. Ludwig räumte den „armen Magistern," wie sie damals hießen, einige Gebäude zur Wohnung und zum Unterricht ein, die hernach ansehnlich erweitert worden sind. Der berühmteste unter den ersten Lehrern der Sorbonne war der gelehrte Theologe Wilhelm von St. Amour. Im J. 1290 besaß das Collegium schon eine Bibliothek von 1000 Bänden (Handschriften).

Die unverschämten Geldverschleppungen der päpstlichen Legaten bewegten den heil. Ludwig, 1269 ein Reichsgesetz zum Schutz der Kirche unter dem Namen der pragmatischen Sanction ausgehen zu lassen, in welchem der letzte Artikel so lautet; „Sechstens verbieten wir hiemit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem römischen Hof verordneten Geldauflagen der Kirchen unsers Reichs, wodurch besagtes unser Reich elendiglich verarmet ist, wofern

solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen und bey unumgänglichen Nothfällen, auch mit unserer und der Kirchen unsers Reichs freien und ausdrücklichen Bewilligung geschiehet."

23.

Ludwigs IX. Tod.

(1270.)

Bey aller Frömmigkeit that sich dieser gute König doch in diesem Puncte noch immer nicht genug. Er wollte die Regierung freiwillig niederlegen und ins Kloster gehen. Nur die Vorstellungen seiner Gemahlin, daß er nirgends mehr Gutes stiften könne als auf dem Throne, hielten ihn zurück. Aber noch einen Kreuzzug zur Unterstützung der Christen in Palästina vorzunehmen, von dem Entschlusse war er nicht abzubringen, so übel auch die erste Unternehmung dieser Art abgelaufen war. Mit Bestürzung vernahmen seine Unterthanen die Aufforderung dazu. Es wurden Kopfsteuern gesammelt, die Geistlichen mußten einen Zehnten hergeben, die Genueser übernahmen gegen gute Bezahlung die Fortschaffung und Versorgung des Heeres. Ludwig IX. machte zuvor sein Testament, setzte ein Paar

bewährte Männer zu Reichsverwesern ein, nahm abermals zu St. Denys die Oriflamme rc. und schiffte sich am 1. Jul. 1270 mit 60,000 Mann zu Aiguesmortes ein. Niemand versprach sich Gutes von dem Unternehmen, der alte Mann war schon so schwach, daß er nicht mehr ohne Hülfe aufs Pferd steigen, noch die volle Rüstung tragen konnte. Noch bestürzter ward das Heer, als man vernahm, daß der Zug zunächst nach Tunis gehen solle. Diesen Plan hatte des Königs Bruder, Karl von Anjou, König von Sicilien und Konradins Mörder, angegeben, dem der König von Tunis Tribut schuldig war, auch sagte man, dieser Muhamedaner habe dem frommen Ludwig listiger Weise einen Wunsch geäußert, mit guter Art ein Christ zu werden. Genug, die Flotte landete in dieser Gegend, eroberte das Schloß und die Stadt Karthago, und nahm sodann die Belagerung von Tunis vor. Aber der sehnlich erwartete König von Sicilien blieb aus, die Hitze erzeugte viele Krankheiten, die Feinde, die ihren brennenden afrikanischen Sand aus Wurfmaschinen auf die Christen schossen, mehrten sich mit jedem Tage; mehrere französische Herren, unter ihnen des Königs zweiter Prinz, und eine große Anzahl Gemeiner starben in den ersten Tagen, und endlich erkrankte der König selbst so heftig, daß er sein Ende nahe fühlte. Man hat noch einen Aufsatz

von ihm, welcher religiös-sittliche Vorschriften für seinen Sohn und Nachfolger Philipp enthält, und den er noch in diesen letzten Tagen eigenhändig geschrieben haben soll. *) Er starb in seinem 66sten Jahre, auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, und die Augen gen Himmel gerichtet. Seine letzten Worte waren die davidischen: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten, und deinen Namen verherrlichen."

Von den häuslichen Tugenden dieses seltenen Königs erzählen die gleichzeitigen Schriftsteller rührende Züge. Er hatte eine Anzahl erlesener Freunde, die ganz offen mit ihm sprechen durften, und mit denen er gern scherzte. Er besaß die innigste Liebe seines Volks. Ein alter Ritter Joinville, Seneschall von Champagne, eben einer jener vertrauteren Freunde, der in einer höchst treuherzigen Sprache anziehende Denkwürdigkeiten aus seinem Leben niedergeschrieben hat, nennt ihn nicht anders als nostre bon roy Sainct Loys. Seine Standhaftigkeit in der Ausübung der kindlichen Pflichten, die ihm die

*) Aus den Worten: „Deinem Vater und deiner Mutter erweise Ehrfurcht, und hüte dich, sie durch Ungehorsam zu erzürnen," möchte man doch schließen, daß dies früher geschehen sey.

unerträgliche Tyranney seiner Mutter Blanka so sehr erschwerte, würde einem alten Stoiker Ehre gemacht haben. Diese durch lange Herrschaft verwöhnte Frau konnte sich so schwer entschließen, ihre Ansprüche an ihn aufzugeben, daß sie selbst seine Gemahlin Margarethe überall mit der wüthendsten Eifersucht von ihm zu trennen suchte. Keine Reise konnte er mit der letztern thun, auf der die Alte sich nicht zwischen beide drängte. Selbst wenn er sie im Schlosse auf ein Stündchen besuchen wollte, mußte er wohl erst die Hunde peitschen lassen, damit die Mutter vor dem Geheul seine Tritte nicht hörte. Einst, als die junge Königin krank lag, und die Mutter ihn hinter deren Bett versteckt fand, zog sie ihn hervor, und führte ihn mit dem Bedeuten, daß er hier nichts zu thun habe, zur Thür hinaus. „Mein Gott, rief die Kranke, wollt ihr mich denn meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?“ und fiel in Ohnmacht. Hierauf kehrte der bekümmerte Gatte zurück, jedoch ohne seiner Mutter auch nur durch einen Blick ihr unanständiges Betragen fühlbar zu machen. Dies ist eben die Königin Blanka aus Castilien, die ihm schon als Säugling, als während eines ihr zugestoßen Fieberanfalls eine mitleidige Hofdame ihn gestillt, ihm den Finger in den Schlund gebohrt hatte, daß er die fremde Milch wieder von sich geben müs-

sen; aus welchem, wahrscheinlich abergläubischen, Eigensinn, man nachher, wer weiß wie viele mütterliche Tugenden gemacht hat.

Bey einem Streite zweier Edelleute, von denen einer dem andern vorwarf, daß er sich über seinen Stand kleide, fällte Ludwig IX. folgendes sehr gesunde Urtheil: „Ein Mann muß immer wohl angezogen gehen, sollte es auch nur seiner Frau zu Gefallen geschehen, und er muß sich in seiner Kleidung immer so halten, daß verständige Leute nicht sagen, er thue der Sache zu viel, und junge Leute, er thue ihr zu wenig."

Täglich ließ er 120 Arme aus seiner Küche speisen, bediente sie zuweilen selber bey Tische, und entließ sie außerdem noch mit Geschenken. Seine schöne Schwester, die heilige Isabelle, trieb die Frömmigkeit noch weiter. Sie schlug alle Vermählungsanträge aus, um nur mit Gott zu leben. Der Gedanke an den Gekreuzigten, und besonders seine Worte: „Kommet zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig rc." — diese schönen Worte rührten die Prinzessin, so oft sie ihrer gedachte, zu den heißesten Thränen. Oft stand sie früh mit rothgeweinten Augen auf, aß dann wenig, und ging an ihr tägliches Geschäft, Arme zu speisen, zu kleiden und nach des Heilands Bei-

spiel zu erquicken. Ihr ganzes Vermögen war zu diesem Zweck bestimmt. Immer noch nicht zufrieden mit sich selbst, legte sie sich oft die härtesten körperlichen Büßungen auf, und wenn sie sich zu fasten vorgenommen hatte, mußten ihre Mutter und ihr Bruder oft die seltsamsten Kunstgriffe anwenden, um ihr nur soviel Nahrung einzuzwingen, daß sie nicht verhungerte.

24.

Ende der Kreuzzüge.

(1270.)

Der verunglückte Zug Ludwigs IX. nach Tunis war der letzte Versuch abendländischer Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen. Undankbarer konnte auch wohl keine Bemühung als diese seyn. Jener seltsame Staat von Tempelherren und Johanniterrittern, Kaufleuten und Soldaten, Priestern und Bettlern, deren verschiedenartiges Interesse noch mehr zertheilt ward durch die Mannigfaltigkeit der Nationen, die sich hier beisammen fanden, trug nothwendig eben dadurch den Keim seiner Zerstörung in sich. Die Eifersucht rieb sie unter einander selbst auf, und ihr fanatischer Eifer gegen die

Muha-

Muhamedaner vollendete das Werk. Sie konnten sich endlich gegen die letztern nicht länger halten, und im May 1291 fiel Akkon oder Acre, ihr letzter Ort. Was bey der Eroberung desselben nicht umkam, ward in die Sklaverey verkauft. Und so ward das Land wieder in den alten Zustand hergestellt, in welchem es vorher unter der Herrschaft der Seldschucken gewesen war.

Man pflegt bey dieser Gelegenheit viel von den Folgen der Kreuzzüge zu sprechen, in den neuern Zeiten ist es jedoch Sitte geworden, die guten Folgen derselben als sehr gering anzuschlagen, die ganze Erscheinung aber als das landverderbliche, sinnlose Product eines dummen Aberglaubens zu verschreien. Gerechter scheint es, sich bey so großen Weltbegebenheiten, die der allgemeine Zeitgeist mit augenscheinlicher Nothwendigkeit hervorgerufen, alles Lobes und Tadels ganz zu begeben. Nur ein allen großen romantischen und religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die erste Idee, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Alle Kreuzfahrer nun, die von dieser Idee ergriffen, die beschwerliche Reise antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt, denn nur in dem Maaße verdient ein Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Rauf- und Plünderungssucht Theil nah-

men, würden auch im Vaterlande nichts nützlichers vollbracht haben, und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber that ein jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des erschlafften Zeitgeists und zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen Einzelnen auf das erhabene Allgemeine. Hier wurden einmal wieder die Völker körperlich und geistig durch einander gemischt; morgen- und abendländischer Geist tauschte sich gegen einander aus; der durch die häusliche Einförmigkeit verengerte Sinn lernte wieder Welttheile umfassen, und der vielgewanderte Ritter kehrte stolzer und veredelter zurück. Für die Seestädte Italiens, besonders Venedig, Genua und Pisa, ging durch die Kreuzzüge ein ganz neues Leben an. Sie fingen an, das Südmeer zu beherrschen, wie die Hansestädte das nördliche, und bildeten innerhalb ihrer Mauern republikanische Verfassungen aus, den alten griechischen vergleichbar, und reich an den interessantesten Erscheinungen, die näher auszuheben der Raum dieses Buches leider verbietet.

Der Missions-, wie der Handelseifer, folgte den Kriegerschaaren auf dem Fuße. Ein jüdischer Rabbi, Benjamin von Tudela in Navarra, drang um das Jahr 1120 bis in die chinesische Tatarey; ein Pater Ascolin durchzog mit einer Gesellschaft von Franziskanern das südliche Asien

bis in die innern Theile Persiens; eine ähnliche Gesellschaft von Dominikanern führte ein Pater Carpia um 1246 durch das nördliche Asien bis nach Tibet. 1253 reiseten Pater Andreas, ein Jacobiner, und Wilhelm von Rubriquis, ein französischer Cordelianermönch, als politische Abgeordnete Ludwigs des Heiligen in die Mungoley, und Marco Polo, ein Venetianer, der uns eine sehr abentheuerliche Erdbeschreibung hinterlassen hat, streifte um 1272 als Kaufmann durch Syrien, Persien und Indien bis nach Pecking.

Bey allem Verfall des griechischen Kaiserthums konnten die rohern Kreuzfahrer doch noch viel neues von den Griechen lernen. Sie brachten von Constantinopel eine verbesserte Kriegskunst, feinere Sitte und manchen Artikel des Luxus mit. König Roger II. von Sicilien nahm 1130 zuerst Seidenarbeiter aus Athen, Korinth und Theben mit sich nach Palermo, das dadurch die Mutterstadt aller abendländischen Seidenmanufacturen geworden ist. Von da kam der Seidenhandel in die Lombardey, und von hier wieder über Südfrankreich bis nach Paris, wo die lombardischen Kaufleute eine eigene Straße (rue des Lombards) erhielten. Purpur, Teppiche und Hermelin (aus Armenien) wurden gleichfalls erst seit den Kreuzzügen gebräuchlich. Trommel und Horn und die Sitte, das Pferd

zu bepanzern, sind von den Saracenen entlehnt, sogar Kriegsbenennungen, z. B. Admiral (Emir al Omrah) nahm man von ihnen an. Das Schachspiel, eine indische Erfindung, kam durch die Kreuzfahrer zuerst nach Europa. Dämme und Schleusen lernte man in Aegypten kennen. Die abendländische Gartenkunst verdankt jenen Zügen manche feinere Obstart, und unter den Gemüsepflanzen den Wirsingkohl und die Charlottenzwiebeln.

Von dem großen Einflusse der arabischen Dichtkunst auf die abendländische ist schon bey Gelegenheit der Provenzalen geredet worden.

25.

Das Narren- und Eselsfest.

(Sec. 13.)

In der Sittengeschichte dieses Zeitraums erwähnen die französischen Schriftsteller gewöhnlich jener Volkslustbarkeiten, die unter dem Namen des Narren- und Eselsfestes noch bis auf neuere Zeiten fortgedauert haben. Sie sind auch in der That merkwürdig, als Beispiele, wie gern auch in den Zeiten der abergläubischsten Andächteley,

der dem Menschen angeborne Muthwille selbst mit dem Heiligsten sein Gespött treibt.

Beide Feste sind uralt. Das Narrenfest ging schon aus dem Heidenthum ins Christenthum über, und die Vorsteher der ersten Gemeinden mochten wohl bey solchen Dingen dem wilden Volke etwas nachsehen. Es fällt in die Jahrszeit, in der die Römer ihre Saturnalien feierten, dies bekannte Possenfest, an dem die Herren sieben Tage lang mit ihren Sklaven die Rollen tauschten, womit die Neujahrsfeier verbunden wurde, bey der man sich mit lächerlichen Vermummungen belustigte. So übernahm nun in der Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanias, am gewöhnlichsten aber am Neujahrstage, der Pöbel die Rolle seiner geistlichen Vorgesetzten, und travestirte sie folgendermaßen. Nachdem ein Haufe junger Leute, als Pfaffen gekleidet, und die Gesichter geschwärzt, sich in einer Kirche versammelt hatten, wählten sie unter tausend lächerlichen Ceremonien einen Narrenbischof, mit dem sie in Procession durch die Stadt zogen, und dann wieder in die Kirche zurückkehrten. Hier hielt der Narrenbischof einen förmlichen Gottesdienst, und sprach den Segen. Hierauf tanzten und sprangen die vermummten Geistlichen auf das Priesterchor, und stimmten Sauf- und Zechlieder an. Während ein Priester Messe las, aßen die Diakonen und Subdiakonen Wür-

ste, die sie auf dem Altare zerschnitten, spielten unter seinen Augen mit Würfeln oder Karten, warfen ihm alte Schuhsohlen ins Rauchfaß rc. Nach der Messe stiegen sie auf Mistkarren, von denen sie den nebenher laufenden Pöbel mit Koth bewarfen. Alle mögliche Ausschweifungen gingen den Frechen an diesem Tage durch, und Groß und Klein kannte nichts lustigers als dieses Narrenfest. Ungeachtet es schon 633 von einem Concilium zu Toledo verboten wurde, so dauerte es doch, in Frankreich besonders, noch bis ins 16te Jahrhundert fort, wo es denn zum großen Leidwesen der Pariser durch einen Parlamentsschluß zu Dijon 1552 gänzlich aufgehoben wurde. Die Vertheidiger desselben sagten, es sey höchst nothwendig, daß der so lange unter dem Zwange des Ernstes und der religiösen Furcht beklommene Mensch einmal Luft bekomme, und seine angeborne Narrheit ausdunsten lasse, so wie man von den Weinfässern von Zeit zu Zeit den Spund lüften müsse, damit der gährende Most die Fässer nicht zersprenge: ein Satz, hinter welchem wohl etwas mehr als bloßer Scherz stecken möchte.

Durch das Eselsfest wollte man die Flucht der Jungfrau Maria nach Aegypten vorstellen. Man suchte dazu das schönste Mädchen aus der Stadt aus, setzte sie, schön geputzt, auf einen stattlich behängten Esel, und gab ihr ein Kind

als Jesusknäblein in die Arme. So führte man sie unter Begleitung der ganzen Geistlichkeit und des Volkes in die Hauptkirche, und stellte den Esel neben den hohen Altar. Nun ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, der Eingang, das Kyrie, das Gloria und das Credo, wurde mit dem Tone des schreienden Esels, Hinham! hinham! geendigt. Auch am Schlusse des Gottesdienstes stimmte der Priester statt des Segens den Eselsgesang dreimal an, welchen dann das ganze Volk dreimal mit Hinham beantwortete. Den Beschluß machte die Absingung eines halb lateinischen, halb französischen Liedes *), von dem jede Strophe folgendermaßen schloß:

He! Sire Asnes, par chantez!
Belle bouche, rechignez!
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à planter.

Die Rohheit der Sitten jener Zeit spiegelt sich besonders in dem gerichtlichen Verfahren ab. Der gerichtliche Zweikampf konnte troß allen Bemühungen des heiligen Ludwig nur in den Domänen ganz abgeschafft werden; auf den Gütern der Baronen und Untervasallen blieb er

*) Ganz abgedruckt kann man es in Meusels Gesch. von Frankreich und in Flögels Gesch. des Groteskekomischen finden.

noch lange im Gebrauch, weil nach dem Herkommen das sämmtliche Vermögen des Ueberwundenen dem Lehnsherrn anheim fiel. Räuber, Mörder und Entführer sollten gehängt, alle ihr Hausgeräth zum Besten des Barons eingezogen, ihre Häuser von Grund aus zerstört, ihre Ländereien und Triften verwüstet, ihre Weinberge verderbt, ihre Obstbäume geschält werden. Blenden und Verstümmeln war auch noch gebräuchlich. Falsche Münzer wurden an einigen Orten gar in Oel gekocht. Ein kleiner Diebstahl ward mit dem Verlust eines Ohrs, zum zweiten Mal mit dem eines Fußes gebüßt; das dritte Mal ward der Dieb gehängt. Untreue Weiber verloren das erste Mal die Ober-, zum zweiten Mal die Unterlippe; das dritte Mal sollten sie verbrannt werden. Gewaltthätigkeiten waren häufig; sie zu verringern mußte der fromme Ludwig schon Häuser privilegiren, die er nicht ohne Abscheu nennen konnte.

26.

Philipp III.

(1270—85.)

Auf Ludwig IX. folgte dessen 30jähriger Sohn Philipp III. Ihm fehlte seines Vaters

Geist, allein da er eine beruhigte und geachtete Regierung vorfand, fiel es ihm nicht schwer, sie glücklich fortzusetzen. Er erhielt das Reich beinahe 16 Jahre lang in fast ununterbrochenem Frieden, und erweiterte es durch die Grafschaft Toulouse, die ihm 1271 durch Erbschaft zufiel, aber noch lange nachher als ein eigenes Reich betrachtet wurde, so daß man noch immerfort zwischen Frankreich und Provence unterschied, eine Trennung, die Sprache und Sitten rechtfertigten.

Philipp III. führte das Kreuzheer seines Vaters von Tunis wieder nach Hause zurück, nachdem der König von Tunis selbst um Frieden gebeten, und sich zur Erstattung der Kriegskosten und der Rückstände des sicilischen Tributs verpflichtet hatte. Man brachte theure Leichen mit, noch außer der des heiligen Ludwig, und die erste öffentliche Handlung nach der Ankunft in Paris war ein Leichenzug nach St. Denys, dem uralten Begräbnißort der französischen Könige. Philipp III. selbst half dabey den Sarg seines Vaters tragen. Man sah hier wieder ein seltsames Beispiel von Priestereifersucht. Der Abt Matthäus von St. Denys verstattete dem ganzen Zuge nicht eher den Eintritt in sein Gebiet, als bis der Erzbischof von Sens und der Bischof von Paris ihre bischöfliche Kleidung ausgezogen hatten.

Unter Philipps III. Regierung fiel 1282 die sicilische Vesper vor. Philipp wollte die Nationalehre und seines Oheims Unglück rächen, und erklärte demnach dem Eroberer Siciliens, Peter von Arragonien, den Krieg. Papst Martin IV. unterstützte ihn mit Bannbullen, und verschenkte gleich, nach seiner großmüthigen Weise, das Königreich Arragonien sammt der Grafschaft Barcelona an einen der jüngern Söhne Philipps III. Das Instrument, welches über diese Schenkung zu Rom ausgefertigt ward, verbot jedoch mit bewundernswürdiger Umständlichkeit die jedesmalige Vereinigung dieses Reichs mit der französischen Krone, gleich als ob die Päpste schon damals geahnet hätten, was von der Uebermacht dieser Krone zu fürchten sey.

Es kam jedoch nicht dahin. Zwar überstieg Philipp III. 1285 mit einem Heere die Pyrenäen, und eroberte mit vieler Mühe einige Städte in Katalonien, allein Mangel und Krankheiten nöthigten ihn schon nach einigen Monaten zum Rückzug. Auf diesen ward er selbst so krank, daß er schon zu Perpignan, am 6. Oct. 1285, starb.

Philipp III. ist noch merkwürdig als der erste Monarch, der einen Bürgerlichen, Kraft eines Diploms, in den Adelstand erhoben hat.

27.

Philipp IV., der Schöne.

(1285—1314.)

Ihm folgte sein 19jähriger Sohn Philipp IV., der Schöne. Als Politiker verdiente er wohl der Große zu heißen, denn so strenge wie er, haben wenig Herrscher den Zweck verfolgt, sich von ihrer Umgebung unabhängig zu machen, und alle Fesseln alter Gewohnheit und Meinung zu ihrem Vortheil zu durchbrechen. Daher verweilt der Geist mit vorzüglichem Interesse bey der Geschichte dieses Königs, wenn gleich das Gefühl sich oft dabey empört.

Er führte das Heer vollends nach der Hauptstadt zurück, begrub seines Vaters Gebeine zu St. Denys, und ließ sich mit seiner Gemahlin, der Gewohnheit nach, zu Rheims salben und krönen (6. Jan. 1286). Unter den französischen Vasallen, die vor seinem Thron erschienen, den Huldigungeid zu leisten, war auch Eduard I., König von England. Er ward (Ostern 1286) mit großer Pracht zu Paris empfangen, schloß daselbst einen Vertrag mit dem neuen König, und ging zu Pfingsten nach Bourdeaux, um einen Frieden zwischen Frankreich und Aragonien zu vermitteln.

Nach vielen Schwierigkeiten und manchem

Zwischenkriege kam dieser Friede endlich (erst 1291, 6. März) zu Stande. Sicilien verblieb den Bruder des Königs Jakob von Aragonien, Friedrich, der sich mit Gewalt darin behauptete; Neapel dem Sohne Karls von Anjou, Karln dem Hinkenden. Aber dafür brach jetzt ein desto heftigerer Krieg zwischen Frankreich und England aus.

Französische und englische Schiffer hatten auf dem Meere und in den Häfen Händel bekommen, und die Nationaleifersucht hatte zwischen beiden Völkern schon eine öffentliche Fehde entzündet, ehe noch die Könige davon unterrichtet wurden. Die Franzosen hatten aber dabey den kürzern gezogen. Philipp IV. sprach von beleidigter Ehre, forderte Genugthuung, und lud den König von England als französischen Vasallen vor eine Versammlung der Pairs. Eduard I. war eben mit den Schotten beschäftigt, und wünschte sehr, diese ungelegenen Händel in Güte beizulegen. Er schickte demnach seinen eigenen Bruder Eduard mit der ausgedehntesten Vollmacht nach Paris. Die Königin und ihre Mutter, an die er sich bittend wandte, versprachen ihm ihren Beistand. Man kam überein, daß Philipp IV. zur Herstellung seiner lehnsherrlichen Ehre ganz Guienne bis auf die drey Städte Bourdeaux, Bayonne und Reole, besetzen, und sich Geißeln von den vornehmsten Einwoh-

nern geben lassen solle, doch alles nur zum Schein: alles sollte zurückgegeben und die Belehnung erneuert werden, sobald die Königinnen darum bitten würden. Eduard I. war mit diesem Vorschlage so zufrieden, daß er zum Zeichen seiner vollkommensten Friedensliebe auch noch die Hauptstadt Bourdeaux anbot.

So wurde das ganze Herzogthum besetzt, und man sah nun der Ceremonie der großmüthigen Rückgabe entgegen. Allein wie erstaunte Eduard, als der König von Frankreich ihm sagen ließ, der Reichsrath werde die Sache in Ueberlegung ziehen. Nach einigen Winkelzügen wurden zuletzt die englischen Gesandten geradezu aus Paris verwiesen, der König von England noch einmal vorgeladen, und hierauf das Herzogthum Guienne durch einen Reichsschluß dem König von Frankreich zuerkannt.

Man wußte sehr wohl, daß Eduard in einer Lage war, in der er dieser Maaßregel nichts entgegensetzen konnte. Er brachte zwar ein Bündniß gegen Frankreich zusammen, allein dies half ihm wenig, und kostete ihm viel. Dafür, daß er den deutschen Kaiser Adolf von Nassau mit großen Geldsummen gewann (22. Oct. 1293) schloß Philipp IV. mit dem Grafen Otto von Burgund einen höchst vortheilhaften Vertrag, vermittelst dessen der letztere seine einzige Tochter einem französischen Prinzen zu geben, und

sein Land, bis dahin ein deutsches Lehen, vom Reiche abzureißen und unter französische Hoheit zu bringen versprach. Auch diese Ungebühr konnte wegen der Schwäche des damaligen Kaisers nicht verhindert werden. Die überlegene Anzahl der Franzosen schlug nun bald die Engländer aus dem größten Theil von Guienne hinaus, und eine französische Flotte landete sogar bey Dover und verbrannte diese Stadt, wogegen auch die Engländer die Küsten der Normandie verheerten.

Eduard I. hatte unter mehreren französischen Vasallen auch den Grafen Veit II. von Flandern in sein Interesse gezogen, der gegen Philipp IV. aufgebracht war, weil ihm derselbe in einem Streit mit den Bürgern von Gent Unrecht gegeben hatte. Veit versprach dem König von England seine älteste Tochter zur Gemahlin für dessen Sohn, und erbot sich gegen eine bestimmte Summe von Hülfsgeldern zum Kriege gegen Philippen. Der letztere erhielt von allem Kunde, stellte sich aber ganz unwissend und lud sehr treuherzig — man weiß nicht unter welchem Vorwande — den Grafen mit seiner Gemahlin zu sich nach Corbeil. Sie kamen, und wurden sogleich gefangen gesetzt. Der bestürzte Veit versprach nun, alles zu widerrufen, und damit man dessen gewiß seyn könne, forderte ihm Philipp eben die Tochter, die an den englischen Prinzen versprochen war, als Geißel ab.

Graf Veit, mehr hitzig als klug, erneuerte nun erst recht das Bündniß mit England, sammelte Truppen, und wollte seine Tochter mit Gewalt befreien. Philipp IV. sah sich nun statt eines Feindes von zweien bedroht, und bot alles auf, um sich gegen beide zu behaupten. Geld zum Kriege mußten ihm Geistliche und Laien geben. *) Um die übrigen Baronen nicht mißtrauisch zu machen, erwies er ihnen kleine Gefälligkeiten; den Grafen Johann den Guten von Bretagne erhob er zum Herzog und Pair; den Gläubigern verbot er während des bevorstehenden Krieges die Auspfändung armer Edelleute, und durch das ganze Reich erging der Befehl, daß alle Privatkriege im Lande bis zur Beendigung des flandrischen Zuges ausgesetzt seyn sollten (1295).

Dabey blieb sein Blick unaufhörlich auf England gerichtet. Eduard hatte sich schon den König Johann von Schottland zinsbar gemacht, als Philipp IV. mit dem letztern ein Bündniß schloß, ihm eine französische Prinzessin für seinen

*) Schon 1291 hatte er einmal plötzlich in einer Nacht (1. May) alle in Frankreich wohnende italiänische Wechsler (Lombarden) aufheben lassen, unter dem Vorwande, weil sie das Volk durch ihren Wucher gar zu sehr aussögen. C'étoit un beau banquet, sagt Mezeray.

Sohn anbot, und es dahin brachte, daß dem König von England der Friede wieder aufgekündigt ward. Auch die wilden Bewohner von Wales reizte Philipp zur Empörung gegen ihren rechtmäßigen König auf, und machte dem letztern dadurch soviel zu schaffen, daß derselbe an eine Wiedereroberung Guiennes gar nicht denken konnte.

Ueberhaupt erblicken wir in diesem Streite zweier Nebenebuhler schon alle die Erscheinungen, die die Eifersucht der nämlichen Nachbarsstaaten noch zu unserer Zeit täglich hervorbringt. Frankreich, neidisch auf Englands Vergrößerung, sucht dieselbe zu verhindern, und wo das nicht gelingen will, sich selbst, auf anderer Kosten, gleichmäßig zu vergrößern. Der Sieg ist auch hier, wie immer, auf Seiten der größern Klugheit, Einheit und Entschlossenheit.

Noch eine merkwürdige Begebenheit ward durch diesen Streit herbeigeführt, die Demüthigung des bis dahin so übermüthigen päpstlichen Stuhls. Diesen bestieg 1294 Bonifacius VIII., ein stolzer Mann, der sich nichts geringeres vorgesetzt hatte, als das Werk eines Gregor VII. und Innocenz III. zu vollenden. Allein an der Entschlossenheit Philipps des Schönen zerschellte seine eingebildete Macht. Er nahm sich heraus, zwischen Frankreich und England den Schiedsrichter machen zu wollen, und lud beide Könige zur Untersuchung nach Rom vor. Philipp gab

ihm

ihm zur Antwort, ein König von Frankreich sey nicht gewohnt, in Staatssachen Gesetze anzunehmen; sein Streit mit England sey keine Religionssache, und einem Papste ziemten höchstens Ermahnungen, nicht Befehle.

Bald darauf (1295) erschien eine päpstliche Bulle, in welcher jeder mit dem Bann bedroht wurde, der den Geistlichen Steuern auflegen würde. Dagegen erschien ein französisches Edict, welches Geld und Kostbarkeiten aus Frankreich in fremde Länder zu verschleppen untersagte, und auf jene Bulle ward eine bündige Antwort gegeben. Die Könige, hieß es darin, hätten ihre Majestätsrechte geübt, ehe noch die Klerisey einen Theil des Staats ausgemacht habe. Die Freiheiten der Geistlichen dürften dem allgemeinen Wohl nie nachtheilig werden. Die Priester seyen Glieder des Staats, wie die Laien, und müßten demnach auch dessen Lasten tragen helfen, um so mehr, da sie die größten Güter besäßen. Dürften sie Gaukler und Buhlerinnen unterhalten, so werde es ihnen auch wohl anstehen, ihre Schätze zur allgemeinen Landeswohlfahrt herzugeben. Ihnen dies verbieten, hieße den Feinden beistehen. „Wir verehren, so schließt der Brief, Gott mit Glauben und Ehrfurcht, und schätzen die Kirche und ihre Diener, aber unvernünftige und unbillige Drohungen scheuen wir keinesweges, denn vor Gottes Gnade hoffen

wir allezeit gerecht befunden zu werden. Hat sich nicht der König von England, unser Lehnsmann, geweigert, vor unserm Gericht zu erscheinen? Nun dann sahen wir uns genöthigt, seine Lehnländer einzuziehen. Welcher Fürst wird sich in diesem Fall nicht vertheidigen? Und der König von Deutschland darf sich gar nicht über die Einziehung der Grafschaft Burgund beschweren, da er uns, wie bekannt, auf eine übermüthige Art herausgefordert, und uns mit noch ärgerer Behandlung gedrohet hat ꝛc." Sogar die französische Geistlichkeit selbst schrieb dem Papst, er möchte diese Saite ja nicht wieder berühren, da die Fürsten und Herren, die fast alle unter ihren Lehnleuten auch Geistliche hätten, eben so aufgebracht darüber wären, als der König.

Der Krieg gegen Flandern ward endlich 1297 unternommen. Bey Compiegne versammelte sich ein Heer, und am Pfingstfeste schlug Philipp seinen Bruder Ludwig nebst 120 andern Grafen und Herren feierlich zu Rittern. Der ganze Feldzug bestand in einer barbarischen Verwüstung aller Flecken und Felder im feindlichen Gebiet, wodurch die Bürger von Lille so geschreckt wurden, daß sie sich wider Willen ihres Landesherrn an den König von Frankreich ergaben. Auch Courtray, Brügge und andere Städte öffneten die Thore ohne Widerstand. Der König von England war zwar nach Gent herüber ge:

kommen, konnte aber seinen Bundesgenossen nicht helfen. Man schloß endlich, da sich der Winter näherte, einen Waffenstillstand, in welchem die Franzosen alle eingenommenen Städte behielten, und Philipp der Schöne kam am Tage Allerheiligen sehr vergnügt nach Paris zurück.

Der Papst, der die Zurückhaltung seiner Einkünfte aus Frankreich schmerzlich empfand, sah sich genöthigt, nachzugeben, und stellte über seine vorigen Bullen eine so mildernde Erklärung aus, daß alles Anstößige daraus verschwand. Noch mehr; er vollzog die Heiligsprechung Ludwigs IX. auf die feierlichste Art, nachdem mehrere Personen bezeugt hatten, daß sie diesen König während seines Lebens drey und sechzig Wunder verrichten gesehen. Nach solchen Gefälligkeiten hob denn Philipp der Schöne auch sein Verbot der Geldausführung wieder auf.

Er nahm sogar des Papstes Friedensvermittelung an, jedoch nach vorgängiger ausdrücklicher Erklärung desselben, daß es nur mit besonderer Genehmigung und aus freier Wahl der dabey interessirten Fürsten geschehe. Allein die Friedensartikel, welche derselbe auffetzte, waren eben so günstig für den Grafen von Flandern, daß Philipp sie mit Unwillen verwarf, und den Krieg im folgenden Jahre (1298) von neuem anfing. Ganz Flandern ward jetzt erobert, bis auf das feste Gent. Graf Veit, von England verlassen,

sah sich in der traurigsten Lage. Er warf sich dem Grafen von Valois in die Arme. Dieser rieth ihm, mit seinen beiden Söhnen selbst nach Paris zu gehen, und des Königs Großmuth anzuflehen. Er ging, und warf sich dem König zu Füßen. Philipp schwieg lange, endlich sagte er finster, das Leben wolle er ihm schenken, aber den mit seinem Bruder geschlossenen Vertrag sey er nicht zu erfüllen verbunden, da derselbe ohne sein Wissen geschlossen sey. Der Graf wurde hierauf mit 40 flandrischen Herren gefänglich nach Compiegne geführt, seine Söhne nach andern Festungen. Philipp zog ganz Flandern als ein Kronland ein, und ließ es durch einen Statthalter verwalten (1299).

Bonifacius VIII., durch die Verwerfung seiner Vermittelung und noch durch viele andere Dinge beleidigt, bereute schon seine vorige Nachgiebigkeit, und überließ sich wieder seinem heftigen Temperament. Unter vielen andern Bullen schickte er ihm 1301 folgende ungewöhnlich kurze zu:

„Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet Philippen, dem König der Franzosen, seinen Gruß. Fürchte Gott und beobachte seine Gebote. Wisse, daß Du uns in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfen bist. Dir gebührt nicht die Ertheilung der Beneficien und Präbenden, und wenn Du während

einer Vacanz den Schutz der Kirchen überneh- men darfst, so geschieht dies nur deßwegen, damit Du die Einkünfte derselben den Nachfolgern aufheben sollst. Und wenn Du einige Beneficien vergeben hast, so erklären wir hiermit diese Vergebung für null und nichtig, und widerrufen alles, was in dergleichen Dingen geschehen ist. Wer anders glaubt, den erklären wir für einen Ketzer. Gegeben im Lateran, am 5. Dec. im 7ten Jahre unsers Pontificats" (1301).

Philipps IV. parodirende Antwort auf diese Bulle lautete folgendermaßen:

„Philipp, von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine höchste Aberwitzigkeit wisse, *) daß wir in zeitlichen Dingen niemanden unterworfen sind, daß die Vergebung der erledigten Pfründen, so wie die Einkünfte derselben, nach dem königlichen Recht uns zugehören, daß die von uns gethanen und noch zu thuenden Vergebungen ihre Kraft haben, und daß wir ihre Besitzer gegen jedermann standhaft beschützen werden. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris rc."

Der Papst berief darauf alle französische Prälaten, alle Doctoren der Theologie und Uni-

*) Sciat maxima tua fatuitas, etc.

versitätslehrer zu einer Kirchenversammlung nach Rom, und schrieb dem König eine Bulle, beleidigender als alle vorigen. Philipp, der diesen Streit, in welchem bisher alle Kaiser und Könige untergelegen, zu einer vollkommenen Entscheidung bringen wollte, verbot seinen Geistlichen die Reise nach Rom, die unverschämte Bulle aber ließ er öffentlich zu Paris vor allem Volke ins Feuer werfen, und diese That unter Trompetenschall der ganzen Stadt verkündigen (11. Febr. 1302). Sodann beschied er einen Ausschuß der ganzen Nation zu einer Reichsversammlung nach Paris, auf den 10. April desselben Jahres. Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit, der Städtecommunen, der Kapitel und Universitäten erschienen in der Liebenfrauenkirche. Hier wollte der König gleichsam von Mund zu Mund mit seinem Volke reden. Er ließ demnach einen Aufsatz vorlesen, in welchem alle die kecken Anmaßungen des Papstes aufgezeichnet waren, und verlangte von jedem Stande eine bestimmte Antwort, ob man verlange, daß die uralte Freiheit der französischen Könige dem Papste aufgeopfert werden solle, oder ob man nicht vielmehr die Mißbräuche des Papstes und der Klerisey durch den weisen Nachdruck der weltlichen Macht beschränkt sehen möchte. „Ich erkläre hiermit, so schloß die Rede, daß ich bereit bin, mein ganzes Vermögen, ja meine Person und meine Kinder,

wenn es nöthig wäre, dem allgemeinen Wohl aufzuopfern."

Die Baronen und die Städteverordneten gingen hierauf bey Seite, besprachen sich über die Sache, und antworteten sodann dem König durch den Mund des Grafen von Artois, daß sie eher ihr Leben lassen, als die Freiheit ihres Königs von dem Papste oder irgend jemand andern beschränken lassen wollten. Jetzt ward die Antwort der Prälaten verlangt. Diese baten um Bedenkzeit, ja um Erlaubniß nach Rom reisen zu dürfen, welches aber verworfen ward, mit der Drohung, man werde jeden als einen Feind des Staats ansehen, der nicht der Meinung der beiden weltlichen Stände beitrete. So bedrängt gelobten auch sie die Freiheit des Königreichs zu vertheidigen, und schrieben abermals an den Papst die dringendsten Bitten von seinen gewagten Versuchen abzustehen.

Allein Bonifacius konnte sich nicht entschließen, in einem Streite nachzugeben, aus welchem seine großen Vorgänger immer so siegreich zurückgekehrt waren. Er sandte die heftigsten Bullen nach Frankreich, schimpfte in den niedrigsten Ausdrücken auf die Minister des Königs, behauptete keck seine Herrschaft über die ganze Welt, erinnerte den König an drey seiner Vorgänger, die in alten Zeiten durch die Päpste sollten abgesetzt worden seyn, und drohte ihm so:

gar, wenn er in seinem Ungehorsam beharrte, dasselbe Schicksal. Auf der Kirchenversammlung, die er am 30. Oct. 1302 zu Rom eröffnete, und bey der sich doch in der That mehr als 40 französische Prälaten einfanden, wurden diese Beschlüsse wiederholt und verstärkt.

Philipp IV., der diesen verhaßten Streit durchaus klar entschieden sehen wollte, ließ die nach Rom gegangenen Prälaten ihrer Pfründen verlustig erklären, und berief eine neue Reichsversammlung auf den 12. März 1303 nach Paris zusammen. In dieser führte der berühmte Wilhelm von Nogaret, der sich durch seine Klugheit von einem Professor der Rechte zu Montpellier zum königlichen Minister emporgeschwungen hatte, und späterhin gar Kanzler wurde, das Wort. Er brachte eine Menge Beschuldigungen gegen Bonifazen vor, aus denen er die Folge zog, daß derselbe nicht als rechtmäßiger Papst zu achten, sondern vielmehr der König zu bitten sey, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, die ihn absetze, und der Kirche ein neues, würdigeres Haupt gebe. Dazu sey der König verbunden, weil er durch einen Eid gelobt habe, die Kirche zu schützen. Zum Schlusse bat er, daß man diesen Antrag niederschreiben und zu den Acten legen möchte, welches geschah.

Hierauf endlich erfolgte die lange zurückge-

haltene Bannbulle, die in ganz Frankreich be-
kannt gemacht ward. Andere Bullen befahlen
den Geistlichen, unverzüglich nach Rom zu kom-
men. Philipp ließ die Botschafter, welche diese
Bullen sogar in Paris zu verbreiten wagten, ins
Gefängniß werfen, und die Einladung der Stän-
de zu einer neuen Reichsversammlung gegen die
päpstlichen Frechheiten selbst an das Haus des
Legaten zu Tours anschlagen.

Darauf verließ der Legat das Reich. Boni-
facius VIII. schenkte die französische Krone dem
Kaiser Albrecht von Oestreich, allein dieser war
klug genug, sich nicht darauf einzulassen. Der
König von England ward durch innere Unruhen
abgehalten.

Am 13. Jun. 1303 versammelten sich un-
terdessen die Stände zum dritten Male im Lou-
vre. Hier las ein Ritter Wilhelm von Plasian
29 Artikel vor, die fast lauter Beschuldigungen
gegen den Papst enthielten. Die Appellation an
einen neuen Papst und an eine allgemeine Kir-
chenversammlung ward hier aufs neue feierlich
beschlossen, und Commissarien wurden in die Pro-
vinzen geschickt, den schriftlichen Beitritt aller
geistlichen und weltlichen Behörden zu dieser Ap-
pellationsurkunde einzuholen. Man kennt aus
der neuesten Geschichte den Erfolg solcher Einho-
lungen. Jeder unterschreibt gern, um nur Ru-
he zu haben. Manchem, der neutral bleiben

wollte, ward auch wohl mit Landesverweisung gedroht. So lief denn auch hier eine bewundernswürdige Menge von Beitrittsschreiben ein.

Bonifacius VIII. hielt dagegen ein neues Consistorium zu Anagni, in welchem mehrere neue Bullen gegen Philipp IV. aufgesetzt wurden. In einer derselben ward der König der Regierung unfähig erklärt, seine Unterthanen ihres Eides entbunden und alle mit ihm geschlossene Verträge als nichtig zerrissen. Diese Bulle sollte am 8. Sept. 1303 bekannt gemacht werden. Aber die Entschlossenheit Wilhelms von Nogaret gab der Versammlung einen höchst unerwarteten Ausgang. Dieser war nämlich schon im März ganz heimlich mit großen Geldsummen nach Italien gegangen, hatte alle Feinde des Papstes, besonders mehrere von ihm abgesetzte Cardinäle, auf seine Seite gebracht, und selbst zu Anagni ganz in der Stille eine Partey gegen ihn gewonnen. Als alles reif war, brach eine Truppenschaar, Wilhelmen von Nogaret und einem vornehmen Römer, Sciarra Colonna, an der Spitze, plötzlich des Morgens ganz früh (1. Sept. 1303) in die Stadt ein, und besetzte den päpstlichen Pallast ohne Widerstand, und unter lautem Geschrey: „Es sterbe der Papst Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!" Alle Cardinäle entflohen, der ganze päpstliche Schatz fiel in die Hände der Plünderer. Der Papst wurde in sei-

nem Zimmer gefangen gehalten und strenge bewacht. Allein nach wieder erlangter Besonnenheit schämten sich die Bürger von Anagni ihrer Ueberraschung, fielen über die schwache Besatzung her, jagten sie zur Stadt hinaus, und befreiten so den Papst wieder, am dritten Tage nach seiner Gefangennehmung. Noch an demselben Tage ging er nach Rom zurück, verfiel aber in eine Gemüthskrankheit, an der er schon am 11. Oct. 1303 starb.

So war Philipp dem Schönen ein Streich gelungen, den so viele mächtige Kaiser vergebens versucht hatten. Das vermag die Einheit der unumschränkten Monarchie, und die Regentenweisheit, die sich nicht eher in entfernten Kämpfen die Kräfte abstumpfen läßt, als bis sie den Mittelpunct ihrer Macht völlig befestigt hat. Aber freilich war es nicht Schuld, sondern Schicksal der deutschen Kaiser, daß sie dies nicht vermochten.

28.

Spanien und Portugal.

(1216 — 1303.)

Hier wollen wir einige Augenblicke still stehen, und die Geschichten der übrigen europäi-

schen Staaten im 13ten Jahrhundert nachholen. Zuerst einen Blick auf die große pyrenäische Halbinsel. Wir haben dies herrliche Land unter arabischer und maurerischer Herrschaft verlassen. Auch in dem gegenwärtigen Zeitraum finden wir dies asiatische Volk noch im Besitz der schönsten Provinzen desselben, allein unter sich selbst in viele kleine Königreiche zertheilt, und eben deshalb unter einander uneins und schwach. Der Rest der uralten christlichen Einwohner, der nie ganz hatte verdrängt werden können, hat seine alten Feinde allmälig wieder zurück zu treiben gesucht, und bildet gleichfalls mehrere Staaten unter dem Namen von Königreichen. Zu Innocenz III. Zeiten finden wir einen christlichen König von Castilien, von Leon, von Aragonien, von Navarra und von Portugal. Zu Castilien gehörte Gallicien, Asturien und Biscaya, zu Aragonien Catalonien. Auch die oberen Provinzen von Portugal gehörten früher schon zu Castilien. Alfons VI., König dieses letztern Landes, gab sie 1109 seinem Schwiegersohn Heinrich von Burgund zur Statthalterschaft. Dieser machte sich darin unabhängig, eroberte noch ein Paar südlich angränzende Provinzen an der Seeküste von den Mauren dazu, und so entstand das heutige Portugal, angeblich so genannt von portus Cale, dem alten Namen der Stadt Oporto. Der Sohn dieses Heinrich, Alfons I. vergrö-

ßerte das kleine Reich noch mehr, und nahm 1139 den königlichen Titel an, den ihm der Papst gegen einen Lehnzins, der ihm versprochen werden mußte, bestätigte.

Die Feudalaristokratie unterhielt in diesen kleinen spanischen Königreichen die Unruhen eben so hartnäckig, als in den übrigen europäischen Staaten. Auch die unbeschränkte Macht der Geistlichen störte oft die Einheit der Regierung. Der Papst war nirgends furchtbarer als hier, weil er nirgends so viele Diener hatte. Die ganze Geschichte dieser spanischen Staaten besteht demnach in Kriegen gegen die Mauren und in innerlichen Factionskämpfen.

Castilien, das Hauptreich, hatte zu Anfang dieses Zeitraums in Alfons VIII. einen trefflichen Regenten. Er vereinigte sich 1211 mit seinen christlichen Nachbarn zu einem Hauptunternehmen gegen die Mohren, das Innocenz III. selber durch die lebhaftesten Kreuzpredigten unterstützte. Am 16. Jul. 1212 ward ein entscheidender Sieg in der Ebene von Tolosa erfochten, wobey die drey Könige von Castilien, Aragonien und Navarra ihre Truppen persönlich angeführt hatten.

Alfons VIII. starb am 5. Aug. 1214. Sein Enkel Ferdinand III. (1217—1252) vereinigte durch Erbschaft das Königreich Leon mit Castilien, und bekriegte die Mauren mit großem Er-

folg zur See und zu Lande. Am 29. Jun. 1236 eroberte er sogar Cordova. Als er auf seiner Rückkehr von dieser Unternehmung durch die Stadt Palencia kam, steckte er mit eigener Hand, zur Ehre Gottes wie er glaubte, einen Scheiterhaufen an, auf welchem der Bischof des Orts so eben einige Ketzer verbrennen lassen wollte. Im Jahre 1238 nahm auch der König von Aragonien Jakob I. den Mohren das Königreich Valencia weg. 1247 schlug Ferdinands geschickter Admiral Raimund Bonifaz die mohrische Flotte an der Mündung des Guadalquivir, und hierauf schritt Ferdinand selbst zu seiner größten und letzten Unternehmung, der Belagerung der maurischen Stadt Sevilla. Der Erfolg entsprach seinen außerordentlichen Zurüstungen. Die Stadt ergab sich den 22. Nov. 1248 auf die Bedingung, daß den Einwohnern, welche auswandern wollten, dazu ein Monat Frist gegeben werden sollte. So erhielt der Sieger fast nur die leere Stadt. Allgemein geachtet und bedauert starb Ferdinand III. den 31. May 1252. Wegen seines Ketzereifers ist er gar noch 1671 vom Papst Clemens X. unter die Heiligen versetzt worden.

Sein Sohn und Nachfolger war der uns aus der Geschichte des deutschen Interregnums schon bekannte Alfons X., mit dem Beinamen des Weisen, den ihm jedoch nicht sowohl seine

besondere Regentenweisheit, als vielmehr seine Liebhaberey für die Wissenschaften und für die Dichtkunst verschafft hat. Er erweiterte 1254 die Privilegien der Universität zu Salamanca, und errichtete daselbst zwey neue Lehrstühle für die Naturlehre und einen für die Musik. Um die Landessprache in Aufnahme zu bringen, die unlängst von den Dichtern zuerst bearbeitet worden war, verordnete er 1260, daß alle öffentliche Urkunden in derselben verfaßt werden sollten. Auch eine allgemeine Chronik von Spanien ließ er schreiben, die wir zum Theil noch haben. Auf seine Kosten wurden ferner astronomische Tafeln verfertigt, die den Sternkundigen noch jetzt unter dem Namen der alphonsinischen bekannt sind. Er selber beschäftigte sich mit Musik, Dichtkunst, Sternkunde, Sterndeutung, und jener mystischen Naturlehre, die seine arabischen Nachbarn damals so sehr in Aufnahme gebracht hatten.

Alfons X. besaß den Thron von Castilien und Leon von 1252 bis 1284. Im huldigten bey seinem Regierungsantritt die meisten maurischen Fürsten, die von dem klugen Sohne eines so unternehmenden Vaters nicht viel Schonung erwarteten. Allein die einzige unselige Grille dieses Königs, römisch-deutscher Kaiser werden zu wollen, hinderte alles Gute, was er bey seinen herrlichen Talenten seinem Vaterlande hätte er-

weisen können. Dieser Grille zufolge, die er bis an sein Ende nicht aufgeben wollte, achtete er nicht auf die verdächtigen Bewegungen der Mauren, noch auf die Unzufriedenheit des Volks, das über seine unsinnigen Geldausfuhren nach Rom und Deutschland und über die deshalb aufgelegten drückenden Steuern laute Klagen erhob, ja zuletzt in eine förmliche Empörung ausbrach, die sein eigener Sohn Sancho begünstigte. Zwar schlug er 1263 und 1264 die Mauren glücklich, und vereinigte auch noch das Königreich Murcia mit seinen Staaten, und auch sein Sohn kehrte, durch des Papstes Drohungen geschreckt, endlich zum Gehorsam zurück; allein seine lange Regierung brachte doch darum nicht den vollen Segen, den ein kluger Fürst hervorbringen kann, wenn er sich ganz und mit ungetheilter Aufmerksamkeit dem Volke widmet, das die ältesten und gerechtesten Ansprüche an ihn hat.

Alfons X. starb den 4. April 1284, ungefähr 64 Jahre alt. Ihm folgte sein zweiter Sohn Sancho IV., der Tapfere, (1284—95), da der älteste, Ferdinand, vor einigen Jahren gestorben war. Er war muthig im Felde, schlug die Mauren mehrmals zur See und zu Lande, und zwang den König von Marokko, Juseph Ben Jakob, ihm 1285 den Frieden für 2 Millionen Maravedis abzukaufen. Aber der Kabalen in seinem Hause konnte er nicht Herr wer-

den.

den. Anfänglich hatte er seinen Bruder, den Infanten Johann und einen vornehmen spanischen Vasallen in sein Kabinet gezogen, bald aber sich mit ihnen entzweit und sich dadurch ihrer giftigsten Rachsucht bloß gestellt. Sie empörten die Geistlichkeit gegen ihn und nahmen selbst den Papst zu Hülfe, der des Königs Ehe mit einer Bruderstochter Ferdinand III. für ungültig erklärte. Sie verbanden sich ferner mit dem König Alfons III. von Arragonien, der den zwei Prinzen des verstorbenen Infanten Ferdinand, Alfons und Ferdinand de la Cerda, an seinem Hofe Schutz gegeben hatte. So brach von allen Seiten der bürgerliche Krieg aus. Alfons de la Cerda brach mit einem Heere von Aragoniern, der Infant Johann mit maurischen Truppen in Castilien ein. Alle Parteien glichen einander an Grausamkeit und Verheerungssucht. Im Jahr 1290 wurden alle Einwohner von Badajoz von den königlichen Truppen niedergemacht, weil sie sich für das Haus de la Cerda erklärt hatten. 1294 belagerte der Infant Johann Terifa (oder Gibraltar); bekam den jüngern Sohn des Stadthauptmanns Perez von Guzman gefangen und drohte dem Vater, denselben vor seinen Augen niederzumachen, wenn er den Ort nicht übergäbe. Der patriotische Commandant warf ihm sein Schwerdt über den Wall hinüber, als böte er ihm Trotz, eine solche Unmenschlich-

keit zu begehen, und jener durchbohrte wirklich das Kind. Der König belohnte die Treue des wackeren Vaters durch ein eigenhändiges Schreiben, das noch jetzt in dieser Familie aufbewahrt wird. Sein Bruder Johann mußte zu dem maurischen König von Granada fliehen.

Sancho IV. starb den 25. April 1295 zu Toledo und hinterließ alle jene Unruhen seinem 10jährigen Prinzen Ferdinand IV. und seiner Gemahlin Maria, die er zur Regentin eingesetzt hatte. Diese kluge Fürstin setzte den zahllosen Stürmen, die gegen sie losbrachen, die männlichste Entschlossenheit und Besonnenheit entgegen. Sie berief Stände nach der Hauptstadt Valladolid zusammen und erhielt fürs erste die Anerkennung ihres Sohnes, dem sogar der unruhige Oheim, Infant Johann, huldigte. Allein ein andrer Oheim, Don Heinrich, bemächtigte sich bald der Regentschaft, die Nachbarn längst eifersüchtig auf die rasche Vergrößerung des castilischen Staats eilten die Unruhen zu befördern und die Parteien zu unterstützen. Daher fielen die Mauren aus Granada ins Land ein, Philipp der Schöne von Frankreich, desgleichen die Könige von Portugall und Arraganien erklärten sich, durch Versprechen angelobt, für den ältesten Infanten de la Cerda, der gerade auf Burgos losging, und weiter vorrückend, sich zu Sahagun zum Könige von Castilien krönen

ließ, Leon aber hatte er dem Johann zu einem eignen Königreiche abgetreten. Don Heinrich führte zu allem Unglück die königlichen Truppen gegen die Granadischen Truppen so schlecht an, daß er geschlagen ward und einen schimpflichen Frieden schloß, den aber Maria nachher nicht genehmigte.

In dieser mißlichen Lage, wo das castilische Reich einer gänzlichen Auflösung nahe schien, verlor die Königin Mutter dennoch die Fassung nicht. Sie wußte, daß die Menge der Feinde oft das Mittel zur Rettung ist, und suchte sie geschickt zu trennen. Die öffentliche Meinung gewann sie mit allem Fleiß, theils durch ihr gütiges und kluges Betragen, theils dadurch, daß sie den Papst Bonifacius VIII. vermochte, die Rechtmäßigkeit der Ehe mit ihrem verstorbnen Gemahl durch eine Dispensationsbulle zu erklären (1301). Die Städte waren ihr mit ganzer Seele ergeben und unterstützten sie mit Geld zum Kriege. Portugall ward durch eine Heurath ausgesöhnt; Frankreich hatte damals nähere Sorgen. Der König von Granada bequemte sich 1304 zum Frieden und zur alten Zinsbarkeit. Im folgenden Jahre ward durch den König von Portugall ein Friede mit dem König von Aragonien und dem Infanten Alfons de la Cerda vermittelt, in welchem jenem die Festung und das

Gebiet von Alikante abgetreten, diesem ansehnliche Güter in Castilien eingeräumt wurden.

So hatte man endlich Ruhe, aber nur auf kurze Zeit, indem der Infant Johann neue Streitigkeiten anfing, die bis an den Tod des Königs Ferdinand IV. dauerten. Dieser erfolgte den 17. Sept. 1312 zu Jaen, als er eben im Begriff war, in Verbindung mit dem König von Aragonien gegen die Mauren zu Felde zu ziehen.

In Aragonien erblicken wir gleiche Scenen von Unruhen und innerlichen Stürmen, die theils aus Familienstreitigkeiten oder aus den Bewegungen der Feudalaristokratie entstanden, wie in Kastilien. In Absicht auf das letztere aber bildete sich hier ein Zwischenglied, welches dienen sollte, zwischen dem Könige und den Großen, oder wie sie hier heißen, den reichen Leuten (ricos hombres) ein Gleichgewicht hervorzubringen. Dies war der Justiza, der allmählig entstand und zu seinem Geschäft hatte Streitigkeiten zwischen beiden zu schlichten und die Gerechtsame beider in Obhut zu nehmen. Man hat ihn mit den Tribunen in Rom verglichen, mit denen er seinem Geschäfte, nicht aber seinem Standpunkte nach Aehnlichkeit hat, wie es auch dem Geiste der Verfassungen dieser Zeit gemäß ist, obgleich hier zwar die Städte früher zu den öffentlichen Versammlungen gezogen wurden, als in irgend einem anderen Lande. Dies hatte seinen Grund

in der Art, wie der ganze Besitzstand durch Eroberungen von den Mauren gewonnen wurde, und gegen eben diese stets vertheidigt werden mußte. Ueberhaupt gab dieses Verhältniß zu den Ungläubigen bey der spanischen Nation dem allgemeinen ritterlichen Karakter einen noch viel stärkern Zusatz der Religion, die in ihrer positiven Form inniger in diese Nation eindrang. Von Märtirern, die aus Liebe zu ihrem Glauben unter den Ungläubigen ihren Tod fanden, ist die Geschichte dieser Nation voll, und die geistlichen Ritterorden sind ebenfalls eine Eigenthümlichkeit dieser Nation und ihres Geistes, der sich in dieser Form auch in ihrer Poesie bestimmt ausgesprochen hat.

Auch Aragonien war, wie oben bemerkt worden, von den Pyrenäen aus den Mauren allmählig abgewonnen, es war nahe daran gewesen mit Kastilien vereinigt zu werden: wurde aber dennoch bedeutend durch die Vereinigung mit Catalonien. Jacob I. mit dem Beinamen der Eroberer (seit 1213) vermehrte es durch Eroberungen von den Mauren, die seit jener berühmten Schlacht bei Ubeda oder Tolosa ziemlich entkräftet worden waren. Ein Maure, Abenhut, hatte zwar versucht, sie noch einmal furchtbar zu machen, indem er durch Tapferkeit und Einsicht so viel Ansehn erwarb, daß die kleinen zerstückelten und eben dadurch ohnmächtigen Rei-

che sich ihm als ihrem gemeinschaftlichen Oberherrn unterwarfen. Allein eine andere große Schlacht, welche bei Merida über ihn gewonnen wurde (1230), wo die Spanier mit so ungeheurem Muthe gegen eine überlegene Macht gekämpft hatten, daß es nur durch den Glauben, der Apostel Skt. Jakob sey den Christen mit seinen Engeln zu Hülfe gekommen, als etwas mögliches erklärt werden konnte, und der bald darauf erfolgte Tod Abenhuts (1236) entkräftete die Mauren durch Zerstückelung von neuem, und durch Trennungen, die aus den Parteien entstanden, die sich an die verschiedenen, unter den Arabern herrschenden Dynastien, als die Almohaden, Almoraviden, Benaraminen u. s. w. anschlossen. Daher mußten auch die Mahomedaner die Provinz Valencia und die Insel Majorka Jacob I. überlassen. Diese Eroberungen zu erhalten und zu behaupten, lebte er in stetem Kriege von seiner Jugend bis an seinen Tod (1276). In dreißig Schlachten hatte er die Mauren und in zweitausend Kirchen, die er in den neueroberten Ländern einrichtete, ihren Glauben bezwungen.

Sein Sohn Peter, Gemahl der Constantia, Manfreds Tochter, erhielt den Namen des Großen, weil er Kraft, Einsicht und Glück zugleich besaß. Wir haben vorher schon gehört, wie er mit dem von dem Blute der Vesper noch

triefenden Sizilien seine Herrschaft erweiterte, von dem französischen Könige Philipp III., der mit einem an Zahl überlegenen Heere in sein Reich eingedrungen war, das Verlorne wieder eroberte, die Geschichte von Aragonien setzt hinzu, daß er dies alles leistete, während er auch sein königliches Ansehn rettete vor dem Andrange einer Union mißvergnügter Großen, denen er in der Noth, worin er sich befand, Rechte hatte zugestehen müssen, die den Besitz dieses Ansehns von ihrer Willkühr abhängig machten. Um nicht aber Einem wiederum solche Last zu übergeben, überließ er bei seinem Tode (1285) Alfonsen Aragonien, und dessen Bruder Jakob Sizilien. Dieser letzte konnte hoffen, ohne Waffen durch einen Vertrag sich Sizilien zu erhalten, da sein Bruder Alfons den König von Neapel, Karl II. als Gefangner hatte, den er aus den Händen der Einwohner von Messina rettete, die mit seiner Hinrichtung Konradins schmachvollen Tod rächen wollten. Ein zu diesem Zweck eingegangner Vergleich befreiete zwar Karl II. aus seiner Haft in Aragonien, aber den König Jakob nicht von einem Feinde, indem die Päpste, die Sizilien nur in französischen Händen mit Neapel verbunden sehen wollten, den Vergleich verwarfen und durch einen neuen, den aragonischen König zwar mit Frankreich aussöhnten, welches ihm bei seinen Kriegen in Castilien und gegen

die Mauren, denen er Minorka und Xviza wegnahm, sehr angenehm war, aber dafür ihn auch verbindlich machten, seinem Bruder nicht beizustehen. Dieser aber, der (1295) nach dem Tode Alfonsens König von Aragonien ward, und seiner Mutter Constantia und seinem Bruder Friedrich Sizilien überließ, versprach sogar dem Papst Bonifacius, der ihm Sardinien und Korsika gab, alle Ansprüche auf Sizilien aufzugeben, und seinem Bruder Friedrich mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben. Allein Friedrich fand in seinem unerschütterlichen Muthe und der treuen Anhänglichkeit seiner Unterthanen Kräfte genug zum Widerstand. Der päpstliche Stuhl sah vergebens unendliche Schätze verschwendet, denn Jakob mußte sich nach Aragonien zurückziehn, ohne etwas gegen Sizilien ausgerichtet zu haben. Jakob nahm seitdem Theil an den bürgerlichen Unruhen Kastiliens, und beschäftigte sich mit der Eroberung Sardiniens, das er den Genuesern und Pisanern abgewinnen mußte, bis an seinen Tod 1327.

29.

England unter Heinrich III.

(1216—1272.)

Auch die englische Geschichte dieses Zeitraums liefert uns das Bild von gleichen Bewegungen, Störungen und Unruhen, die aus der Feudalaristokratie entstanden. Mögen wir, um sie wohl zu würdigen, bedenken, daß nur in diesem Kampfe und in diesem Ringen der Kräfte unter einander, in diesem nicht Stillstehn bei einer bestimmten Form, die einzige Möglichkeit lag, daß die menschliche Kraft rege blieb, um sich Zustände zu bilden, die der reifenden Vernunft gemäß waren, und daß bei der scheinbaren Aehnlichkeit in diesen Unruhen, zu deren Darstellung deswegen nur ein Beispiel möchte hinreichend seyn, doch in jeder Nation, die nur selbstständig diesen Kampf versucht hat, in den äußern Umgebungen, in welchen sie sich befand, noch immer etwas Eigenthümliches hinzugetreten ist, welches jedem Volke und ihrer Geschichte eine eigne Physiognomie gegeben hat.

Heinrich III., Sohn und Nachfolger des ungeschickten Johann ohne Land, verlebte die ersten 6 Jahre unter der Leitung tüchtiger Vormünder, doch seit 1222, da er mündig war erklärt worden, zeigte sich bald seine gänzliche Unfä-

higkeit zu einem so schwierigen Posten. Er war gutmüthig und weich, aber ohne Leben und Thätigkeit, ein Sklave seiner Freunde, wie seiner Feinde. In seiner Lage war entweder eine große Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit nöthig, die Baronen in Furcht zu erhalten, oder auch große Vorsicht und Zurückhaltung, um ihnen keine Gelegenheit zu klagen zu geben, allein Heinrich besaß keins von beiden Talenten. Ihm fehlte die Klugheit, jedesmal richtige Maaßregeln zu treffen und die Beständigkeit, um oft schlechten Maaßregeln ein Gewicht zu geben. Sich und seine Einkünfte aber ließ er seinen Lieblingen, und da er sah, daß seine Baronen gegen ihre Vasallen nicht die Gesetze beobachteten, die sie der Krone aufgelegt hatten, so hielt er sich berechtigt, ihnen in diesem schlechten Betragen nachzuahmen, anstatt den königlichern Entschluß zu fassen, ihnen mit einem guten voranzuleuchten.

Seine Gemahlin Eleonora, eine Tochter des Grafen von Provence, hatte eine Menge Franzosen ins Land gebracht, und aus diesen wählte er, von der glatten Aussenseite bestochen, seine Günstlinge, d. h. seine Beherrscher. Ihnen mußte jeder Mann von Ansehen weichen, damit sie völlig freie Hand am Hofe hätten. Hubert de Burgh, ein trefflicher und treuer Minister, ward abgesetzt, weil er ihnen zu patriotisch widerstand. Die Beschuldigungen waren, er habe

sich des Königs Gunst durch Beschwörungen erworben, und aus dem königlichen Schatze einen unverletzlich machenden Edelstein entwandt; ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Aufklärung jener Zeit. Von jetzt an sprachen die Franzosen am Hofe in einem Tone, den diese Nation anzunehmen pflegt, sobald sie der ihr sonst eignen Höflichkeit nicht mehr zu bedürfen glaubt. Sie schalteten mit den Gütern und Freiheiten der Engländer nach Belieben, und wenn man sie an die vom König beschwornen Gesetze erinnerte, so fragten sie frech und höhnisch, was die englischen Gesetze sie angingen, sie bekümmerten sich nicht darum. Der König mußte darüber von dem Adel die bittersten Reden hören, man drohte ihm sogar im Parlement, ihn mit sammt seinen Franzosen aus dem Lande zu jagen. Er gab nach, und machte sich dadurch nur verächtlicher.

Ein nicht geringeres Uebel für das Land als die Franzosen, waren die Italiäner, welche der Papst Haufenweise nach England schickte, um die dortigen Pfründen mit ihnen zu besetzen. Denn seitdem der römische Stuhl sich in eine große Aussaugungsmaschine verwandelt hatte, waren bei der Besetzung von Pfründen ganz unerhörte Gesetze in Gang gekommen. Der Papst behielt sich dieselben größtentheils allein vor, damit jeder sich bei ihm zu melden und ihm seine Versorgung abzukaufen genöthigt war, und nicht bloß Pfarr-

stellen selbst ließ er sich bezahlen, sondern auch bloße Anwartschaften, und das alles nach einer festgesetzten Taxe. Es konnte auch Jemand mehr Pfründen als eine besitzen, nur versteht sich, daß er dafür auch der päpstlichen Kammer eine ansehnlichere Abgabe geben mußte. Mit solchen erkaufte man sich auch die Erlaubniß, die Geschäfte irgend einem armen, schlecht besoldeten Vikar zu überlassen, und die Einkünfte an den Höfen der Könige, oder gar in Rom im Glanz eines Fürsten zu verprassen. Der königliche Hofprediger Mansel in London soll 700 Pfründen zu gleicher Zeit besessen haben. Auf der Kirchenversammlung zu Lyon, auf welcher 1245 Innocenz IV. den Kaiser Friedrich II. absetzte, stellten auch englische Abgeordnete vor, daß die Einkünfte der italiänischen Geistlichkeit in England über 60,000 Mark betrüge, eine Summe, die selbst das jährliche Einkommen der Krone überstiege. Als darauf der Papst der Lehnsunterwürfigkeit Englands unter den Stuhl Petri gedachte, widersprach der Graf von Norfolk standhaft diesem Anspruche, weil der König Johann kein Recht gehabt habe, das Königreich ohne Einwilligung der Baronen, einem so schmählichen Joche zu unterwerfen. Dennoch blieb alles beim Alten. Innocenz IV. trieb die Einkünfte aller unbesetzten Kirchenbedienungen ein, den Zwanzigsten von allen Pfarrstellen ohne Ausnahme, den

dritten Theil von allen, die jährlich mehr als hundert Mark eintrugen, und die Hälfte von den Einkünften derer, die sich nicht an dem Orte ihrer Pfründen befanden. Er eignete sich die Güter aller ohne Testament verstorbener Geistlichen zu, er forderte alles durch Wucher erworbne Geld, er nahm nach Belieben Abgaben von dem Volk, und wenn der König einmal eine Vorstellung dagegen machte, so drohte er ihm mit denselben Strafen, die er über den Kaiser Friedrich hatte ergehen lassen. Ein Besuch eines päpstlichen Legaten war immer wie eine Landplage zu betrachtrn. Von einem derselben, der 1240 unter allerlei Vorwänden durch List und Drohungen von den Prälaten und Klöstern ungeheure Summen erpreßt hatte, sagte man, er habe mehr Geld aus dem Königreich gezogen, als darin gelassen. Nicht lange vor diesem hatte ein andrer den Geistlichen ihre Einkünfte abgefordert, ehe sie dieselben noch selbst eingezogen hatten, weil aber der Papst das Geld sehr nöthig brauchte, so sandte er gleich italiänische Wuchrer mit, die den Pfarrern das Fehlende zu ungeheuren Zinsen vorstrecken mußten. Vier Jahr nach jenem ersten kam schon wieder ein andrer Legat mit einer Menge Bannbullen, die er sogleich mit dem Namen derjenigen Priester ausfüllen durfte, die nicht die neuen Abgaben bezahlen würden.

Zu diesem vielfachen Druck, unter welchem die englische Nation unter Heinrich III. seufzete, kamen auch, was mehr als Armuth und Beleidigungen niederschlägt, unaufhörliche Kränkungen der Nationalehre. In den Streitigkeiten mit Frankreich kündigte Heinrich Ludwigen VIII. den Krieg an, und setzte mit einem Heere nach Guienne über, ward aber bei Taillebourg geschlagen, und kehrte mit Schimpf zurück. Ehe noch Karl von Anjou sich auf die Eroberung Neapels einließ, bot Innocenz IV. dasselbe Heinrichen III. für seinen Sohn Edmund an. Heinrich war unvorsichtig genug, sich ohne Befragung seines Parlaments auf diesen mißlichen Handel einzulassen, und dem Papst mit vollem Vertrauen alle zur Gewinnung der Neapolitaner erforderlichen Maaßregeln anheim zu stellen. Innocenz und sein Nachfolger Alexander IV. fingen alsbald auf seine Kosten mit Manfreden den Krieg an, und berechneten ihm nach kurzer Zeit eine ungeheure Schuldensumme, zu deren Bezahlung abermals das Land mit unerschwinglichen Abgaben beschwert werden mußte, und die doch, wie wir wissen, ganz unnütz verschwendet waren.

Eben so schlecht berechnet war auch die Unternehmung seines Bruders Richard von Cornwall, von der wir in der deutschen Geschichte gehört haben. Dieser reichste Vasall von England erschöpfte sich so sehr, daß er genöthigt war, zu-

letzt sogar alle seine Holzungen in der Grafschaft Cornwall fällen zu lassen, um nur die Habsucht der geistlichen Fürsten in Deutschland befriedigen zu können, und das alles für eine Krone, die ihm nichts als einen leeren Titel gewährte, um deswillen er in England um nichts mehr geehrt ward als zuvor.

Diese und viele andre unweise Schritte brachten die Regierung bei den Regierten in die tiefste Verachtung. Die Baronen scheueten sich nicht, dem König in den Parlamentsversammlungen die herbsten Wahrheiten zu sagen. Sie beklagten sich sogar, daß selbst die Lebensmittel, die in seiner Haushaltung gebraucht würden, die Kleider, welche er und seine Bedienten trügen, vor allem aber der Wein, den sie tränken, den Kaufleuten mit Gewalt und ohne alle Bezahlung weggenommen seyen, und daß aller Handel aufhöre, aus Furcht vor den Räubern, die sich für königliche Commissarien ausgäben.

Der schwache König war gerührt von diesen Vorstellungen, und versprach Besserung, allein die Baronen verlangten eine neue Bestätigung des großen Freiheitsbriefes auf eine feierlichere und zuverläßigere Art. Die sämmtliche hohe Geistlichkeit schloß demnach einen Kreis um ihn. Der Freiheitsbrief ward bei Fackelschein vorgelesen und der Bann auf jeden gewälzt, der ihn brechen würde; hierauf warfen sie alle ihre Fa-

ckeln auf den Boden und riefen: „So möge die Seele dessen, der dieses Urtheil auf sich ladet, in der Hölle stinken und umkommen!“ Der König setzte hinzu: „Mit Gottes Hülfe will ich alles dieses unverletzt halten, so wahr als ich ein Mensch, ein Christ, ein Ritter und ein König bin.“ Allein dieser Vorsatz war eben so schnell vergessen als gefaßt.

Drei Jahr nachher (1258) versammeln sich die Baronen eigenmächtig auf Antrieb Simons von Montfort, Grafen von Leicester, und fassen den Entschluß, den König zur Haltung der Gesetze zu zwingen. Sie erscheinen bewaffnet im Parlamente und verlangen von ihm die Abstellung aller Beschwerden. Er bewilligt ihnen eine Zusammenkunft zu Oxford, 11. Jun. 1258. Hier werden 24 Barone gewählt, und ihnen die Verbesserung der Verfassung aufgetragen. Sie entwarfen eine Anzahl neuer Gesetze, zwingen den König, seine vier Brüder auf kurze Zeit zu verbannen, setzen alle königliche Beamte ab, und wählen andre aus ihrem Mittel und verordnen endlich, daß alle Jahr drei Parlamente gehalten, in der Zwischenzeit aber ein Ausschuß von 12 Baronen die ganze Gewalt des Parlaments haben und zugleich den König beobachten solle. So war die Monarchie umgeworfen, und die völlige Aristokratie eingeführt. Der König hatte alles unterschreiben und beschwören müssen.

Allein

Allein man kann leicht denken, daß ein aus so vielen Köpfen zusammengesetztes Reich nicht lange habe unter sich eins seyn können. Sie zerfielen unter einander selbst, und die Unruhen wurden noch größer. Das Volk murrte laut, und fiel dem König wieder zu. Dieser ließ sich 1262 von dem Papste seines Eides entbinden und erklärte, daß er die Regierung wieder übernommen habe. Nun war der bürgerliche Krieg da. Das Volk in London, das immer vom Könige am meisten gedrückt worden war, stand in Masse auf und schlug sich zu den Baronen. Die königlichen Domainen wurden verheert, die Juden todtgeschlagen, und nebenher auch christlicher Kaufleute Häuser geplündert. Der Kronprinz Eduard wird gefangen genommen, und der König sieht sich genöthigt einen Vergleich anzubieten. —

Jetzt erfolgte etwas, das in der Geschichte der Politik nicht oft vorkommt, und den Mann, den es betraf, mehr als Kreuzzüge und Almosen des Heiligennamens würdig machte. Damals regierte in Frankreich Ludwig IX., dessen unpartheiische Gerechtigkeitsliebe zum Sprichwort geworden war. An ihn wandten sich die beiden Parteien in England, und baten ihn, ihren Streit zu entscheiden. Der fromme König berief hierauf seine Großen zu einer Versammlung nach Amiens (1264), und ließ sich hier die Klage-

punkte vortragen. Er ergriff nicht diese Gelegenheit, die Zwietracht unter den Nachbarn zu nähren, oder ihre Schwäche zur Wegnahme der englischen Provinzen in seinem eignen Lande zu benutzen, sondern entschied mit der vollen Unpartheilichkeit eines Privatmanns, die königliche Würde solle wieder hergestellt, der Prinz Eduard frei gegeben, aber auch die Freiheit des Volks aufrecht erhalten und allen Aufrührern verziehen werden. Mit diesem Ausspruch war der Graf von Leicester nicht zufrieden. Er verwarf ihn und griff wieder zu den Waffen. Der bürgerliche Krieg ward mit empörender Verheerungssucht geführt. Endlich sollte eine Hauptschlacht bei Lewes, in Sussex, entscheiden (14. May 1264), bei der Leicesters militärisches Genie den Ausschlag gab, und zwar für immer bedeutend. Das königliche Heer ward geschlagen, und Heinrich III selbst nebst seinem Bruder, dem römischen König Richard gefangen. Leicester war vollkommen der Mann, die so schwierige Rolle, in die er sich jetzt verwickelt sah, mit Kraft und Besonnenheit durchzuführen. Noch auf dem Schlachtfelde ward ein Vergleich geschlossen, kraft dessen die beiden Könige und alle andern Gefangnen losgelassen, der Kronprinz dagegen als Geißel in Leicesters Hände gegeben und der ganze Streit durch Schiedsrichter, die der König von Frankreich ernennen würde, beendigt werden sollte.

Prinz Eduard ließ sich demnach ruhig in das Schloß zu Devonshire bringen, aber sein Vater und Oheim wurden darum nicht freigegeben. Vielmehr führte sie Leicester überall mit sich herum, und brauchte den königlichen Namen zu allen seinen Verordnungen. Die königlichen Truppen wurden zwar losgelassen, aber entwaffnet. Alle königliche Schlösser wurden mit Geschöpfen des Siegers besetzt, und überall neue Obrigkeiten mit willkührlicher Gewalt angeordnet. Um sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, zog er die Güter von 18 Baronen ein, ließ sich ungeheure Lösegelder und Abgaben bezahlen und gab sogar den englischen Seeräubern gegen ein Drittel von der Beute die Erlaubniß, alle fremde Schiffe wegzunehmen, welches eine Zeitlang allen Handel aufhob. Am 20. Jan. 1265 versammelte er ein neues Parlament zu London und berief dazu außer den Baronen und Geistlichen seiner Partey, zuerst zwei Ritter aus jeder Grafschaft und aus jedem Flecken einen Abgeordneten, wodurch diese Nationalversammlung ein demokratisches Ansehn erhielt. Das war der erste Vorläufer des sogenannten Unterhauses, das in der Folge das wesentlichste Werkzeug der englischen Freiheit ward. Diesesmal mußte es dazu dienen, Leicesters revolutionäre Maaßregeln zu bestätigen.

Der tapfere Prinz Eduard gab diesen so ver=

worrenen Sachen noch eine glückliche Wendung. Er entsprang durch List aus seiner Haft, warb ein Heer, schlug und tödtete den kühnen Leicester in einer großen Schlacht bei Evesham, 4ten Aug. 1265, und erwarb sich nun durch seine seltne Schonung so sehr das Vertrauen des nach Ruhe lechzenden Volkes, daß jeder gern zur alten Ordnung zurückkehrte. Kein Blut floß auf dem Schafott, außer dem der Söhne Leicesters, die Geldstrafen waren mäßig, das so ungehorsame London erhielt alle seine Freiheiten wieder. Um des trefflichen Sohnes willen, vergaßen die Engländer alle Schwächen des Vaters, und unterwarfen sich ihm mit neuen Hoffnungen. Der Prinz Eduard aber, nachdem er sein Vaterland beruhigt, zog voll ritterlicher Schwärmerei den französischen Kreuzfahrern 1270 nach Tunis nach, und da er den heiligen Ludwig nicht mehr am Leben fand, so ging er allein weiter nach Palästina, wo er den Ritterorden eine Zeitlang tapfern Beistand gegen die Saracenen leistete. Zu Hause brachen indessen wieder die alten Unruhen aus, und über ihnen starb Heinrich III. am 16. Nov. 1272 hin, im 64sten Jahre seines Alters und im 56sten seiner elenden Regierung.

Von dem bürgerlichen Elende und der allgemeinen Unsicherheit in diesem Zeitraume mag nur folgende Anekdote zeigen: Im Jahre 1249 kamen zwei brabantische Kaufleute zum König und

klagten ihm, daß einige Herrn von seinem Gefolge ihnen alle ihre Güter geraubt hätten, daß dergleichen Räubereien alle Tage vorfielen, und daß man dagegen keine Gerechtigkeit erlangen könne, weil auch die meisten Richter mit den Räubern im Bunde ständen. Sie baten daher, ihnen den Zweikampf zu erlauben. Der König verwies sie an ein Geschworengericht. Dies sprach die Räuber wirklich frei. Hierauf ließ der König die Geschwornen gefangen nehmen und die Sache von andern Geschwornen untersuchen. Diese fällten, die Strafe fürchtend, ein gerechtes Urtheil. Die Verbrecher entschuldigten sich mit der Noth, weil sie vom König keinen Unterhalt bekämen. Es war zu jener Zeit nichts seltnes, daß ganze Dörfer von solchen Räubern ausgeplündert wurden. — Wenn der König Geld brauchte, preßte er gewöhnlich die Juden aus. Oft mußte einer allein auf 4000 Mark geben, und wenn sie nicht geben wollten, wurden sie durch Martern gezwungen. Das so hart gedrückte Volk suchte seine Entschädigung in hohen Zinsen, die es oft bis auf 50 von hundert getrieben haben soll.

30.

Eduard I.

(1272 — 1307.)

Eduard war in Sicilien, als er den Tod seines Vaters erfuhr, und war gerührter darüber, als über den Tod seines Sohnes, der ihm zugleich gemeldet ward. Er nahm seinen Weg durch Frankreich. Sein ritterlicher Ruf zog ihm eine Einladung zu einem Tourniere nach Chalons zu und seine ritterliche Tapferkeit, die er dabei bewies, erregte die französische Eifersucht so sehr, daß das Tournier in eine Schlacht verwandelt wurde. So haßte man in diesem Siege Eduards den Triumph englischen Muthes, und mochte selbst seine persönlichen Thaten nicht gern sehen, wie viel weniger also ihn als Besitzer von Guienne in dem französischen Reiche gebietend, dessen Regenten, Philipp III., er als Vasall auch bei diesem Aufenthalte in Frankreich die Huldigung leistete. Erst am 10. August 1274 ward er in der Westmünsterkirche von dem Erzbischof von Canterbury gekrönt, und eine so wenig beschleunigte Rückreise scheint keine nachtheilige Folgen für die Ruhe des noch bewegten Reichs hervorgebracht zu haben, vielmehr wirkte statt seiner der Ruhm, den ihm in den vorhererzählten inneren Unruhen die Kraft, mit welcher er ge-

handelt, verschafft hatte. Er bewährte ihn auch sogleich als König. Militairkommissionen, um uns nach jetziger Art auszudrücken, mußten durch das ganze Land ziehen, der Gerechtigkeit und den Vollstreckern derselben Ansehn und Gewicht zu geben, den Räubern aber und Störern der Ruhe denjenigen Schrecken einzujagen, den sie bis jetzt verbreitend, sich straflos gemacht hatten. Alle bekannten Verbrecher fanden vor diesen Richtern ihre Strafe. Ein hartes Gericht aber erging vor allen über die Juden, die der Falschmünzerei angeklagt, theils hingerichtet, theils, 15000 an der Zahl, mit Zurücklassung ihrer Güter aus dem Lande gejagt wurden.

Von bösen Unterthanen hatte er sich auf diese Weise gereinigt, und das Recht wieder in sein Ansehn eingesetzt, aber sein kriegerischer Geist ging weiter, er wollte gefährliche Nachbarn demüthigen, und durch ihre Unterjochung seine Kraft vermehren, die sie jetzt bedroheten. Die bürgerlichen Unruhen unter seinem Vater hatten ihn dies gelehrt. Niemals würde Leicester so übermüthig haben werden können, hätte nicht der Fürst der Provinz Wales, dieses englischen Tyrols, ihm so bedeutende Hülfe geleistet. Da er sich auch jetzt unter allerlei Vorwänden weigerte dem englischen König die Huldigung zu leisten, bewies er seine Furcht vor ihm, oder seine Abneigung gegen ihn. Beides gab Eduarden Vor:

wand und Gelegenheit, seinen Vorsatz durchzuführen, dies wichtige Glied seines Reichs in den Körper einzurücken, den sein großer Geist beseelte. Er drang sehr vorsichtig in ihre Gebirgsschluchten ein, vermied ihre bekannte Tapferkeit auf die Probe zu stellen, und zwang sie durch Hunger, seine Bedingungen anzunehmen (1277). Das harte Betragen der englischen Einquartirung verursachte zwar noch einige Befreiungsversuche, allein nachdem Lewellyn, so hieß der Fürst, erschlagen war in einem Treffen, und 1283 auch sein Bruder und Nachfolger David gefangen genommen worden, so war das Land zur völligen Unterwürfigkeit zurückgebracht. Und damit nicht noch einmal Prophezeiungen Merlins, *) daß ein Walliser Englands Krone tragen sollte, die Gemüther zu neuen Hoffnungen aufregen, oder überhaupt die alten Nationalgesänge, an Festtagen unter Musik und Fröhlichkeit vor den Ohren der bewundernden Jugend abgesungen, sie an die alte Freiheit und Abgesondertheit erinnern möchten, ließ er unter einem Vorwande alle Barden aus Wales zusammen kommen und — hinrichten. Daß dabei nicht eine zwecklose Grausamkeit, sondern eine, wenn gleich barbarisch ausgeübte Politik zum Grunde lag, zeigt ein ähnliches Verfahren gegen alle alte Denkmähler und

*) Ein in der Rittermythologie berühmter Zauberer.

Erinnerungen in Schottland, als er es unterjochte. Denn auch dieses Reich sollte nicht länger nach Eduards Willen, in abgesonderter Unabhängigkeit von England leben, sondern ein politisches Verhältniß zwischen beiden zu Stande kommen, wie es die natürliche Lage zu erfordern schien. Der Zustand des Reichs gab eine gute Gelegenheit. Zwei gleich berechtigte Verwandte, Johann Balliol und Robert Bruce, stritten seit dem Tode der jungen Königin Margarete (1291) um den Besitz des schottischen Throns. Einen bürgerlichen Krieg zu verhindern, beschlossen die Stände, nach der Sitte der Zeit, die streitige Frage durch einen Ausspruch des Königs von England entscheiden zu lassen. Dieser aber, seines Zweckes eingedenk, that noch eine Entscheidung hinzu über etwas, was nach der Meinung der Schotten, eigentlich gar nicht in Streit war. Er behauptete nämlich auf der Versammlung der schottischen Stände 1291, die er nach Northam berufen hatte, um die eigentliche Streitfrage zu entscheiden, daß er der Lehnsherr von Schottland sey, und verlangte von ihnen die Anerkennung dieses Verhältnisses. Um aber allen Schein der Ungerechtigkeit zu verdecken, legte er dafür Beweise vor, die dies Recht, das er forderte, als ein altes in der Vorzeit begründetes darstellen sollten. In der That aber war es ein eben erst gebildetes, und floß aus jenem Bestreben

großer Geister nicht bloß alte Verhältnisse zu erhalten, sondern neue hervorzubringen, aus welchem alle Bewegung in das Leben des menschlichen Geschlechts gekommen ist. Die Furcht vor diesem Geiste, dem ein bewaffnetes Heer in der Nähe und zu Gebote stand, zwang auch wohl die erschrockenen Schotten von diesen Gründen sich überzeugen zu lassen. Nach einer kurzen Bedenkzeit erklärte Robert Bruce, zuerst aufgefordert, seine Beistimmung, und alle folgten ihm nach. Sie schwuren den Eid der Treue, und als Eduard nun auch die Auslieferung aller Festungen verlangte, um, wie es hieß, dem künftigen Landesherrn den Besitz derselben ohne Widersetzung verschaffen zu können, so gingen sie auch diese zweite Forderung ein. Endlich entschied er (1292) sich für den Johann Balliol, der der am mindesten gefährliche gewesen zu seyn scheint, gab ihm wirklich alle Schlösser heraus, und ließ ihn den Vasalleneid schwören.

Es zeigte sich bald, wie weit Eduard diese lehnsherrliche Gewalt auszudehnen gedachte. Er behandelte Balliol auf eine Art, die, wenn er sie sich gefallen ließ, was seine sanfte Gemüthsart zu versprechen schien, eine völlige Unterthänigkeit einführte, oder wenn er sich mit Gewalt der Waffen dagegen setzte, auch Eduarden berechtigte, als Sieger vielleicht an den Besiegten strengere Forderungen zu machen. Um kleiner Vor-

fälle willen forderte der englische König den schottischen nach London vor, nahm alle Apellationen schottischer Unterthanen gegen ihn an, und zwang ihn, sich in dem Gerichtssaale des englischen Parlaments wie eine Privatperson zu vertheidigen. Solche Unanständigkeiten mußten auch den Sanftesten aufregen, zumal wenn man noch so kräftig aufgemuntert und unterstützt wird, wie Balliol von Philipp dem Schönen es wurde. Denn da dieser damals seine Hand nach Guienne ausstreckte, so war ihm nichts erwünschter, als ein recht lang ausgedehnter Krieg Eduards in Schottland. Er schloß also ein Bündniß mit Johann Balliol, und da dieser von dem Eide geängstigt ward, den er Eduarden geschworen, so ließ er ihn durch den Papst desselben entbinden. So zeigte Philipp den französischen Königen ein Mittel, England zu beschäftigen, welches in den folgenden Zeiten öfters und immer mit Glück versucht worden ist.

Eduard I. indessen sah mit derselben Klarheit, wie Philipp der Schöne ein, daß bei der immer schwächern und unzuverläßigern Hülfe, welche die schon längst ausgeartete Feudalverfassung gewährte, die wahre Unumschränkheit eines Königes und seine Wirksamkeit im Felde bloß auf den Finanzen beruhen könne. Er befliß sich daher in seinem Hauswesen nicht nur der größten Sparsamkeit, sondern sann auch unabläßig dar-

auf, seine Hülfsquellen zu erweitern. Zur Bestreitung der Unternehmungen auf Guienne, Wales und Schottland, hatte er seinen Unterthanen den sechsten Theil aller ihrer beweglichen Güter, und den Kirchen die Hälfte ihrer Einkünfte abgefordert. Weil aber diese Maaßregel theils beschwerlich für die Einsammler, theils hart für die Geber war, so wünschte er, sich für die Zukunft einen leichtern Weg zum Volke zu bahnen. Er erneuerte demnach 1295 die Einrichtung Leicesters auch von der Bürgerschaft jedes Fleckens zwei Abgeordnete ins Parlament zu ziehen, „denn es ist eine billige Regel, sagte er in dem Schreiben, daß dasjenige, was alle betrifft, auch von allen genehmigt, und gemeinschaftliche Gefahr mit vereinten Kräften abgehalten werde.“ So ward das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen zuerst eine stehende Einrichtung. Doch währte es lange, ehe diese Bürgerdeputirten im gesetzgebenden Rath mitreden durften. Sie waren nur zum Bewilligen der neuen Auflagen da, und der Adel schämte sich der Gemeinschaft so geringer Leute. Allmählig wagten sie es erst, für ihre vielen Geldbewilligungen dem Könige gegenseitige Bittschriften vorzulegen, und so kam es endlich dahin, daß Gunst gegen Gunst, Freiheiten gegen Geld gewährt werden mußten. Zuletzt, mit dem Steigen des Bürgerstandes an Reichthum und Bildung, trafen sie mit dem niedern Adel zu-

sammen, der mit ihnen in ein Haus vereinigt wurde, wie es noch heut zu Tage ist. So war das Volk geneigt gemacht.

Andre Mittel mußten gegen die Geistlichkeit versucht werden, die sich standhaft weigerte, ihre freilich viel höher angeschlagenen Beiträge zu geben. Er beraubte sie daher alles Schutzes der Gesetze, indem sie unwürdig wären, irgend einer Wohlthat der bürgerlichen Regierung zu genießen, welche sie nicht unterstützen wollten. Den Richtern ward befohlen, ihnen gegen Niemanden Recht zu geben. Von dem Augenblick an waren sie die Beute jedes Räubers oder Muthwilligen, und der Primas selbst ward auf der Landstraße ausgeplündert. Sie, die durch ein solches Verfahren wohl bei der Menge an jener Ehrfurcht verloren, die ihre Gewalt ausmachte, fürchteten auch an ihren Gütern mehr zu verlieren, als ihnen abgefordert wurde. Sie erwarben sich daher den königlichen Schutz wieder durch Bewilligung und Bezahlung der Abgaben. Da aber auch diese Summen ausgegeben und die Bedürfnisse noch immer vorhanden waren, weil, wie unten erzählt werden wird, die Kriege nicht aufhörten, so ergriff der König noch härtere Maaßregeln. Er nahm den Güterbesitzern und den Bürgern ohne Umstände ihre Vorräthe von Korn, Hafer, Vieh, Wolle und andern Dingen weg, die er zwar zu bezahlen versprach, aber ohne die

geringste Gewähr dafür anzuweisen. Dazu verlangte er von jedem Eigenthümer, der jährlich 20 Pfund von seinem Lande einzunehmen habe, den Kriegesdienst. Ein so hartes Verfahren setzte ihn in große Gefahr. Als er daher den Connetable Humphrey Bohuns, Grafen von Hereford, mit einem Heere nach Guienne schicken wollte, während er selbst ein anderes nach Flandern zu führen gedachte, weigerte sich derselbe nebst mehreren andern Baronen. Der König rief zornig aus: „Herr Graf, so wahr Gott lebt, ihr sollt entweder zum Heer gehen oder hängen!" Worauf Herford mit mehr als 30 Baronen weggehend, erwiederte: „So wahr Gott lebt, Herr König, ich werde weder gehen, noch hängen." Der König ahndete diese Widersetzlichkeit auf der Stelle zum wenigsten nicht. Er wußte zur rechten Zeit einzulenken, denn er bemerkte, wie schwierig die Baronen waren, so wie das ganze Volk. Er nahm daher auch die Vorstellungen ihrer Beschwerden an, und auf einem Parlamente, welches sein Sohn hielt, und wo man ihm neue und ansehnliche Hülfsgelder bewilligte, wurden die beiden Gnadenbriefe Johanns, der Nation bestätigt, durch eine feierliche Urkunde, welche Eduard, wenn freilich nach einem innerlichen Kampfe, untersiegelte, als er schon in Flandern war, mit Philipp dem Schönen seinen Krieg auszufechten, dessen Ende aber

schon in der französischen Geschichte erzählt ist. Der Friede, der 1298 geschlossen und durch Wechselheirathen befestigt ward, setzte Eduarden wieder in den Besitz von Guienne, die Alliirten aber der beiden großen Mächte der Rache ihrer Feinde aus. England opferte Flandern; Frankreich Schottland auf. Wir sahen nemlich vorher, wie Philipp der Schöne, als er den Krieg anfangen wollte mit Eduarden, den von Eduarden schmachvoll behandelten Johann Balliol zum Widerstande aufregte, der aber für diesen nicht glücklich ablief. Denn Eduard rückte schnell mit einem Heere in Schottland ein, eroberte Berwik, schlug das ganze muthig fechtende Heer bei Dunbar, und ließ Johann Balliol nichts übrig, als sich seiner Gnade zu übergeben und die Krone abzutreten (1296). Als Sieger zog er, ohne Widerstand zu finden, durch das Reich, ja bis in das Hochland. Johann Balliol ward in den Tower gesetzt, von wo er nach zweijährigem Gefängniß nach Frankreich in ein selbstgewähltes Elend ging. Unterdessen war der Krieg mit Philipp ausgebrochen. Schottland erhielt einen englischen Staatsverwalter, so wie auch alle übrigen hohen Bedienungen gleichfalls mit Engländern besetzt wurden. Allein diese, besonders Ormesby, der Rechtspfleger, und Cressingham, der Schatzmeister, drückten die kaum unterworfene Nation mit empörender Härte. Der allgemeine Haß erweckte einen Viriath, Wilhelm Wallace mit

Namen, einen kräftigen Mann, von einem alten Geschlecht, aber durch seinen Geist mehr als durch alles andere geadelt. Er hatte im Zorn einen englischen Beamten getödtet; floh in die Wälder, versammelte dort einen Haufen gleichgesinnter Männer um sich her, und that mit ihnen täglich blutige Ausfälle auf die englischen Besatzungen. Ja, als der Graf von Warenne ihm mit einem so ansehnlichen Heere entgegen ging, daß viele schottische Edelleute schon aus Furcht vor dieser Uebermacht sich ergaben, empfing er denselben in einem klug gewählten Lager am Flusse Forth so nachdrücklich, daß er den vollständigsten Sieg erhielt. Unter den erschlagenen Engländern fand man auch den Cressingham. An ihm ließen die Schotten ihren ganzen Haß aus. Sie schunden den todten Leichnam, und verschnitten seine Haut zu Sattelgurten. Wallace fiel darauf sogar in England ein, verwüstete die nördlichen Provinzen, und führte große Beute zurück. Eduard selbst nemlich war damals in Flandern, wo der Krieg mit Philipp fortdauerte. Sobald er daher nach vorerwähntem Frieden von dort zurückgekommen war, traf er die ernstlichsten Anstalten zur Wiederbezwingung Schottlands. Welche Mittel er wählte, Geld und Mannschaft aufzubringen, ist oben erzählt. Er fand sich daher bald an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann, mit welchem er in

Schott

Schottland einrückte. Jetzt hätte ihm der wakkere Wallace entgegen gestellt werden sollen. Aber da gab es vornehmere Männer, die nicht übergangen werden durften, oder vielmehr, die sich weigerten unter Wallace zu fechten. Dieser führte diesmal nur den kleinen Haufen der ihm Getreuen an. Er focht mit Muth in der Schlacht bei Falkirk (22. Jul. 1298), zog sich aber, da die Schotten gänzlich geschlagen wurden, mit seiner Schaar in das Hochland zurück. Schottland wurde abermals völlig überwunden, und härter als vorher behandelt. In dieser Noth fanden die armen Unterdrückten keinen andern Beistand als den des Papstes Bonifacius VIII. *) Dieser that dem Eduard wahrhaften Einspruch durch einen langen Brief, in welchem er bewies, daß Schottland seit uralten Zeiten dem römischen Stuhl gehöre, und zugleich Eduards Beweise für seine Ansprüche auf das Reich widerlegte. Eduard versicherte in dem Antwortschreiben an den Papst noch einmal seine Rechte, und bewies sie mit noch stärkern historischen Gründen. Hatte er sie zu Norham von den Zeiten Eduards abgeleitet, so fand er jetzt den Ursprung derselben in dem Brutus, einem Trojaner, der die brittische Monarchie zur Zeit Elis und Samuels ge-

*) Diesem wurde überdem noch der englische Tribut von 1000 Mark bezahlt.

stiftet haben sollte, er berief sich auf die weltberühmten Siege des (fabelhaften) Königs Arthur und nannte es eine allgemein bekannte und durch die Urkunden des Alterthums bestätigte Sache, daß die englischen Monarchen schottische Könige als ihre Vasallen ein- und abgesetzt hätten. Man rechnete dabei auf italiänische Unkenntniß in der alten schottischen Geschichte, die von allen diesen Thatsachen nichts anerkannte, indem sie lauter Sagen der alten Rittermythologie waren. Eduard I. stützte auch sein Recht, welches er nicht fahren zu lassen gedachte, auf etwas ganz anders, nämlich auf seine Waffen, mit denen er die abermals empörten Schotten unterjochen mußte, und die Eroberung gleichsam von neuem wieder machen. Sie hatten sich nämlich Johann Cummin zu ihrem Regenten gewählt, und am 24. Febr. 1303 den englischen Statthalter unweit Edinburgh so gänzlich geschlagen, daß das Reich abermals befreiet war. Aber die Getheiltheit der Schotten mußte der Klugheit und Entschlossenheit Eduards von neuem unterliegen. Nach zwei Jahren waren alle Schlösser wieder erobert, Regent und Adel ergaben sich und mußten ein hartes Schicksal leiden. Eduard wollte jetzt die Sache aufs äußerste treiben. Er schaffte alle schottische Gesetze und Gebräuche ab, zerstörte alle noch übrigen Denkmäler des Alterthums, und gab sich Mühe, den schottischen Namen

ganz zu vertilgen. Ihren lebendig machenden Geist glaubte er in dem Wallace vernichten zu können. Ein verrätherischer Freund hatte ihn, der sich noch immer in den Gebirgen behauptete, Eduarden ausgeliefert. In Ketten wurde er nach London geführt und auf dem Towerhill hingerichtet (23. Aug. 1305).

Aber Wallace hatte in der Schlacht bei Falkirk einen neuen Rächer für die Schotten gewonnen. Dies war der junge Robert Bruce. Er hatte in dem Heere Eduards gegen Schottland gefochten, in der Hoffnung, an Johann Balliols Stelle zum Könige von Schottland gemacht zu werden. Robert verfolgte selbst seine fliehenden Landsleute. Da rief ihm Wallace, durch einen Fluß getrennt, zu: der Freiheit seines Vaterlandes zu gedenken und seine Schmach zu rächen. Jetzt wollte Robert seinen Entschluß ausführen. Aber ein Schotte verrieth ihn Eduarden, man wollte ihn schon festsetzen lassen, als ein Freund Roberten ein Paar goldne Sporen und goldene Münzen schickte, als hätte er sie entlehnt von ihm. Robert verstand den Wink, er entfloh 1306 seinen Beobachtern, und stand öffentlich in Schottland auf. Noch war der Freiheitssinn der Schotten nicht gebrochen, die mislungnen Versuche hatten ihn nur mehr entflammt. Man sammlet sich um ihn, erkennt seine Ansprüche als nächster Thronerbe, und der Bischof von

St. Andrews krönt ihn in der Abtey zu Scone *) feierlich. Bald sind die englischen Besatzungen aus dem Lande vertrieben oder erschlagen, und das Glück scheint die Unternehmung zu begünstigen. Aber treulos geht es gleich zu dem englischen Heer über, das bald in Schottland eindringt. Die Schotten wurden geschlagen, Robert gezwungen auf die westlichen Inseln zu flüchten und seine vornehmsten Anhänger starben auf dem Blutgerüste. So viele Widerspänstigkeit hatte Eduards Zorn erregt, diesmal wollte er ein recht schreckendes Beispiel aufstellen, denn es regten sich schon neue Unruhen, und Robert trat aus seinen Schlupfwinkeln wieder hervor. Alle Vasallen der Krone wurden nach Carlisle berufen, mit diesem großen Heere sollte Schottland von einem Ende bis zu dem andern durchzogen und so niedergestampft werden, daß es sich nicht wieder aufrichten könnte. Doch da rettete die Schotten der Tod, der unvermuthet zu Carlisle (7. Juli 1307) den 60jährigen Eduard

*) Nach einer alten Sitte wurden hier die schottischen Könige eingeweiht. Eigentlich aber gehörte noch zu dieser Feierlichkeit ein Stein, der in einem hölzern Sessel eingefaßt war, auf dem die Könige dabei saßen. Aber dieser Stein, den die Schotten als das Palladium ihrer Freiheit ansahen, hatte Eduard, gleich bei seinem ersten Einfall, nach Westmünster bringen lassen.

überfiel. Als er sein Leben entfliehen sah, wollte er doch seine Zwecke retten vor dem Untergange, denn sterbend ermunterte er seinen Sohn, von der Unterjochung der Schotten nicht abzustehen, ja im Tode wollte er nicht von ihnen lassen. Seine Gebeine sollten vor dem Heere vorausgetragen, die besiegen helfen, die sein lebendiger Arm und Geist nicht hatte bezwingen können. So beharrlich verfolgte er einen Zweck, den die zu tadeln geneigt seyn möchten, die ihn nach den Gesetzen bürgerlicher Privatverhältnisse beurtheilen. Aber, indem diese als Folge aus den höhern Bewegungen der Geschichte hervorgehen, muß der Beurtheiler auch einen andern Maaßstab auffinden. Nach einem solchen aber gehört Eduard unstreitig zu den größten Regenten des Mittelalters. Er war rasch und kühn, und doch stets besonnen, im Genüßen enthaltsam, im Gespräch munter und populär, in seinem Aeußern groß und majestätisch, und in allen Leibesübungen sehr gewandt. Solche Eigenschaften machten den Eroberer seinen Feinden furchtbar, den Regenten seinen Unterthanen werth. Diese verdankten ihm die Herstellung und Erhaltung der bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, und die Unterdrückung aller inneren Unruhen.

31.

Die nordischen Staaten.

(1216—1303.)

Auch der Norden von Europa bietet in diesem Zeitraume interessante Erscheinungen dar. Die schöne Entwickelung zur Menschlichkeit ging hier mit so raschen Schritten fort, als nur irgendwo. Krieg war auch hier noch das Element der Jugend, aber man trieb auch Ackerbau und Viehzucht, und vor allem blühete der Handel und die Schiffahrt. Ein fast instinktartiger Hang zum Reisen trieb die nordischen Jünglinge früh in die südlichere Welt. Es war eine Ehre, wenn Jemand weit gereiset war, und von fremden Sitten recht viel zu erzählen wußte. Die Isländer hatten sogar ein Sprüchwort, daß die zu Hause erzogenen Kinder dumm nannte. In einer isländischen Erzählung sagt ein Jüngling: „Oede und ärmlich ist unser Leben, wenn wir hier auf den Bergen, in den Gründen bleiben und nie zu andern und andre nie zu uns kommen.“ Und im Königsspiegel, jener alten norwegischen Erziehungsschrift, wovon uns noch ein Theil übrig ist, heißt es: „Willst du vollkommen in Wissenschaft seyn, so lerne alle Sprachen, besonders aber Latein und Italiänisch, denn diese Sprachen gehen am weitesten.“ In eben dieser

Schrift wird ein Jüngling also redend eingeführt: „Da ich jetzt in meinen besten Jahren bin, so will ich als Kaufmann fremde Länder sehen, denn ich wage es nicht, mich eher an den Hof zu begeben, bis ich vorher andrer Völker Sitten kennen gelernt habe.“

Kreuzzüge nach Palästina wurden auch von nordischen Rittern in Menge unternommen. Björn, ein Isländer, that die Reise nach Rom dreimal, nahm seine Frau Olufa mit nach dem gelobten Lande, und führte ein sorgfältiges Tagebuch von seiner Reise, das noch jetzt vorhanden ist. Die Reisen nach Italien waren so gewöhnlich, daß schon Kanut der Große, König von Dännemark und England, in Italien ein Hospital stiftete, in welchem alle dänische Pilgrimme eine Nacht beherbergt werden sollten. Auch König Erich von Dännemark stiftete mit großer Freigebigkeit eine dänische Herberge, ohnweit Placenza. Daß auf der Universität zu Paris die Dänen eine eigne Landsmannschaft ausmachten, ist schon anderswo gesagt worden.

Viele dieser dänischen und isländischen Pilger nahmen sogar Kriegesdienste im Süden, besonders in Konstantinopel, und alle zeichneten sich durch ihre Liebe zum Ruhm aus. Aber wenige blieben im Auslande, die meisten kehrten mit Ruhm und Gütern beladen nach Hause zurück, um dort ihre Tage zu beschließen. Jetzt

waren sie willkommen an den Höfen und im Felde. Sie wurden die beständigen Gesellschafter der Könige, ihre Rathgeber im Kriege und nicht selten ihre Hofpoeten. So schenkte Athelstan, König von England, einem Isländer für ein ihm zugeeignetes Gedicht, zwei Spangen und einen Rock, für die Erlegung eines Feindes eine Summe Geldes, und für andere ihm geleistete Dienste, beim Abschiede ein beladenes Schiff. Ein orkadischer Jarl (Graf) schenkte Isländern mehrere solche Kostbarkeiten für ähnliche Dinge, dem einen Schild und Schwerdt, dem andern eine mit Gold überzogene Axt, u. s. w. Denn auch die Dichtkunst trieb in dem rauhen Norden schon sehr früh ihre Blüthen. Wir finden in den nordischen Sagen die ältesten Könige mit Dichtern umgeben, Skalden genannt, deren Amt höchst ehrenvoll und heilig war. Die Geschichten vaterländischer Helden war ihr Gegenstand und sie begleiteten die Könige mit in den Krieg, um Zeugen ihrer Thaten seyn zu können. Aufgeschrieben ward von diesen Gesängen anfangs nichts, sie pflanzten sich wie die alten griechischen, von Munde zu Munde fort. Aber eben weil jeder König seine Sänger hatte, pflanzte sich durch die Dichtkunst eine vollständige, wenn gleich nicht kritisch genaue, nordische Geschichte in zusammenhängenden Liedern fort, und dies bewegte später, besonders isländische Geschichtsfreunde, theils

diese alten Sagen selbst aufzuschreiben, theils den Stoff zu einer nordischen Geschichte aus ihnen zu entlehnen. So sind wir glücklicher Weise noch im Besitz eines ansehnlichen Schatzes von altisländischen Sagen, die zum Theil auch schon von neueren dänischen Gelehrten durch den Druck bekannt gemacht und erläutert worden sind. Das Hauptwerk ist von dem Lagemann Snorre Sturläson († 1241) gesammlet und ward nach seinem Anfangsworte Heimskringla (der Erdkreis) genannt. Die beiden berühmten Sammlungen, welche unter dem Namen der ältern und der jüngern Edda so oft genannt werden, enthalten vornemlich mythologische Dichtungen aus Odins *) Fabelzeit.

Im Jahr 1258 kam das deutsche Heldenbuch nach Norwegen, und veranlaßte eine neue

*) Odin oder Wodan muß allen, obwohl dunklen Sagen zu Folge, der Moses des Nordens gewesen seyn, ein erstaunlicher Mann und einer von den Heroen der Menschheit, die durch das unerklärliche Uebermaaß ihrer geistigen Kraft mit göttlichem Ansehn auf ihre Mit- und Nachwelt gewirkt haben. Er kam vermuthlich kurz vor Christi Geburt, aus dem Osten von dem Don her, wurde aufgenommen von den Fürsten, und machte sich selbst zum Herrscher. Durch eine neue Religion und Gesetzgebung, und durch den Wunderglauben, den man von ihm hatte, befestigte er sich. Er soll die Buchstaben eingeführt haben.

Epoche in der Geschichte der nordischen Dichtkunst. Man bearbeitete nämlich jetzt fremde Stoffe nach dem isländischen Geschmack und legte den altnordischen Helden fremde Abentheuer unter, wodurch die ächten Sagen sehr verfälscht wurden. Immer aber erhielt doch die fremde Nahrung den dichterischen Geist aufrecht und so dauerte die reizende Erscheinung noch ein Jahrhundert fort, bis endlich 1350 eine fürchterliche Landseuche dieser und aller übrigen Cultur in Island ein plötzliches Ende machte.

Norwegen hatte, wie wir wissen, in diesem Zeitraum noch seine eignen Könige. Wir übergehen aber ihre Geschichte, weil sie der der Nachbarn überaus ähnlich ist. Dännemark haben wir um das Jahr 1216 unter der Regierung Waldemars II., des Siegers, verlassen. Dieser Monarch ist wegen seiner seltsamen Schicksalswechsel berühmt. Er hatte schon durch seine kriegerischen Talente die ganze preußische, kurländische, liev- und ehstländische Küste erobert, als er unvermuthet von einem seiner schwächsten Vasallen, dem Grafen Heinrich von Schwerin bezwungen ward. Dieser faßte, nachdem er jahrelang vergebens auf die Gewährung mehrerer gerechten Bitten gehofft hatte, den verwegenen Entschluß, den König gefangen zu nehmen, um ihm alsdann die Bedingungen nach Willkühr vorschreiben zu können. Es gelang ihm in der That

am 6. Mai 1223 in der Nacht, als Waldemar mit seinem gleichfalls schon gekrönten Sohn Waldemar III. auf der Insel Lyön unter Fünen, ohne Wache von der Jagd ermüdet unter Zelten schlief. Er führte beide Könige zuerst nach dem altmärkischen Schloß Lenzen und nachher nach Dannenberg. Er würde nicht im Stande gewesen seyn, dies zu thun, wenn nicht der Neid, den Waldemars große Eroberungen erregt hatten, ihn unterstützt hätte. Die Dänen ernannten zwar einen Reichsverweser und wandten sich an den Papst und andere, ihrem Könige die Freiheit auszuwirken, aber vergeblich. Auch Kaiser Friedrich II. ließ sich erst lange um seine Vermittelung bitten, bis er ihm endlich seinen oft erwähnten Großmeister Hermann von Salza sandte. Durch dessen Bemühungen kam nach drittehalb Jahren (1225) die Auslösung zu Stande. Die Bedingungen waren hart: 45,000 Mark löthigen Silbers, alle Reichskleinodien der Königin außer der Krone, 300 Zimmer kostbaren Pelzwerkes, 100 Pferde, und 1000 Ellen flandrischen Scharlach, ferner Abtretung aller Länder diesseits der Elder und Wendtlands, außer Rügen, an das deutsche Reich, des Schlosses Rendsburg an den Grafen von Schauenburg, Bestätigung der hamburgischen und lübeckischen Handelsfreiheiten durch ganz Dännemark, und endlich einen feierlichen Schwur, sich wegen sei-

ner Gefangenschaft nicht rächen zu wollen. So kamen Holstein und Hinterpommen wieder zum deutschen Reiche. Jenes besaß der Herzog Albrecht von Nordalbingien, mit diesem wurde der Markgraf von Brandenburg vom Kaiser belehnt. Hamburg und Lübeck erkauften sich von jenem so viele Vorrechte und Begnadigungen, daß sie sich durch dieselbigen allmälig der völligen Reichsfreiheit näherten, die sie nachher erhielten. Bloß die mecklenburgischen Herrn von Rostock, Werle und Wenden und der Fürst von Rügen blieben in dänischer Lehnspflicht und erhielten das Andenken an den ehemaligen Umfang der dänischen Macht. Vor der Gefangenschaft hatte Waldemar ein Heer von 160,000 Mann und 1400 lange Schiffe, und seine Einkünfte hatten, außer den Strafgeldern, die jährlich über 100,000 Mark betrugen, täglich in 60 Last Getraide, 13 Schiffpfund Butter, 9 Schiffpfund Honig, 27 Ochsen, 300 Schaafen, 200 Schweinen und 600 Mark gemünzten Goldes bestanden. Allein seit dem Verlust der deutschen Provinzen war dies alles sehr geschmälert worden.

Waldemar II. ließ sich zwar vom Papste seines Eides entbinden, allein er war doch nicht im Stande, den hollsteinischen Grafen, die lübeckischen Bürger und den Herzog Albrecht zu bezwingen. Mit den Schwerdtbrüdern in Liefland, die durch die Verbindung mit dem teutschen Or-

den mächtiger geworden waren, schloß er 1237 einen Vergleich, in welchem er ihnen das Land jenseit der Düne, besonders Riga, Memel, Kurland und Semgallen überließ, und für sich das Herzogthum Esthland zurückbehielt. Nach so vielem Verlust suchte er zum wenigsten um das, was er zurückbehielt, sich verdient zu machen, durch ein neues Gesetzbuch, das der Bischof Gunner von Wiborg verfaßt hatte und 1240 bekannt gemacht wurde. Er starb 1241, nachdem er das Königreich seinem Stiefsohn Erich IV., das Herzogthum Schleswig aber dessen Bruder Abel vermacht hatte.

Diese Theilung verursachte innere neuere Kriege, in denen das Land verwüstet und der Troß der großen Baronen verstärkt wurde. Es ging jetzt in Dännemark, wie im deutschen Reiche; während einige eroberungssüchtige Könige sich im Auslande herumschlugen, hatten sich zu Hause die hohen Vasallen und die Geistlichkeit auf Kosten der Krone vergrößert und wollten nun als unabhängige Herren herrschen. Die Verfassung wurde schon zu Ende des 13ten Jahrhunderts ganz aristokratisch, Dännemark wurde ein unentschiednes Mittelding von Erbreich und Wahlreich. So wurde Abel, der seinen Bruder Erich ermordet hatte, von den Reichsständen, wozu auch hier die Bevollmächtigten der Städte kamen, 1250 zum König von Dännemark erwählt.

Er ließ zwar seinem Sohne Waldemar die Nachfolge versichern, als aber Abel bald darauf von den Fresen (einem Volke in Schleswig) nach einer verlornen Schlacht gegen sie auf der Flucht erschlagen wurde, wählte man seinen Bruder Christof I., der es sich sehr angelegen seyn ließ die der Krone entrissenen Güter wieder herbeizuschaffen, und mit vieler Kraft, aber auch Härte, sein Ansehn behauptete. Dies war um so nöthiger, je größer die Zügellosigkeit des Adels und überhaupt die Unsicherheit im Lande war. Ein Edelmann hohlte 1255 einen schleswigischen Bischof aus seinem Bette, um von ihm Geld zu erpressen, und die Landleute sogar plünderten und beschädigten die Priester. Doch suchte die Geistlichkeit bei diesem Verfahren des Königs ihr Ansehn auch aufrecht zu erhalten, und der Erzbischof von Lund machte ein von dem Papst Alexander IV. bestätigtes Gesetz bekannt, vermöge dessen alle Kirchen im Reiche verschlossen werden sollten, wenn ein Bischof auf königlichen Befehl gefangen genommen würde. Christof verlor in dem Streite über diese und ähnliche Anmaßungen sein Leben, indem er von einem erzbischöflichen Chorherren mit Gifte umgebracht wurde am 29. May 1258. Dieser Kampf ward noch unter dem Nachfolger Christofs fortgesetzt, neue Empörungen des Adels kamen dazu, und Kriege mit Norwegen und Schweden. Auch die-

ser König, Erik V. genannt, verlor durch eine vom Marschall Stigo angestifteten Verschwörung sein Leben (1286).

Es würde ohne Zweck seyn, weitläuftig Dinge dieser Art zu erzählen; genug, daß wir im Allgemeinen wissen, wie sich die, allen Völkergeschichten des Mittelalters gemeinsamen Erscheinungen auch im Norden wiederhohlt haben, daher es auch nicht nöthig ist, Schwedens besonders zu erwähnen, wo durch diesen ganzen Zeitraum hin Kriege über die Nachfolge unter den Königen wie verewigt waren. Zur Verschlimmerung mischten sich die Nachbarn mit ein.

Gleich den deutschen Kaisern hatten auch die Könige von Dännemark, Norwegen und Schweden in diesem Zeitraum noch keinen bleibenden Regierungssitz. Stockholm ward erst unter Birger um das Jahr 1255 zu einer festen Stadt gemacht.

32.

Russen, Polen, Ungarn.

Das russische Reich litt in diesem Zeitraume, wie wir schon wissen, einen Theil von dem gewaltigen Stoße, der von Dschingis Chans Riesengeiste ausging. Dieser Eroberer theilte sein

unermeßliches Gebiet unter seine Söhne und zeichnete jedem die Weltgegend aus, wohin er sich noch weiter ausbreiten könnte. Einer von ihnen, der jedesmalige Beherrscher des Stammvolkes, sollte jedoch der Großchan bleiben und den Titel eines Chans der goldnen Horde führen. Dem ältesten, Tschutschi, fiel Kaptschak, oder das große zwischen dem Don, der Wolga und dem Jaik liegende, meist ebene, Land zu. Dieser überfiel 1235 die Polonzer, denen russische Fürsten zu Hülfe eilten. Er schlug sie in einer Schlacht an der Kalka, einem Flusse, der sich in das asowsche Meer ergießt. Nach seinem frühen Tode, 1237, setzte sein kriegerischer Sohn, der Chan Batu, eben jener furchtbare Eroberer, welcher Schlesien, Oestreich und Ungarn verheerte, das Werk der Ahnen fort. Er fing bei Nordrußland an, eroberte Moskwa, und drang bis in das Gebiet von Nowgorod. Er kam das nächste und die folgenden Jahre wieder und eroberte Kiew und alles Land vom Dnieper bis an die Weichsel.

Die damalige Zerstückelung Rußlands und ein gleichzeitiger andrer Feind, die Schwerdtbrüder aus Liefland, erleichterten den Mongolen ihre Arbeit. Einen Helden hatten die Russen jedoch auch, den Prinzen Alexander, der von einem herrlichen Siege an der Newa über die Schwerdtbrüder den Beinamen Newski erhielt (1241).

(1241). Mit ihm verglich sich Batu und ernannte ihn gegen einen Tribut zum Großfürsten. Alexander fügte sich mit Klugheit und Festigkeit an die neue Abhängigkeit, und so schienen die Stürme vorüber zu seyn.

Allein nach seinem Tode, 1261, ward der Druck der tatarischen Oberherren merklich schwerer. Sie sogen die Unterthanen durch herumziehende Steuereinnehmer aus, ohne sie gegen andre Feinde zu beschützen. So eroberte ein litthauischer Großherzog, Gedimin, berühmt in der Geschichte als großer Krieger und Eroberer, die Provinz Volhynien und Kiew ungestraft gleich nach dem Jahre 1300, und einige Jahre später rissen auch die Polen ein beträchtliches Stück des russischen Gebiets an sich. So erscheint also die russische Nation am Ende unsers gegenwärtigen Zeitraums in einer ziemlich bedrängten und wenig erfreulichen Lage.

Polen und Ungarn wurden durch Batus Verheerung so verödet, daß viele Zeit verging, ehe die vorige Kultur wieder hergestellt werden konnte. Indessen blieben die Eroberer doch nicht im Lande, sondern gingen nach Asien zurück, angeblich auf die Nachricht vom Tode des Großchans Oktai. Innere Kriege aber dauerten in beiden Ländern fort, Polen war zwischen mehrern Herzogen getheilt, die sich gegenseitig befehdeten, und von unruhigen Nachbarn umgeben,

die es angriff, oder von denen es angegriffen wurde. Indem diese Kriege aber meistens nur um den Besitz von Länderstrichen, oder von kleinen Thronen entstanden, konnten sie noch zu keinen wichtigen Resultaten für die Entwickelung der Nation führen. Ungarn hatte das Uebel, daß es nicht einmal aus einem gemeinschaftlichen Volke bestand. Neben den Hungarn waren eine Menge von Deutschen eingewandert und hingezogen, und seit dem Abzuge der Tatarn machten die Kumanen, die von den alles mordenden Fremdlingen verschont worden waren, weil sie sich bei ihrem Einfall mit ihnen verbunden hatten, eine Hauptmasse aus. Diese Kumanen lebten noch am Ende dieses Zeitraums in Zelten und unter Filzhütten, waren meistens noch Götzendiener, zerstörten oft christliche Kirchen, und zwangen viele zum Abfall der christlichen Religion. Die Könige begünstigten sie, vorzüglich Ladislaus IV. Die Päpste schickten daher Legaten dahin, dieser Noth abzuhelfen, und strebten damals, Ungarn in ein päpstliches Lehen zu verwandeln. Sie bemüheten sich darum auch sehr, als mit Andreas III. der arpadische Königsstamm ausstarb (1301) einen neapolitanischen Prinzen auf den Thron zn setzen, welches ihnen auch mit Karl Robert gelang. Uebrigens mußten die Berührungen mit den Italiänern so-

wohl, als auch mit den Griechen nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Kultur der Nation seyn.

33.

Rudolf von Habsburg.

Wir kehren jetzt zum deutschen Reiche zurück, um zu sehen, welche neue Maaßregeln die großen Fürsten desselben ergriffen haben werden, um den tiefen Verfall seiner innern Ordnung und seines äußern Ansehns nach dem Ende der langen Regierung, oder vielmehr Regierungsunterlassung (Interregnum) Richards von Cornwall Einhalt zu thun. Der Weg, welcher in Frankreich durch die Umstände und die Nation herbeigeführt, eingeschlagen wurde, daß der König sich allmählig bemühete, immer mehr Land an sich zu bringen, und auf diese Weise den Nachfolgern zu einer immer vermehrten Souveränität zu verhelfen, dieser Weg war, da die einzelnen Fürsten schon zu mächtig geworden waren und das Recht zu wählen fest begründet stand, gewiß versperrt, wie die mislungnen Versuche derer deutschen Kaiser zeigten, welche diesen Zweck als ihnen vorgesteckt, auffaßten und klar dachten. Obgleich vorher zu sehen war, daß unter den vie-

len damals noch so sehr zerrissenen Staaten derjenige am Ende der Universalmacht am nächsten kommen werde, der sich am frühesten in sich selbst vereinigte und vollendete, so herrschte wie natürlich in Zeiten, wo die Staaten noch nicht so unmittelbaren Antheil nahmen an einander, und keiner sich um die politischen Schritte ausländischer Fürsten bekümmerte, ein solcher Gedanke so wenig unter den deutschen Fürsten, daß vielmehr jedermann nur einen Herrn haben wollte, der sich für alle Große herumschlagen, gegen sie aber ohnmächtig seyn sollte. Sehr richtig schrieb darüber der Bischof Bruno von Ollmütz an den Papst Gregor X., „geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangten einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollten sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können wenig nütze, und nichts ersprießlicher zu seyn scheine, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch manchmal ein wenig ausarte.“

Der damalige Erzbischof Werner von Mainz war einige Jahre vorher, da er um des Palliums willen nach Rom reisen mußte, von dem frommen *) Grafen Rudolf von Habsburg

*) Als er noch Graf war, begegnete ihm einsmals bei schlechtem Wetter und auf noch schlechterm Wege ein Priester, der mit dem Sakramente in das nächste Dorf

ungemein freundschaftlich aufgenommen und wegen der großen Unsicherheit der Landstraßen bis über die Alpen begleitet worden. Beim Abschied hatte er ihm gesagt, er wünsche sich nur so lange zu leben, bis er ihm diesen großen Dienst einigermaßen vergolten hätte. Jetzt nun als nach Richards Tode diejenigen Fürsten, welche sich als die Wahlfürsten betrachteten, zu Frankfurt zusammen kamen, schlug er ihnen Rudolfen als den Würdigsten vor, den er kenne. Der anwesende Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein naher Verwandter Rudolfs, stimmte in dessen Lob mit ein, und da zufällig eben die Kurfürsten fast alle unvermählt waren, und der Burggraf Friedrich ihnen vorstellte, daß Rudolf sechs Töchter habe, durch die er sich mit Vergnügen die Herren näher zu verbinden suchen werde, so vereinigte sich alles mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit, und die Kaiserwahl ward diesmal mit ächter deutscher Treuherzigkeit, wie ein Familienvertrag abgeschlossen.

zu einem Kranken ging. Als Rudolf denselben sah, stieg er sogleich von seinem Pferde, beugte sich vor dem heiligen Sakrament, und führte dem Priester das Roß zu, mit dem Bedeuten, sich darauf zu setzen. „Denn, sagte er, es geziemt sich nicht, daß ich reite, der Diener aber und Träger meines Herrn und Gottes zu Fuße gehe." Er machte auch dem Priester mit dem Pferde ein Geschenk.

Rudolf selbst war überrascht von der Nachricht. Er war eben in einer Fehde mit den Baselern begriffen, hob aber sogleich die Belagerung der Stadt auf und versöhnte sie mit ihr, um nach Frankfurt reisen zu können. Von hier nahmen ihn die Fürsten unverzüglich mit sich nach Aachen, wo die Krönung unter lautem Jubel der Anwesenden erfolgte (31. Oktob. 1273). Nach derselben sollte die Feierlichkeit der Lehnsbestätigung vorgenommen werden. Aber zu spät, indem man schon am Altar stand, entdeckte sich die Verlegenheit, daß kein Scepter bei der Hand war. Schon wollten einige an der Gültigkeit und Möglichkeit einer solchen Belehnung zweifelnd, sich zurück ziehen, als Rudolf ein Kruzifix ergriff und sagte: „Dieses Kreuz, welches die Welt erlöset hat, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können," eine Geistesgegenwart, die allen Anwesenden wohlgefiel, wie der Mann selbst, der sie hatte. Denn diesen zierten alle die Eigenschaften, deren man unter den damaligen Umständen bedurfte. „Es ist dieser König rechtgläubig, ein Verehrer der Kirchen, ein Pfleger der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, ausnehmender Frömmigkeit, durch eigene Kräfte mächtig und vielen Mächtigen verwandt, ungezweifelt vor Gott beliebt, dem Aeußern nach von angenehmer Bildung, am Körper abgehärtet und im Kriege glücklich." So beschrieb ihn der Erz-

bischof von Kölln in seinem Meldungsschreiben an den Papst Gregor X. Dieser, der damals zu Lyon auf einer Kirchenversammlung *) einen Kreuzzug sehr emsig betrieb, zu welchem sich Rudolf, dessen Vater Adalbert in Palästina begraben lag, auf einer spätern Zusammenkunft zu Lausanne mit dem Papst selbst verpflichtete, bewilligte leicht unter solchen Umständen den an ihn abgeschickten kaiserlichen Gesandten, die geforderte leidige Bestätigung, indem Rudolf auch nicht weniger willfährig war. Seine Gesandte schwuren in seiner Seele, (welchen Schwur Rudolf auf jener persönlichen Zusammenkunft selbst wiederhohlte,) außer allem, was schon Otto IV. und Friedrich II. hatte geloben müssen, auch noch dieses, daß er kein Kirchengut, selbst wenn es ihm angeboten würde, an sich ziehn, keine Würde im Kirchenstaat annehmen, den Mord

*) Papst Gregorius war im heiligen Lande als Kardinallegat, als er zum Papst erwählt wurde. Da er nun die Noth desselben kannte, betrieb er sehr eifrig auch den Kreuzzug, dieser aber kam nicht zu Stande, weil Gregor X. bald darauf zu Arezzo starb (1275). Auf derselben Kirchenversammlung ward auch eine Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche auf Ansuchen des griechischen Kaisers, Michael Paläologus, angestellt. Denn dieser fürchtete die Ankunft eines Kreuzheeres, und in dem König von Neapel, Karl I. einen zweiten Henrico Dandulo.

der Hohenstaufen auf keine Weise rächen und den Papst bei jeder Gelegenheit beistehen wolle. Je weniger Rudolf Lust hatte, sich wie seine Vorfahren in Italien herumzuschlagen, da er sich nicht einmal in Italien hat krönen lassen, obgleich er von den Päpsten dazu eingeladen wurde, und die Lage der Dinge für einen deutschen Kaiser nicht ganz ungünstig waren, desto eher und leichter ging er diese Bedingungen ein, die ihm insofern auch Ruhe vor Alfonsen X. schafften, als diesen Gregor X. mit seinen Ansprüchen unbestimmt abwies, und auch Ottokarn von Böhmen seinen Beistand versagte. Dieser letztere König war sehr unzufrieden mit Rudolfs Wahl. Als daher auch Rudolf, der gleich nach seiner Krönung die Rheinländer, Franken, Schwaben, nach der alten Kaiser Sitte in ritterlichen Geschäften durchzog und von hieraus nach Nürnberg ging, seinen ersten großen Reichstag zu halten, erschien Ottokar nicht. Mächtig genug sich dünkend, da er während des Interregnums auch Oestreich, Steiermark und Kärnthen, das Erbe jenes Friedrichs, des Freundes Konradins, an sich gerissen hatte, erschien er auch auf dem zweiten Reichstage nicht, sondern nur zum drittenmale vorgeladen, schickte er einen Gesandten. Dieser hielt eine lateinische Rede, von der Rudolf nur wenig verstand, und ihm daher befahl, wenn er nicht mit Geistlichen, sondern mit ihm

und dem Reiche etwas zu thun habe, zu reden, wie der Brauch sey. Die andern Fürsten aber hätten ihn bald gemißhandelt, weil er sich hatte verlauten lassen, die Wahl sey ungültig.

Es blieb nach diesem Anscheine nun nichts übrig, als Gewalt gegen diesen trotzigen Vasallen zu gebrauchen. Er ward in die Reichsacht und seiner östreichischen Lehen verlustig erklärt. Ihm die letztern abzunehmen, wurden die Fürsten aufgeboten. Nicht die Mächtigsten begleiteten ihn auf diesem Zuge, wohl aber vorzüglich der Elsassische, Schwäbische Adel, aus deren Mitte er ja hervorgegangen war. Als er aus Schwaben ausrückte, hatte er nur wenig Mannschaft und nur einen kleinen Geldvorrath. Als man ihn unterwegs fragte, wer sein Schatzmeister seyn sollte, antwortete er, ich habe keinen Schatz, mein Geldvorrath besteht nur in wenigen Schillingen, aber der Herr, der mir immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen. Indessen wußte er sich auch selbst zu helfen mit einem Mittel, das er schon einmal mit Glück angewendet, nämlich Heurathen. Für seinen Sohn forderte er sich des Grafen Mainhard von Tyrol Tochter, dem Herzog Andreas von Slavonien, Bruder des ungarischen Königs Ladislaw IV., gab er die eine von seinen beiden noch übrigen Töchtern, die andere dem Sohne des Herzogs von Niederbaiern, des bisherigen genauesten Genossen Otto-

kars. Nachdem er auf diese Weise seinen Gegner mit lauter Söhnen und Schwägern umgeben hatte, welche tapfer zugriffen, rückte er ungehindert in Oestreich ein, dessen Einwohner der strengen Herrschaft Ottokars überdrüßig, sich ohne Schwerdtstreich unterwarfen, nur das feste Wien und Klosterneuburg mußten einige Wochen belagert werden. Da nun auch Rudolf eine tragbare Brücke über die breite Donau schlagen ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten Lager Ottokars zu nähern, da fühlte dieser, auch von den übrigen hart bedrängt, Rudolfs Ueberlegenheit so sehr, daß er sich zu einem Vergleich bequemte, der am 21. Nov. 1276 geschlossen ward, und dessen Hauptpunkt war, die Abtretung von Oestreich, Steyermark, Kärnten, Krain, Eger und Portnaon an den Kaiser. Wechselheirathen sollten diesen Vergleich befestigen und zugleich mildern. Böhmen und Mähren empfing Ottokar fußfällig vor dem Kaiser knieend in dem Lager desselben als Lehen von dem Reich. Mit welchen Gesinnungen, zeigte sein nachheriges Betragen. Denn bald darauf war er wieder gerüstet, und rückte mit einem ansehnlichen Heere aus, um Oestreich wieder zu erobern. Zum Glück hatte Rudolf so etwas voraussehend, alle Truppen entlassen. Ungarn kamen ihn zu Hülfe, den Oestreichischen Adel und die Stadt Wien machte er sich durch neue ihnen be-

willigte Freiheiten verbindlich, und so konnte er schneller dem Könige von Böhmen entgegen ziehen, als dieser es vermuthete. Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht ohnfern Wien. Von beiden Seiten ward muthig gefochten. Ottokar mußte der Tapferkeit Rudolfs und der Verrätherei unterliegen, und fand auf dem Schlachtfelde seinen Tod in der Rachbegierde östreichischer und steyermärkischer Edelleute, obgleich Rudolf befohlen, seinen Feind so viel als möglich zu schonen. Der Kaiser selbst war nicht minder in Gefahr gewesen. Er lag schon von einem böhmischen Ritter herabgezogen, unter seinem Pferde, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor dem Zertreten. Aber der Sieg war sein. Mähren ergab sich sogleich, und Böhmen würde es auch gethan haben, wenn nicht ein Vergleich, den der Kaiser mit den unmündigen Kindern Ottokars einging, dieses Land dem ottokarschen Hause erhalten hätte, so wie auch Mähren diesem blieb, nur daß der Kaiser die Einkünfte des Landes fünf Jahre lang für die Kriegskosten zog. Die östreichischen Lande, wie auch schon der erste Vergleich gelautet hatte, blieben dem Kaiser, und nach erhaltenen Willebriefen von den Kurfürsten, belehnte er damit seinen erstgebornen Sohn Albrecht 1282. Nur Kärnthen überließ er dem Grafen Meinhard von Tyrol. So brachte Rudolf, mit

vielem Schweiß und Blut, wie Ludwig von Baiern in seinem Willebriefe schrieb, eine ansehnliche Herrschaft an das habsburgische Haus und an das Reich zurück.

Diesem letztern suchte er auch manche in den verworrenen Zeiten nach Friedrichs II. Tode abgekommene Reichsgüter, Rechte und Gefälle wieder zu gewinnen. Er erklärte alle seit jener Zeit in dieser Beziehung gemachte Verfügungen für ungültig, und viele Fürsten und Herren mußten herausgeben, was sie sich angemaßt hatten. Daß dadurch in vielen Mißvergnügen erregt wurde, läßt sich wohl voraussehen. Vielleicht rechneten zwei Betrüger, oder nach andern Nachrichten nur einer, ein gewisser Holztuch, auf diese Stimmung, als er sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgab. Er fand auch wirklich einigen Anhang, aber auch bald seinen Tod zu Wetzlar, wo er verbrannt wurde. Denn vor Rudolfs Thätigkeit und Gerechtigkeitsliebe konnten Ruhestörer nicht aufkommen, ja er unterdrückte fast alle Unruhen in Deutschland. Er durchreisete das Reich, wie seine besten Vorfahren, von einem Ende bis zum andern, hielt allenthalben Reichstag, saß selbst in kleinen Sachen persönlich zu Gericht, und erlaubte einem jeden Zutritt, „denn ich bin wahrhaftig nicht König geworden, sagte er, um mich vor den Menschen einzuschließen.“ Diejenigen aber, die

sich vor ihm einschlossen auf ihren Burgen und Schlössern als Unruhestifter, die wußte er zu zwingen. Er zog gegen sie zu Felde und zerstörte ihre Burgen, vorzüglich in Oberdeutschland, in den andern Gegenden übertrug er es einzelnen Fürsten.

So belagerte der Kaiser 1286 den Grafen Eberhard von Wittenberg, dessen Wahlspruch war: „Gottes Freund und aller Welt Feind," in seiner Hauptstadt Stuttgard, zwang ihn endlich zur Uebergabe, und ließ die Mauren seiner Stadt einreißen, so wie mehrere Burgen dieses und des Grafen von Freiburg schleifen. Sechs und sechzig dergleichen Burgen wurden in Thüringen niedergerissen, und zu Erfurt in des Kaisers Gegenwart 28 solcher zugleich gefangnen Räuber hingerichtet, weil sie den Landfrieden gebrochen hatten. Auf diese Weise war es auch allein möglich, einem solchen Landfrieden Gewähr und Gewicht zu verschaffen. Denn es gab jetzt kein anderes Mittel Ruhe herbeizuführen, als daß der Kaiser auf eine gewisse bestimmte Anzahl Jahre einen solchen Frieden beschwören ließ und die Theilnehmer verbindlich machte, unterdessen ihre Sachen gerichtlich untersuchen zu lassen.

So mußten 1281 zu Nürnberg die fränkischen, zu Mainz die rheinischen, 1286 die schwäbischen und bairischen, und 1288 die elsassischen Herren einen Landfrieden auf 5 Jahre beschwö=

ren. Allein wie wenig von dem freien Willen erwartet werden konnte, der allenfalls durch einen Eidschwur bloß gebunden war, und wobei man am besten sieht, wie wenig die Ruhe nothwendig aus der äußern Verfassung hervorging, zeigt jener obgenannte Graf von Wirtenberg, der immer von neuem wieder losbrach. Indessen mehrere mit solchen persönlichen Eigenschaften ausgerüstete Regenten, wie Rudolf, würden gewiß bald eine solche Nothwendigkeit hervorgebracht haben. Er schien auch dies im Sinne gehabt zu haben, als er den Fürsten vorschlug, seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger zu machen. Allein die Fürsten hatten vielleicht von Unterhandlungen gehört, die nach italiänischen Nachrichten der Papst Nikolaus III. († 1280) einst gehabt haben sollte, nämlich drei große Reiche zu errichten, in der Lombardei und Toskana für zwei päpstliche Nepoten, das Königreich Arelat für einen Schwiegersohn des Kaisers, dem Enkel des Königs von Neapel, und endlich Deutschland erblich zu machen für Rudolfs Nachkommenschaft. Dies fürchtend und auf ihre Wahlfreiheit eifersüchtig, schlugen die Fürsten ihm die gewünschte Gefälligkeit ab. Vorzüglich setzte sich diesem der damalige Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, noch überdem aus persönlichen Zwecken entgegen, und so weit hatte es dieser deutsche Primas schon gebracht, daß ohne ihn keine Wahl zu Stande

kommeu konnte. Mißvergnügt darüber ging er von Frankfurt zurück. Der Tod aber ereilte den 73jährigen Greis schon zu Germersheim den 15. Jul. 1291.

Daß dieser treffliche Mann wieder einen ganz neuen Geist im Reiche hervorgerufen, bedarf nach unsrer bisherigen Erzählung keiner besondern Versicherung. Er war gefürchtet und doch mild und gütig. Als man ihm vorwarf, er sey zu gut, antwortete er darauf: es habe ihn oft gereuet, zu streng gewesen zu seyn; mitleidig und gütig nie. Seine Geradheit und Biederkeit war zum Sprichworte geworden. „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht," sagte man, wenn man einen Unzuverläßigen bezeichnen wollte. Von seiner Drolligkeit, Laune und Popularität hat man allerlei Anekdoten. Einem begegnenden Bauer, der dem kaiserlichen Kutscher scherzhaft zuflüsterte, wo er denn hinweichen solle, da des Kaisers große Nase die ganze Straße einnehme, rief Rudolf zu, indem er seine wirklich große Nase seitwärts schob: „Hast du nun Platz?"

Auf einem Zuge nach Burgund, wo das Heer über Hunger klagte, führte er es auf ein Rübenfeld, und gab ihm das Beispiel sich mit rohen, frischen, aus der Erde gezogenen Rüben, zu sättigen. Er trug gewöhnlich ein schlichtes, graues Wams, das er sich wohl im Felde selbst zu flicken pflegte.

So unkenntlich trat er einmal 3 Jahr vor seinem Tode zu Mainz ganz allein in eines Bäckers Haus, um sich an der eben aus dem Ofen gezogenen Glut zu erwärmen. Das Bäckerweib, gut erzbischöflich gesinnt, schimpfte erst eine Zeitlang auf ihn und seinen Bettelkönig, und endigte mit einem Guß auf ihn und die Kohlen, der ihn halb ersäufte, halb erstickte. Zu Hause verschwieg er sein Abenteuer, aber der Wirthin schickte er Wein und Essen, als von dem alten Landsknecht kommend. Diese nun hörend, erschrak nicht wenig, eilte zum König und bat um Gnade. Dieser aber ließ sie die Scene von diesem Morgen wiederholen, und belustigte mit dieser Strafe seine Tischgesellschaft.

Von seinen „klugen Rathschlägen" nur noch folgendes Beispiel: Als er zu Nürnberg, nach seiner Gewohnheit einmal zu Gericht saß, beklagte sich ein Kaufmann über einen nürnbergischen Gastwirth, der 200 Mark Silber, ihm in einem ledern Beutel anvertraut, abläugnete. Der Gastwirth erschien unter den Abgeordneten, die denselben Tag zu Rudolf kamen. Unter dem Gespräch mit denselben, ließ er sich von dem Gastwirth seinen Huth geben, als ganz zufällig, durch die Schönheit desselben gereizt. Mit diesem schickte er heimlich einen Bürger zu der Gastwirthin im Namen ihres Mannes, der sich den bekannten ledernen Beutel mit dem Gelde fordern

dern lasse. Die Frau, die zugleich den Huth sieht, und für ein sichres Zeichen von ihres Mannes Willen hält, giebt das Verlangte. Nun ließ Rudolf den Kaufmann seine Klage anbringen in Gegenwart des Gastwirths, und da dieser abermals läugnete, überführte er ihn wirklich, indem er den Beutel hervorzog. Der Gastwirth mußte nun eingestehn und eine Geldstrafe überdies bezahlen.

34.

Adolf von Nassau.

(1292 — 1298.)

Obgleich Albrecht bei Lebzeiten seines Vaters nicht hatte gewählt werden können, so hoffte er doch nach jenes Tod seinen Wunsch zu erreichen, und ließ auch das Schloß Trifels, wo die Reichskleinodien verwahrt wurden, in Besitz nehmen. Allein die Furcht vor der weiter schreitenden Macht des Hauses Habsburg schien durch die persönlichen Eigenschaften Albrechts nur vermehrt zu werden, indem dieser mit mancherlei Herrschertalenten den festesten Willen zum Herrschen verband. Seine Nachbarn ihn deßwegen fürchtend oder hassend, strebten ihm daher auf alle Weise entgegen, vorzüglich Albrechts Schwager,

der König Wenceslaf von Böhmen. Ein bereitwilliges Werkzeug zum Wirken fand man in dem damaligen Erzbischof von Mainz. Die Besitzer dieses Erzbisthums fingen an als Primas des Reichs einen bedeuternden Einfluß auf die Wahl eines Kaisers auszuüben und Gerhard von Eppenstein, der damals diese Würde bekleidete, war klug und schlau genug, die jetzigen Umstände zu benutzen, zur Vergrößerung sowohl als zur Befestigung seines Ansehns, das er nicht allein bei der Wahl, sondern auch in der Regierung des Kaisers ausüben zu wollen schien. Unter der Bedingung nun, daß nicht der ärgste Gegner gewählt würde, womit Gerhard jeden Wahlfürsten heimlich bedrohete, überließen ihm alle ihre Stimmen, die er einem Fürsten schenkte, der ihm ganz geschickt schien, je weniger er nämlich selbst Hoffnung oder Ansprüche auf den Thron hatte, die Ansprüche und Hoffnungen, welche der Erzbischof von Mainz an ihn machte und von ihm faßte, zu erfüllen.

Als daher nun die Wahlfürsten beisammen waren, erwartend den Ausspruch Gerhards, ernannte er zu nicht geringem Schrecken und Verwunderung aller Anwesenden, den Grafen Adolf von Nassau zum Kaiser, der sich auch, unter einem ganz andern Vorwande, gegenwärtig fand. Gerhard ließ sogleich den ambrosianischen Lobgesang anstimmen, um allen Tadel der Fürsten über diesen an Macht, Rang und Reichthum

ihnen nachstehenden Kaiser zu unterdrücken und den neuen Kaiser den Eid schwören, damit alle Widersetzlichkeit rechtswidrig werden möchte. Unkräftig hätte sie auch in diesem Augenblick überdem werden müssen, weil der Erzbischof von Mainz zweihundert Bewaffnete hatte in die Stadt kommen lassen. So unterstützt, reisete Adolf nach Achen, wo er gekrönt und auf dem Thron befestigt ward, dessen er, sieht man bloß auf seine persönlichen Eigenschaften, vielleicht nicht unwürdig war. In den häufigen Fehden zwischen den Fürsten oben an dem Rheine hatte er unter andern auch als Bundesgenosse des Erzbischofs von Köln, ritterlichen Muth und deutsche Unerschrockenheit gezeigt. Auch als Kaiser ließ er sichs angelegen seyn, nach Rudolfs Weise, Ruhe und Frieden herzustellen, ließ den Landfrieden von neuem beschwören und reisete selbst in den Rheingegenden umher, die Widerspänstigen durch Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Den Mangel an Macht suchte er durch Verbindungen zu ersetzen. Den Städten, vorzüglich den schweizerischen, bestätigte er ihre Freiheiten, und versicherte sich ihrer Anhänglichkeit. Auch durch Heurathen suchte er, wie oben von Rudolf erzählt worden, Mächtigen verwandt zu werden. Er wollte sich auf diese Weise mit Albrecht, seinem ärgsten Gegner, verbinden, und erbat sich für seinen Sohn eine Tochter Albrechts. Dieser aber, der schon

bei der Belehnung über seine Länder durch einen prächtigen Aufzug die Armuth Adolfs hatte beschämen wollen, verwarf diesen Vorschlag als unter seiner Würde. So wenig hatte Albrecht vergessen können, daß seine Kosten und seine Bemühungen um die Kaiserkrone vergeblich gewesen waren, daß er vielmehr ernstlich darauf bedacht war, seinen Willen dennoch durchzusetzen. Kaum waren auch einige Jahre von Adolfs Regierung vergangen, als sich die Umstände schon zu seinem Vortheil geändert hatten. Wenceslaw war mit Albrecht versöhnt, mit Adolf aber entzweit, weil dieser ihm aus leicht zu begreifenden Gründen die Statthalterschaft über Meißen nicht hatte geben wollen. Vor allem aber war der Kurfürst von Mainz, dieser wirksame Primas, leichter zu gewinnen, weil auch er mit Adolf unzufrieden zu seyn, Ursach zu haben glaubte. Adolf hatte nämlich vor seiner Wahl harte Bedingungen eingehen müssen, die man wohl einzugehen Lust hatte, wenn man den Kaiserthron erwartete, aber nicht zu halten fast gezwungen wurde, wenn man ihn besaß. Denn auch diese, welche Adolf hatte eingehen müssen, waren von der Art, daß sie die beschränkten Einkünfte des Reichs immer mehr vermindern mußten, wie zum Beispiel, die Verschreibung des einträglichen Bopparder Zolls an den Erzbischof von Mainz, oder sie hinderten den Kaiser an

der freien Handhabung der Gerichtigkeit, wenn er sich wie Adolf diesmal verbindlich machen mußte, unbedingt dem Kurfürsten von Mainz gegen einige Städte und den Herzog von Braunschweig beizustehen. Ja auch die Bedingung, daß er den vormaligen Vicekanzler Rudolfs, Heinrich von Klingeberg, niemals in seine Dienste nehmen sollte, ging entweder darauf hinaus, Rudolfs Pläne nicht aufleben zu sehen, die Mainz mit dem Verlust des Bachgaus bedroheten, auf welchen unter der vorigen Regierung von Reichs wegen Ansprüche gemacht waren, oder sie sollte Gerharden recht freien Einfluß auf den Kaiser verschaffen, wie man auch daraus schließen möchte, daß unter den nachherigen Klagepunkten gegen Adolf der war, er habe nur gemeine Leute um Rath gefragt. Endlich hatte der Kaiser auch versprechen müssen, alle Schulden, die der Erzbischof zu Rom hatte, zu bezahlen.

Alle diese Punkte waren entweder gar nicht, oder zum wenigsten nicht in dem Maaße erfüllt worden, als Gerhard gehofft. Die Vorschläge Albrechts also zur Absetzung Adolfs, die auf einer feierlichen Krönung zu Prag, wo Gerhard und viele andere für den östreichischen Herzog gestimmten Fürsten versammlet waren, gethan wurden, fanden bei dem Primas ein geneigt Gehör, da sie ebenfalls durch gute Versprechungen unterstützt wurden. Es kam nur darauf an, das Verfahren

mit einem Schein des Rechts zu bedecken, und einige Vorwände zu finden, wozu die Regierung Adolfs auch Stoff gab, weil man es einmal so ansehn wollte. Schon gleich in den ersten Jahren, 1293, hatte er sich mit dem englischen König in eine Verbindung eingelassen, gegen den König Philipp von Frankreich, mit welchem das Reich auch über manches unzufrieden war, und hatte dafür vom Könige von England ansehnliche Hülfsgelder bekommen. Dies erregte eine große Unzufriedenheit mit Adolf, indem man es für unschicklich hielt, daß ein römischer Kaiser, als der erste Monarch der Welt, von einem Geringern Geld nehme. Adolf wendete nun dies verhaßte Geld an, aus den Unruhen in Meißen und Thüringen Vortheil zu ziehen, und diese Lande an sein Haus zu bringen. Auch dies gab Gelegenheit zur Anklage. Er hatte nämlich Albrechten, dem Besitzer Thüringens, der mit seinen beiden Söhnen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Tiezmann in Fehde lebte, weil er einen natürlichen Sohn Apiz mehr liebte und begünstigte, seine Besitzungen abgekauft. Ferner hatten die beiden Prinzen Friedrich und Tiezmann ihres Oheims, Friedrichs Tuta nachgelassene Länder in Besitz genommen, ohne Rücksicht auf ihren Vater, dem die Nachfolge gebührte, und ohne sich vom Reiche belehnen zu lassen. Sich nun der gekauften und verwirkten Länder

zu bemächtigen, that Adolf wiederholte Heereszüge in das Land (1294 und 1295) ohne aber eben zu seinem Zwecke zu kommen, weil man nämlich heftigen Widerstand that. Der Krieg wurde daher auch mit Erbitterung geführt, und von Adolfs Söldnern mancherlei Unordnungen und Ausschweifungen begangen. Auch diese konnten nun Anschuldigungen werden, wie sich denn auch unter den Anklagepunkten der fand, es habe Adolf Kirchen und Klöster verwüstet, welches auf diesen Krieg wahrscheinlich ging.

So hatte man nun Punkte genug, um vor den Erzbischof von Mainz, der als Richter bestellt war, den römischen König Adolf zur Verantwortung vorzufordern, und da er nun, wie natürlich, nicht erschien, setzte man ihn ab und wählte Albrecht von Oestreich, doch nicht mit Zustimmung aller Wahlfürsten.

Nur die Waffen konnten entscheiden, wer den Thron behaupten sollte. Adolf, voll Vertrauen auf seine Sache und seinen Muth, war auch so begierig, hierin die Entscheidung zu suchen, daß er den ihm treuen Herzog von Baiern, der Albrechten den Durchzug nicht erlauben wollte, bat, jenem denselben zu gestatten. Bei Gelheim, ohnweit Worms, stießen beide Heere auf einander. Adolf befand sich in keiner schlechten Verfassung, und die ihm treuen Städte versetzten dagegen Albrechten durch Verweigerung von Nahrungsmit-

teln in Verlegenheit. Durch eine Kriegeslist aber rettete dieser sein mit List angefangenes und fortgeführtes Unternehmen. Er stellte sich, als ob er flöhe. Adolf, ohne die von dem Erzbischof von Trier ihm versprochene Hülfe abzuwarten, verließ seinen guten Platz, und setzte sich bloß an die Spitze seiner Reiterei, um Albrecht einzuholen. Dieser aber kehrte sich um und befahl seinen Leuten, bloß die Pferde umzubringen, wodurch die Reiter zu fechten unfähig wurden. Die Schlacht begann. Weil Adolf sich mit gewohntem Muthe unter die Feinde stürzte und es verschmäht hatte, eine fremde Rüstung anzuziehn, um unkenntlich zu seyn, wie es Albrecht gethan, so konnte auch des leztern Befehl, ihm Adolfen lebendig oder todt zu bringen, leichter erfüllt werden. Ob ihn aber Albrecht selbst mit einem Schlage zu Boden gestürzt habe, ist ungewiß. Nur der Sieg war es nicht. Die Nachricht von seinem Tode zerstreuete Adolfs Heer. Seinen Leichnam ließ Albrecht ohnfern von dem Schlachtfelde begraben, damit er nicht, in Speier in der Gruft der Kaiser ruhend, wohin aber doch Heinrich VII. ihn nachher bringen ließ, *) auf Albrechts ganzes Unternehmen den Schein einer größern Schuld werfen möchte. Der Erzbischof

*) Und zwar ließ Heinrich damals Adolfs und Albrechts Leichname zugleich beisetzen.

von Mainz indessen, der die Freude über diesen Sieg durch Anordnung eines jährlichen Festes in seinem Lande bewies, und der auf Albrechts Seite mit gefochten hatte, mußte doch bei Adolfs Leichnam gestehn, daß ein tapfrer Mann gefallen sey. Offenbar war er ein ritterlicher Karakter, und so viel sich in einer so kurzen Zeit entwickeln konnte, vielleicht des Herrschens nicht unkundig. Allein ein schlauer und zugleich mächtiger Gegner führte Umstände herbei, denen Adolf unterliegen mußte.

Fünfter Zeitraum.

1303 — 1453.

Den interessanten Kampf der weltlichen und geistlichen Macht, den wir in den vorigen Zeiträumen betrachtet haben, sehen wir in diesem allmälig zum Vortheil der ersten ausfallen, nachdem ihr durch Philipp den Schönen in der Person Bonifacius VIII. ein harter Schlag versetzt worden war. Gewaltsam war er von dem Throne gerissen worden, auf dem er, das Schwerdt zur Seite, sitzend, noch kurz vorher den Gesandten des deutschen Königs zugerufen hatte: „ich bin Cäsar, ich bin Kaiser. Mit gleichen Ansprüchen ihn wieder zu besitzen, lebte Benedict XI. zu kurze Zeit, wenn er auch etwas bedeutendes hätte unternehmen wollen. Sein Nachfolger Clemens V. aber machte es unmöglich, seitdem er in Avignon seinen Sitz nahm, der päpstlichen Ge-

walt ihre selbstständige Richtung raubte, und gezwungen wurde, mittelbar oder unmittelbar zur Vergrößerung der weltlichen Macht eines ihr am gefährlichsten Fürsten zu dienen. Ja als aus der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Rom wiederum eine Trennung entstand, und mehrere Päpste um die Herrschaft stritten, zu deren Behauptung jeder der weltlichen Macht bedürftig war, als endlich zur Schlichtung der Ansprüche dieser Prätendenten, ein Concilium den Ausspruch that, verschwand die Autorität, die an die Person sich innig geknüpft hatte, und die Idee wurde statt ihrer geltend gemacht, als frei hervorquillend, diesmal zwar aus dem Geiste einer Versammlung; aber sie machte sich auch selbstständig, als das Produkt des allgemeinen Geistes auf dem Gebiet der Wissenschaft, die in diesem Zeitraume auf den Trümmern der Autorität hervorging, und in der Buchdruckerkunst, die jetzt erfunden ward, ein Mittel erhielt äußerlich und unabhängig zu seyn. So drängten diese Umstände der Päpste allmälig, daß sie anfingen sich auf das Daseyn einer bloß weltlichen Macht zu beschränken, und neben denen zu stehen, denen sie bis jetzt gegenüber gestanden hatten. Die Veränderung der weltlichen Mächte selbst wirkte ebenfalls dazu mit. Die Feudalverfassung fing immer mehr an sich aufzulösen. Die persönlichen Dienste wurden in dem Maaße seltner, als

sie auch unbrauchbar wurden. Das Geld erhielt für die Fürsten eine andere und wichtigere Bedeutung, und die Fürsten, welche den Begriff der Souverainität am deutlichsten erkannten, wurden eifersüchtiger auf die geistliche Macht, die bisher mit diesem ihr in reichern Maaße zuströmenden Mittel die Herrschaft über die Geister unterstützt hatte.

Mit dem Aufhören des Einflusses der deutschen Kaiser auf Italien, verloren die Päpste auch hier den einst so wichtigen Mittelpunkt, sie mußten sich bemühen, eine feste Stelle zu erhalten, jemehr die Regierungen dieses Landes, von außen weniger bedrohet, den Kampf um die Alleinherrschaft anfingen. Ein Kampf reich an interessanten Erscheinungen, weil er nicht minder mit allem Aufwand von Klugheit, als mit Gewalt geführt wurde, und Kriegskunst und Politik für die Nationen als Ausbeute gab. Der verschiedenartigen Elemente wegen aber, die im Widerstreite lagen, erscheint er wie ein Abbild des größern Kampfs, der zwischen den Staaten nun bald geführt wurde. Denn diese rückten sich näher, wie sie sich merklich, jeder seiner Eigenthümlichkeit gemäß, stets mehr ausbildeten. Diese Vollendung zur innerlichen, eigenen Gestalt wird sich in diesem Zeitraume zeigen und die Gegensätze der verschiednen Staaten werden stärker hervortreten.

Wie verschieden sehen wir Spanien sich entwickeln gegen Deutschland, beide von demselben Gegenstande der Religion ganz entgegengesetzt bestimmt. Welch anderer Geist belebt, ohne alle andern Staaten hier nahmhaft zu machen, Italien in Vergleich mit Frankreich. Indem wir nun übergehen, dieses im Einzelnen anzudeuten, knüpfen wir bei dem letztern Reiche den abgebrochen Faden wieder an.

1.

Philipp der Schöne.

(1303 — 1314.)

Wir erblicken ihn hier gleich wieder thätig, den mit Bonifacius VIII. durch kühne Gewalt glücklich geendigten Streit, nach Benedikts XI. im Jahre 1304 durch Gift, wie man sagte, erfolgtem Tode, auch weiter zu benutzen. Unter den Kardinälen entstand ein heftiger Zwiespalt zwischen der französischen und italiänischen Partey, und man konnte sich über die Besetzung des päpstlichen Stuhls lange nicht vereinigen, bis der schlaue Kardinal von Prato durch List einen Ausweg fand. Man erzählt nämlich, er habe die Gegner vermocht, drei Kandidaten vorzuschla-

gen, aus denen seine Partey einen wählen sollte. Unter diesen befand sich der Erzbischof von Bourdeaux, Raimund von Got, der sein ganzes Glück Bonifacius VIII. zu verdanken hatte. Philipp ward sogleich davon benachrichtigt und kam mit ihm zusammen. Hier stellte er ihm vor, daß er jetzt Papst werden könne und solle, wenn er Bedingungen eingehen wolle, die er, Philipp, ihm vorlegen würde. Voll Freuden ging Raimund diese ein, und beschwor sie, um nur die päpstliche Würde zu erhalten. Sie betrafen meistens die Wiederherstellung der Kolonnas und die Aussöhnung des französischen Königs mit der Kirche. Abgeredetermaaßen ging nun die Wahl für sich, und er ward 1305 als Clemens V. gewählt. Als er nun aber die Kardinäle zur Krönung nach Lyon berief, sah sich die italiänische Partey betrogen, und prophezeite zugleich, daß der päpstliche Stuhl auf diese Weise aus Italien gezogen, nicht sobald wieder würde zurückgebracht werden. Denn, sagte Orsini zu de Prato: ich kenne die Gascogner. Hatte auch Philipp die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon nicht zur ausdrücklichen Bedingung in den geheimen Artikeln mit Clemens V. gemacht, so fehlte es ihm doch nicht an Mitteln, den Papst festzuhalten, den er gewiß am besten zu brauchen verstand. Die Forderungen, die er auch an den Papst machte, waren von der Art, daß

man sie nur dem, den man auf gewisse Weise in seiner Gewalt hatte, anmuthen konnte. Auch fand Clemens V. bei der Anforderung Philipps des Schönen, das Andenken Bonifacius VIII. feierlich zu verdammen, und die Gebeine desselben als eines Ketzers zu verbrennen, keinen andern Ausweg, als durch List, die ihm der Kardinal de Prato eingab. Der Papst stellte nämlich vor, daß ein solcher Prozeß, um ihn recht feierlich zu machen, auf einer Kirchenversammlung solle geführt werden. Sie ward auch zu Vienne gehalten, die Untersuchung gegen Bonifacius angestellt, deren Ausgang aber eine Freisprechung dieses Papstes war, gegen welcher Philipp nichts weiter einwenden konnte.

Doch erreichte er durch die Verdammung der Tempelherren eine andre Absicht, an der ihm noch mehr fast liegen mußte. Diese Ritter, deren Ursprung im vorigen Buche erzählt worden ist, waren durch allerhand Mittel zu großen Reichthümern gelangt, so daß ihre Besitzungen an 9000 Comthureyen umfaßten, deren sehr viele und ansehnliche sich in Frankreich befanden. Man kann glauben, daß einem Regenten, der so eifersüchtig auf sein Ansehn war, wie Philipp, viel daran lag, nicht eine Gesellschaft in seinem Reiche mächtig zu sehen, die vermöge ihrer Absonderung und ihres Interesse, das über mehrere Länder sich ausdehnte, mit Frankreich nicht

so zusammen wachsen konnte, als es die Einheit der Regierung erfoderte. Der Großmeister der Tempelherren, obgleich ein französischer Vasall, nannte sich von Gottesgnaden, durch welchen Ausdruck man Unabhängigkeit und politische Selbstständigkeit ausdrückte. Man beschuldigte die Ritter auch, daß sie 1304 an einem Aufruhr gegen den König Antheil gehabt haben sollen. Vielleicht war von des Königs Absicht gegen sie etwas bekannt geworden. Doch foderte auch der König von Aragonien, als der Orden aufgehoben und ihre Güter den Hospitalitern bestimmt wurden, zum wenigsten die festen Plätze zurück, welche die Tempelherren in seinem Lande besaßen, als nothwendig für die Sicherheit seines Reiches. Man sieht also, daß die Politik der weltlichen Mächte ihnen abgeneigt seyn mußte. Man konnte dies auch von der Politik der Päpste glauben, wenn man vorzüglich manche Anschuldigungen ansieht. Die Obern dieses Ordens wurden beschuldigt, den Grundsatz aufgestellt zu haben, daß sie die Ritter von ihren Sünden lossprechen könnten, und daß diese deßwegen den Priestern nicht zu beichten brauchten, wodurch sie offenbar eine Unabhängigkeit von der päpstlichen Aufsicht bezweckten. Daß sie die Erhaltung des heiligen Landes verhindert hatten, diese Schuld theilten sie zwar mit den übrigen, aber sie war um so größer, je mächtiger sie waren. Ob sie ihre

Lauig=

Lauigkeit in den christlichen Gesinnungen, bei der sie sich bei ihrem Verkehr mit den Saracenen gewiß wohl befanden, zu einem bestimmten Gesetz bei der Aufnahme gemacht haben, läßt sich nicht ganz nachweisen aus der Aussage einiger Angeklagten, daß sie nämlich bei der geheimen Aufnahme Jesum hätten verläugnen müssen, und das Kreuz mit Füßen treten, auch ein gewisses wunderlich gestaltetes Bild, woraus man den Teufel gemacht hat, anbeten. Denn es konnten dies vielleicht Handlungen seyn, die eine symbolische Bedeutung hatten. Zu diesen gehört auch gewiß die, daß die Aufzunehmenden dem Großmeister den Hintern hätten küssen müssen. Andere Beschuldigungen, die nicht sowohl den inneren Geist des Ordens angingen, als vielmehr nur einzelne Personen, wie die über die üppige Lebensart der Ritter, hätten zwar auch anderen gemacht werden können, doch mochte sie sich bei ihnen mit mehr Uebermuth verknüpfen, als Folge ihres Reichthums und ihres ganzen Strebens. Erscheinungen dieser Art aber hatten indessen bei den Päpsten schon mehrmal die Lust erregt, mit diesen Orden eine Reform vorzunehmen. Vielleicht würde es auch diesmal nur bis dahin gekommen seyn, als Philipp die Sache bei dem Papst in Anregung brachte, mit jenen oben angeführten Anklagen, die ihm, wie erzählt wird, zwei der Ketzerei halber vom Großmeister zu ewigem Ge-

fängniß verdammten Tempelritter gemacht hatten. Sein Werk war es gewiß vorzüglich, daß es diesmal bis zu einer Vernichtung des ganzen Ordens kam, wobei Philipp allerdings wohl auf manchen Vortheil und Gewinnst aus ihren Gütern rechnete. Zu diesem Zweck ließ er daher auch durch geheime überall ausgesandte Befehle, an einem Tage alle Ritter, und besonders den Großmeister Jakob von Molay aufheben, wodurch man vielleicht Unruhen vorbeugte, die wegen ihrer Anzahl, Macht und Verbindungen sehr möglich waren, und ihr Vermögen sichrer beisammen behielt. Zu diesem Zwecke wußte Philipp auch ihren Proceß vor seine weltliche Gerichte zu spielen. Nach der Sitte jener Zeit wurde die Folter angewendet, um die Ritter zu Geständnissen zu bringen, die sie nachher wieder läugneten. 54 wurden zu Paris 1309 verbrannt und viele an andern Orten. Diesen Tod, als die Strafe aller Ketzer, fand auch der Großmeister Jakob von Molay, der aber unter großen Martern sein Geständniß ebenfalls wiederrief, das eigentlich vor den Augen der Welt das ganze Verfahren aus dem Grunde rechtfertigen sollte. Andere wurden lebenslang eingesperrt. Die weniger gefährlichen wurden wohl ihrem Schicksal überlassen, nachdem der Orden auf jener Kirchenversammlung, wie schon gesagt, von Clemens V. aufgehoben worden war.

In andern Ländern war überhaupt ihr Schicksal milder. In Deutschland konnte schon eine solche Maaßregel nicht allgemein durchgesetzt werden, wie denn auch der Wildgraf Hugo auf einem Concilium zu Mainz mit 20 gewaffneten Rittern so protestirte, daß die Versammlung in Schrecken gerieth und die Untersuchung ganz fahren ließ. In Spanien, wo auch ein geistlicher Orden mehr Anwendung und Bedeutung hatte, wurden sie freigesprochen. Auch trug der König von Aragonien darauf an, aus ihren Gütern einen neuen geistlichen Ritterorden zu stiften. Denn eigentlich hatte der Papst ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen den Hospitalitern zuerkannt. Daß Philipp nicht leer dabei ausging, kann man leicht denken. Er behielt entweder das Beste, oder, wie ein Geschichtschreiber sagt, jene Ritter mußten ihm das in Besitz genommene mit schwerem Gelde wieder abkaufen. Denn neben seinen politischen Absichten war es ihm dabei auch um das Geld zu thun gewesen, dessen er wiederum, um die erstern auszuführen, benöthigt war. Beide Zwecke durchkreuzen sich auch, wegen ihrer Verwandtschaft so wunderbar durch einander bei seinen Bestrebungen, daß es kein uninteressantes Geschäft sein würde, sein Verfahren zu entwickeln.

Während er, im Besitz des Geldes, durch dieses Mittel den ärmern Adel an sich fesselte,

bemühete er sich, dem hohen Adel, den Baronen, ihre Vorrechte aus den Händen zu winden. Münzverfälschungen, durch die er das Geld dreifach um seinen Werth verminderte, und sich also dreifach bereicherte, mußten, da sie von den Baronen, die das Recht zu münzen hatten, ebenfalls gemacht wurden, gegen diese ein Anklagepunkt werden. Denn nachdem die Verwirrung, die aus diesen Münzverfälschungen entstanden und recht geflissentlich *) von ihm genährt wurden, auf den höchsten Grad gestiegen waren, ließ er plötzlich neue und vollwichtige Münzen schlagen, wendete den Haß des bis zur Verzweiflung getriebenen Volkes nun auf die Münzverfälscher unter den Baronen und erschien als Retter von einem Unrechte, indem er den Baronen das Recht zu münzen raubend, es sich zuwendete. Durch die Parlamente, die als höchste Apellationsgerichte zu Paris, zu Rouen und zu Troies festgesetzt wurden, dehnte er ebenfalls auf ihre Kosten, seine Souveränitätsrechte immer mehr aus, und verdrängte durch Grundsätze des römischen Rechts lehnsherrliches Herkommen. Unter dem Scheine freiwilliger Geschenke nahm er auch

*) Denn als man beim Handel und Wandel nach Mark Silbers rechnen wollte, um auf diese Weise der Verwirrung zu entgehen, gebot er, wie sonst, nach Livres, Sous und Deniers zu rechnen.

von den Unterthanen seiner Baronen Abgaben und die allgemeinen Versammlungen der Stände wurden die bereitwilligsten Werkzeuge seiner Zwecke, indem er ihre Getheiltheit schlau zu benutzen verstand. Sein Gebiet erweiterte er durch Lyon, das bisher unter seinem Bischof unabhängig gewesen war, durch Einziehung mehrerer Grafschaften, und durch Entziehung Burgunds von der deutschen Lehnshoheit. Welche Erweiterungen seines Reichs aber würden zum Vorschein gekommen seyn, wenn es ihm gelungen wäre bei der deutschen Kaiserwahl, mit seinen Absichten auf die römische Kaiserkrone. Als nämlich Kaiser Albrecht gestorben war, setzte Philipp dem päpstlichen Hofe sehr zu, seinem Bruder Karl von Valois wählen zu lassen. Allein dieser wich abermals durch List aus, fürchtend die Uebermacht der französischen Herrschaft, die sich in verschiedenen Zweigen nun auch schon über Neapel und Ungarn ausdehnte, und ein furchtbarer Strom zu werden den Anschein hatte, dem man nicht mehr würde haben widerstehen können. Philipp selbst würde doppelt gewonnen haben. Theils forderte er das Reich von Arles für sich und das Rhonethal, theils würde er auch mit einer Hülfe von Deutschland aus, das unruhige Flandern völlig bezwungen haben. Dieses wichtige Land ließen wir in dem vorigen Zeitraume bezwungen und mit der Krone verei=

nigt. Allein die Flanderer warfen bald das französische Joch wieder ab. In Brügge ward das Volk zuerst wegen der Abgaben unruhig und zwar anfangs gegen die Magistratspersonen. Diese forderten französische Hülfe, um es zu züchtigen. Die Aufrührer zogen unter einem Weber, Peter König, einem Mann von 60 Jahren, arm, klein, häßlich, auf einem Auge blind, aber voll Kühnheit und voll feuriger Beredsamkeit, aus der Stadt hinaus, die von den französischen Truppen besetzt, ihrer Freiheiten beraubt, mit neuen Abgaben beschwert und durch Erbauung einer Citadelle mit einer noch härtern Tyrannei bedrohet ward. Der Haß gegen die Franzosen wuchs, die nicht gefangnen Söhne des gefangnen Grafen benutzten diese Stimmung, und brauchten den Weber Peter König. Mit einem Heere wird Brügge überrascht, und eine allgemeine Niedermetzelung der Franzosen beginnt. Damit keiner entwische, muß jeder die Worte „Schilt und Vriend" aussprechen, um jeden Franzosen an der Aussprache dieser Worte zu erkennen. Dreitausend Franzosen wurden das Opfer dieses Anschlags. Eine große französische Armee sollte diese Schmach rächen, aber sie erlitt nur eine noch größere. Bei Tortryk war sie mit den Flanderern zusammen gestoßen, deren Heer meistens aus Bauren und Bürgern, welche der Haß gegen die Franzosen beseelte, bestand, und von den

jungen Grafen angeführt war. Vor der Schlacht ward Peter König zum Ritter geschlagen, die ganze Armee aber durch Vorzeigung der Monstranz im Vertrauen zu Gott gestärkt. Viele in dem französischen Heere riethen, sich mit der verzweifelten Menge in keinen förmlichen Kampf einzulassen, sondern sie durch fortgesetzte kleine Anfälle von allen Seiten in Athem zu erhalten, welches sie, die gern äßen und tränken, endlich ermüden würde. Aber solch ein Rath ward von den französischen Rittern als Feigheit behandelt. Sie stürzten zum Angriff gegen die Flanderer, die von einem Wassergraben umgeben waren. In diesen stürzten die angreifenden Franzosen und wurden von den Gutentags (so nannten die Flandrer mit bäurischem Witz ihre langen mit Eisen beschlagenen Spieße) niedergestochen. Die Verwirrung ward dadurch allgemein und eine gänzliche Niederlage der Franzosen der Ausgang des Kampfs (1302). Zwölfhundert Edelleute, die ohne die anderen zu nennen, hier fielen, setzten ganz Frankreich in Betrübniß. Den Siegern wuchs dagegen der Muth. Sie verwarfen keck die Vorschläge, welche der deßwegen aus seiner Haft entlassene alte Graf ihnen thun mußte, vielmehr stellte ein andrer seiner Söhne, der bis jetzt in Sizilien gedient hatte, sich an die Spitze der Flandrer, und gab lieber reiche Besitzungen in

Italien verloren, um nur seinem Vaterlande zu Hülfe kommen zu können. Ein Treffen zur See und ein zweites zu Lande verloren sie zwar, aber nicht den Muth, den ihnen Verzweiflung und Haß gegen die Franzosen immer erhielt. Ja zum Erstaunen Philipps stand ein neues Heer da, das durch Herolde ihn zum Kampf herausfordern ließ. Philipp ging daher lieber einen Frieden ein, kraft dessen er die gefangnen Söhne des nun schon gestorbnen alten Grafen, so wie die übrigen Flanderer ihrer Haft entließ, dem Lande seinen Grafen und seine alten Privilegien zurückgab, und nur einige Städte zurückbehielt. Ueber diesen Punkt entstanden nachher Streitigkeiten. Man erzählt, Philipp habe diese Städte nur als Unterpfand für eine zu bezahlende Summe erhalten, hernach aber sie für sein Eigenthum erklärt. Die Feindseligkeiten brachen bald wieder aus, ohne daß es zu einem förmlichen Kriege kam. Philippen fehlte Geld, und die Mittel, neues herbeizuschaffenn hatte die Unterthanen schon genug bedrückt, daß eine Empörung in Champagne, in der Picardie, in Artois und Burgund ausbrach. Der Adel trat in Verbindungen und reichte Beschwerden ein, um sich den neuen Maaßregeln entgegen zu setzen, und die Rechte wieder zu erlangen, welche ihnen die Schlauheit Philipps entrissen hatte.

Dieser aber starb darüber hin im 46sten Jahre seines Lebens 1314.

2.

Philipps Söhne.

(1314 — 1328.)

Ludwig X. mit dem Zunamen Hutin, stellte durch Versprechungen, die eigentlich nichts gewährten, und durch die Hinrichtung des Finanzministers Enguerrand de Marigni, den man als den Urheber alles Uebels ansah, da er doch nur ein brauchbarer Diener Philipps des Schönen gewesen war, das allgemeine Mißvergnügen. Durch ein neues Mittel, nämlich durch Verkauf der Freiheit an die Leibeignen auf seinen Gütern, verschaffte er sich Geld, mit welchem er eine Armee gegen Flandern in Bewegung brachte. Der Feldzug war fruchtlos, und da er 1316 schon starb, und bald darauf auch sein nachgeborner Sohn, endete sein Nachfolger und Bruder Philipp V., der Lange, diesen Krieg durch einen Frieden. Sich diesen auch in seinem Lande zu erhalten, fuhr er fort auf dem Wege seines Vaters, entwaffnete die Bürger in den Städten, setzte einen Beamten, der sie anführte und

verordnete in allen Distrikten neben den Baillis (Amtleuten), welche bis jetzt, die Handhabung des Rechts, die Besorgung der Einnahmen und des Kriegswesens zugleich betrieben hatten, besondere Kriegsobersten, welche der Miliz vorstehen und zugleich die Edelleute im Zaum halten mußten. Und obgleich er 1322 starb, und sein Bruder und Nachfolger Karl IV. ebenfalls nicht lange herrschte, (bis 1328), so wurde doch, trotz des schnellen Wechsels, in den Maximen der Regierung nichts verändert, und die Entwickelung der königlichen Macht ging ungehindert ihren Gang. Ganz andere Erscheinungen bietet Deutschland dar, zu dessen Geschichte wir jetzt fortgehen wollen.

3.

Albrecht I.

(1298 — 1308.)

Nur durch einen neuen Grundsatz, der den römischen Kaiser weiter zurückwarf von dem Ziele ein Souverain zu werden, nämlich daß die Wahlfürsten auch eigenmächtig ihr Oberhaupt absetzen konnten, war er, wie im vorigen Zeitraume erzählt ist, Kaiser geworden, ließ sich

aber, nachdem Adolf erschlagen war, noch einmal wählen, da seine erste Wahl nicht ganz einstimmig gewesen. Er verpflichtete sich dagegen zu Bedingungen, die nur neue Eingriffe in das kaiserliche Ansehn waren. Während Philipp der Schöne und seine Nachfolger sich die Gerichtsbarkeit auch über die größeren Vasallen in die Hände spielten, mußte Albrecht den geistlichen Kurfürsten versprechen, die Bürger ihrer Länder vor ein königliches Hofgericht nicht zu laden, während dort selbst von den Unterthanen der Vasallen Abgaben erhoben wurden, mußte Albrecht dem Mainzer Erzbischof sogar den kaiserlichen Zoll von Boppard überlassen, und ihn nach Lahnstein verlegen, ja noch einen neuen dazu geben. Das waren die Folgen eines Wahlreichs und des Antheils, den geistliche Fürsten daran hatten, welche die päpstlichen Ansprüche an die weltliche Macht auch in ihren Verhältnissen geltend machen wollten. Adolf war das Opfer geworden dieser Anmaßungen, und obgleich Albrecht neue Opfer gebracht hatte, wie denn auch der böhmische König Wenzel das bei Adolf schon erwähnte Reichsvikariat über Meißen und Eger, nebst dem Pleißner Land erhielt, so war Albrecht gerade ein Mann, der am wenigsten mit dem Vorsatz dies zu halten, alles eingegangen war. Gerade er wollte herrschen mit Vernichtung herkömmli-

cher Schranken seiner Gewalt. Kraft, *) die einen Zweck beharrlich verfolgt, Reichthum vor andern Fürsten, und ein stehendes Heer, **) dessen Gebrauch ihn am besten Philipp von Frankreich hatte lehren können, mit dem er in vielem Verkehr stand, und das er selbst anzuführen verstand, denn er besaß Heldenmuth, und konnte sich rühmen, zwölf Schlachten gewonnen zu haben, mußten ihm den Weg zur Macht bereiten. Eine Selbstbeherrschung, die auch im leidenschaftlichsten Zustande ihn seiner Herr ließ, Enthaltsamkeit, die ihn von aller Wollust frei machte, Liebe zur Gerechtigkeit, die er im bürgerlichen aufrecht zu erhalten strebte, Beförderung der Künste und Wissenschaften, hätte ihm die Liebe erwerben sollen. Aber die letzte gedieh nicht neben der durch seine Macht verbreiteten Furchtbarkeit, die aus dem finstern, ungemüthlichen Angesicht hervordrang. Was man mit dieser Furchtbarkeit ohne jene ausrichten könne, versuchte er. Allein die meisten Versuche sowohl zur Ausbreitung seiner Macht in seinen bisherigen Besitzungen als zur Erwerbung neuer Län-

*) Als die Steiermärker baten, die schwäbischen Minister zu entfernen, antwortete er, nicht den geringsten Pferdeknecht würde er ihnen zu Gefallen abschaffen.

**) Dazu gehörten auch auserlesene Ritter in Uniform.

der mißglückten, und ein frühzeitiger, unerwarteter Tod hinderte ihn, das erste Mißlingen wieder gut zu machen, und die Anlagen weiter auszuführen. In Deutschland war es ihm am meisten und besten gelungen. Das kaiserliche Ansehn war gestiegen, und durch dieses war er im Stande gewesen, den Landfrieden während seiner Regierung aufrecht zu erhalten, jemehr er aber als Oberhaupt des Landes mit Festigkeit auftrat, destomehr regte sich auch sogleich wieder die alte Widerspänstigkeit.

Der geschäftige Erzbischof von Mainz, noch immer derselbe Gerhard von Eppenstein, war der erste, der sich auflehnte, als Albrecht Miene machte, die Rheinzölle zurückzufordern, die dem Handel so vielen Eintrag thaten. Mit der kecken Versicherung, daß er noch mehrere Könige in seiner Tasche habe, machte er Anstalten Albrechten abzusetzen. Die drei rheinischen Kurfürsten nebst dem Könige von Böheim waren auf seiner Seite, und der Kurfürst von der Pfalz stellte den Richter vor, vor welchen Albrecht zur Untersuchung gezogen werden sollte. Allein dieser befand sich in einer andern Lage als Adolf. Er ging 1301 mit einem ansehnlichen Heere seinen Feinden entgegen, wobei ihm die rheinischen Städte große Hülfe leisteten, bemächtigte sich bald der ganzen Pfalz, drang in die Länder der drei geistlichen Fürsten ein und zwang sie alle,

sich ihm zu unterwerfen. Der König von Böhmen, welcher auch König von Polen war, und seinem Sohne die ungarische Krone verschaffen wollte, war an Macht Albrechten freilich sehr gewachsen, und der erste Zug gegen ihn gelang disem nicht. Von Kuttenberg, berühmt durch Bergwerke, nach welchen Albrecht lüstern war, und sie auch als Reichsoberhaupt von den böhmischen Könige gefordert hatte, wurde er von den in großer Menge versammleten Bergleuten zurückgeschlagen, und zog sich weiter zurück, als Wenceslaf selbst mit einem Heere anrückte. Doch als er eben im Begriff war, einen zweiten Zug zu machen, starb der mächtige Wenceslaf (1305), und der junge König und Nachfolger erkannte über Böhmen die Lehnsherrschaft an, und trat Eger und seine Rechte auf Meißen ab. Als aber auch dieser junge und leichtsinnige König das Jahr darauf zu Ollmütz ermordet wurde, so bemühete sich Albrecht, Böhmen an sein Haus zu bringen. Sein Sohn Rudolf erhielt auch die Krone und die Frau des ermordeten Königs, verlor aber sein Leben bei der Belagerung im Kriege gegen einige seiner unzufriednen Stände. Nun wollte Albrecht seinen zweiten Sohn Friedrich mit Gewalt der Waffen auf den Thron setzen. Aber er war auch noch in Thüringen und Meißen stark beschäftigt.

Albrecht hatte nämlich Adolfs durch den oben an-

geführten Kauf erworbene Rechte auf diese Länder geltend gemacht, und war 1306 schon, auch von den thüringischen Städten, die lieber unmittelbar unter dem Reiche stehen wollten, herbeigerufen, gegen die jungen Landgrafen mit einem Heere gezogen, wurde aber von dem tapfern Friedrich mit der gebissenen Wange bei Lucka (1307) ohnweit Altenburg, aufs Haupt geschlagen. Als er nun im Begriff war, neue Versuche gegen Thüringen und Böheim zu machen, hatten auch die drei Waldstädte in der Schweiz die unten ausführlicher zu erzählende Losreißung von seiner Herrschaft unternommen. Aber mitten unter diesen vielfachen Verwickelungen seiner Lage, aus denen sein Geist und seine Thätigkeit eine Auskunft würde gefunden haben, machte die Hand eines Mörders seinem Leben und seinen Unternehmungen ein Ende und veränderte gewiß das Urtheil über ihn, welches die Vollendung seiner Zwecke anders würde gestimmt haben. Doch wurden diese freilich der Grund seines Todes, indem gewiß die alleinige Beherrschung der schwäbisch-schweizerischen Lande zu diesen mitgehörte.

Aus dem Mitbesitz an diesen Ländern verdrängte er deßwegen seinen Neffen Johann, Rudolfs Enkel. Längst schon mündig geworden, vielleicht auch wohl vom Neide gereizt, wenn er Albrechts Sohn, Leopold, in Besitz von Ehre und Gütern sah, hatte Johann öfters von seinem Oheim,

dem Kaiser, seines Vaters Antheil an diesen Ländern gefordert, deren Einwohner selbst, der strengen Regierung Albrechts überdrüßig, Johanns Herrschaft mit Ungeduld erwarteten. Dieser wiederholte seine Forderung wiederum, als Albrecht in diesen vordern Landen war, zu seinen neuen Kriege zu rüsten, um vielleicht in Sachsen Johann das Erbtheil zu ersetzen. Albrecht bat daher, den vorhabenden Krieg abzuwarten, aber Johann wurde nur erbitterter. Der Entschluß gegen seines Oheims Leben, schon lange gefaßt, auch durch die Beichte eines reuigen Mitverschwornen Albrechten schon bekannt, aber von diesem verachtet, sollte nun ausgeführt werden. Die Ankunft der Königin, der Albrecht von seinen angesehensten Räthen, so wie von Johann und seinen Mitverschwornen, Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, und Rudolf von Wart, begleitet, entgegen ritt, gab Gelegenheit. Man mußte bei Windisch über den Fluß setzen, und hier wurde Albrecht unter dem Schein, daß der Kahn möglichst wenig beschwert werden dürfe, durch die Verschwornen von allen übrigen getrennt. Auch hatte Johann das Schiff aufgehalten, damit es nicht schnell mehrere hinüber hohlte. Da fiel Eschenbach dem König in den Zaum, Johann, mit den Worten „hier der Lohn des Unrechts," rannte den Speer ihm in die Gurgel, und Balm spaltete ihm den

Kopf.

Kopf. Ein armes Weib sah die That, eilte den sinkenden König aufzunehmen, der in ihrem Schooß starb (1. May 1308). Der Herzog Johann eilte auf des Königs Pferde davon. In Mönchsgestalt entkam er nach Italien. Kaiser Heinrich soll ihn in Pisa gesehn haben. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt geblieben. Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab sich nachmals für dessen Sohn aus. Eschenbach und Balm sind flüchtig gestorben. Wart aber, der die That nur mit angesehen, ward gefangen und gerädert. Doch an den Angehörigen der Verschwornen wurde blutige Rache geübt. Mehr als tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder wurden durch des Henkers Hand hingerichtet, besonders durch Betrieb der Tochter Albrechts, der Königin Agnes, die fast unmenschlich wüthete. Auch die Königin Mutter, Elisabeth, rief, als ihr Sohn Friedrich an dem Blutvergießen Abscheu bekam: „Ich merke wohl, daß du den Leichnam nicht sahest." An der Stelle, wo Albrecht gefallen, baueten sie das Kloster Königsfelden.

4.

Der Schweizerbund.

Das helvetische Land, in welchem dieser Bund entstand, lag ganz in dem Gebiete des deutschen Reichs im weitern Sinne, und war in mannigfaltige Gebiete getheilt. Mehrere Klöster und Abteyen besaßen dergleichen. Unter den weltlichen Herren war, so wie die Grafen von Savoyen am andern Ende der Schweiz, in den an Deutschland zunächst gelegenen Ländern das Haus Habsburg das mächtigste. Mit Kiburg, Baden, Lenzburg, Zofingen, Gröningen, Freiburg, Lucern hatte Rudolf sein Erbland in Helvetien vermehrt. Albrecht, sein Sohn, dessen Leben wir eben erzählt, wollte seine Macht in diesen Gegenden noch weiter ausbreiten, und hatte daher auch sein Auge auf die reichsunmittelbaren Landschaften, die sogenannten Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden gerichtet. Diese hatten gleich nach Rudolfs Tode bei dem Ruf von Albrechts Vergrößerungsentwürfen einen alten Bund unter sich erneuert, sich mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leben einander in und außer den Thälern auf eigne Kosten wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun würden. Sie wurden eins, keinen Richter in diese Thäler aufzuneh-

men, der nicht Landmann und Einwohner ist. Sie hingen sich auch an Adolf gegen Albrecht, und erschraken nicht wenig über die Nachricht von dem Untergang des erstern durch den letztern. Diese Furcht ward bestärkt, als König Albrecht zu Straßburg, wo er vielen Reichsgliedern die Verfassung bestätigte, den Vorstehern der Waldstädte auf ihr Gesuch erwiedert hatte, er gedenke nächstens eine Veränderung ihres Zustandes ihnen antragen zu lassen.

Diese Anträge erfolgten auch bald darauf und waren des Inhalts, „sie möchten sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen, zumal da dem Könige alle benachbarten Städte und Länder, die Kastvogteyen fast aller Klöster, welche Gut und Leute bei ihnen hätten, und alles was Kiburg und Lenzburg in den Waldstädten besäßen, gehörte. Seiner Majestät und seinem waffenkundigen Kriegsherr könnten sie doch nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben." Jene erwiederten, sie wünschten lieber bei dem Zustand ihrer Altvordern zu beharren, und baten um einen Vogt vom Reich, weil er die Reichsvogteysachen bisher den Amtleuten, welche er zu Rotenburg und Lucern, in seinem Eigenthum hatte, befahl, die Waldstädte aber fürchteten, es möchte ihr Gehorsam unter östreichische Amtleute zur Pflicht werden.

Albrecht, nicht nach dem Beispiele der alten Kaiser, die einen großen Grafen ernannten, den man dann, wenn Blutschuld kam, in das Land rief, ernannte Geßlern von Bruneck und Beringern von Landenberg, beide seine Kreaturen, zu Reichsvögten, welche sogar gegen alle Gewohnheit beschlossen, in den Waldstädten zu wohnen. Geßler, weil bei Menschengedenken keine Herrenburg zu Schwyz war, bauete dazu einen sogenannte Twinghof in Uri, und Landenberg wohnte auf einem habsburgischen Schlosse zu Sarnen. Von Natur beide etwas trozig und herrisch, bestraften sie jeden Fehler streng, und reizten natürlich die argwöhnischen Gemüther nur immer mehr dadurch zu öftern Aeußerungen des Unwillens, der durch andre Maaßregeln des Königs nur erhöht wurde, indem dieser, die Trennung von seinen Erbländern fühlbar zu machen, die Zölle auf die Einfuhr in diese Lande erhöhete, und die Ausfuhr oft verbot. Unerträglicher aber mußte für die Waldstätte der Uebermuth dieser Tyrannen werden, mit welchem sie das Volk verachteten. Die alten Geschlechter nannten sie Baurenadel. Als Geßler vor dem Hause Werner Stauffachers, eines wohlbegüterten und angesehenen Landmanns zu Schwyz vorbeiging, und sah, wie es von Holz wohl gezimmert, mit vielen Fenstern, weitläuftig und glänzend erbaut war, sagte er zu Stauf=

facher, „kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt."

Einem andern Landmann in Unterwalden, Namens Heinrich von Melchthal, der ein sehr eifriger Vertheidiger der Freiheiten seiner Vorfahren war, befahl Landenberg, zwei schöne Ochsen vom Pfluge zu nehmen, um einer geringen Ursach willen, und sein Knecht, der dies Ausspannen übernahm, fügte hinzu: Bauern könnten den Pflug wohl selbst ziehen. Bei dem Wortwechsel darüber hatte Melchthals Sohn, Arnold, dem Knechte Geßlers durch einen Schlag mit dem Stocke den Finger zerschlagen, und war deßwegen gezwungen worden zu fliehen zu Walther, Fürst von Attinghausen. Bei diesem fand sich auch Stauffacher ein, von seiner Frau angespornt, die voll Unruhe über Geßlers Aeußerungen über ihr Haus war. Alle waren einig darüber, nicht länger das Joch zu tragen und nicht wenig mußte diese Entschließung angefeuert werden, durch die Nachricht, daß der Vogt dem alten Vater Melchthal die Augen habe ausstechen lassen für seines Sohns Widersetzlichkeit. Man beschloß, die Vertrauten und Verwandten über ein solches Unternehmen zu erforschen. Aus verschiednen Orten brachten sie Freunde in das Rütli, eine Wiese in einer einsamen Gegend, am Ufer des Waldstettensees, wo sie bei Nacht zusammen kamen, über die Be-

freiung des Volks zu berathschlagen. Am 17ten des Wintermonats des 1307ten Jahres versammelten sie sich endlich, 33 Männer, an diesem Orte, von jenen drei Männern geleitet. Diese drei, Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher, die Hände in die Höhe hebend, schwuren: daß in diesen Sachen keiner nach eignem Gutdünken etwas wagen, keiner den andern verlassen wolle, den Grafen von Habsburg von ihren Gütern und Rechten nichts entfremden, kein Blut vergießen, sondern nur die Freiheit, welche sie von ihren Vorältern empfangen, für ihre Enkel aufbewahren. Die dreißig hoben auch ihre Hände empor, und leisteten bei Gott und bei den Heiligen denselben Eid.

Unter diesen Verschwornen befand sich auch Wilhelm Tell, ein Urner, der durch seine Ermordung Geßlers diesem Bunde seinen ersten Tribut brachte. Er hatte sich geweigert, einem aufgesteckten Huth als einem sinnbildlichen Zeichen der Ehre des Herzogs die Ehrerbietung zu beweisen, an welcher Geßler, von der heimlichen Bewegung unterrichtet, die Widerspänstigen zu erkennen gedachte. Wilhelm Tell, durch seine Weigerung, erschien als solcher, und bestärkte durch kecke Aeußerungen des Vogtes Meinung von ihm. Er, gleich gefährlich, wenn er hier auf der Stelle gestraft oder freigelassen würde, ward gebunden in einen Kahn geworfen, und

sollte gegen alles Landesrecht über den Waldstetter See aus dem Lande geführt werden. Schon war man jenseit der Rütli gekommen, als der Föhn (starker Orkan) aus den Schlünden des Gotthard mit Gewalt losbrach. Der See schlug hohe Wellen, Geßlern das Herz. Er ließ Telln, bekannt als geschickter Schiffer, losbinden, damit er das Ruder führen möchte. Jener thats und fuhr am Felsenufer hin, nach Axenberg zu. Hier ergriff er, das Steuer fahren lassend, seinen Bogen und sprang aus dem Kahn auf einen platten Felsen, den er hinan klettert, während das Fahrzeug vom Felsen zurückprallte in den See. Tell entfloh durch das Land Schwyz. Geßler, vom Sturm verschont, landet bei Küßnacht, aber um dem gefährlicheren Feinde in die Hände zu fallen. Tell wartet seiner hier in einem Hohlweg, und streckt ihn, dies nicht erwartend, mit sicherem Pfeil zu Boden. Des raschen Jünglings kühnes Gemüth löschte so seine Rache mit Blut. Der Bund aber, dem er angehörte, wollte nicht Rache, sondern nur Freiheit. Ohne Blutvergießen bemächtigten sie sich daher nur der festen Burgen mit List. Zu Unterwalden ließ sich ein Jüngling am ersten Tage des Jahres 1307 von einer Geliebten auf der Burg des Amtmanns, an einem Seile in ihre Kammer ziehen. Zwanzig Freunde zieht er an demselben Seile sich nach, mit denen er sich des

Burgamtmanns und seiner Knechte versichert. Landenberg zu Sarnen, an demselben Morgen in die Messe gehend, begegnet zwanzig Männern von Unterwalden, die nach alter Sitte, Kälber, Ziegen, Lämmer, Hühner zum Neujahrsgeschenke bringen. Der Vogt ihrer Gabe vergnügt, läßt sie in die Burg ziehen mit ihren Geschenken. Kaum sind sie im Thore, so ziehen alle auf ein gegebenes Zeichen aus dem Busen ein Eisen, und stecken es an einen spitzen Stock. Mit dieser Wehr und dreißig andern Gesellen, die aus einem Hinterhalt herbeieilen, bemächtigen sie sich der Burg und ihrer Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und in den drei Waldstetten waren die Tyrannen vertrieben. Landenbergen, der auf der Flucht hinter Sarnen eingeholt ward, geschah nichts Leides, er wurde nur an die Gränze geführt und mußte versprechen, das schweizerische Gebiet nicht wieder zu betreten. Er eilte zum König Albrecht, von ihm Rache und Rettung erwartend.

Auch traf Albrecht schon Mittel, diese Widersetzlichkeit zu ahnden, als er auf die oben erzählte Weise starb, und die Schweizer in Stand setzte, sich ihres mit so großer Mäßigung angefangenen und ausgeführten Unternehmens zu erfreuen. Gleich nach der Vertreibung hatten sie ihren alten ewigen Bund wiederum beschworen, und die Erhaltung dieser Freiheiten ward ihnen

von dem folgenden mit ganz andern Zwecken beschäftigten Kaiser Heinrich VII. bestätigt, der zugleich auf diesem Reichstage die Mörder seines Vorfahrs in die Acht und ihrer Güter für verlustig erklärte. Diese mit zu verfolgen, lehnten die Waldstette auf der Oestreicher Anforderung ab, und bemüheten sich vielmehr gegen diese Nachfolger Albrechts in den Erblanden und gegen deren Unternehmung sich zu schützen. Die von Schwyz verschanzten daher die Eingänge des Landes, die Unterwaldner aber verwahrten durch Pfahlwerk die Landung an Stanzstadt, und erhoben einen festen Thurm dem Lande zu Wehr und Wacht. Solcher Vorkehrungen bedurfte es auch bei den Mißtrauen, welches die Waldstätte in Herzog Leopold setzen mußten, der die Lucerner schon angeregt hatte, das neue Werk zu Stanzstadt zu überfallen. Die Lucerner wurden zwar zurückzukehren gezwungen. Herzog Leopold aber, Albrechts Sohn, nur noch mehr aufgebracht, als bei der nach Heinrichs VII. Tode entstandnen zwiespältigen Wahl zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich, Leopolds Bruder, die Waldstette ihrem Interesse gemäß, den erstern für den deutschen König anerkannten. Er beschloß nun selbst die Schweizer mit einem Krieg zu überziehn, dessen Ausgang und Folgen unten erzählt werden sollen, indem durch ihn und andere dazu kommende Umstände jener erste Bund,

der anfangs nur den alten Zustand des Landes erhalten sollte, und nichts verändern, allmählig ganz Helvetien und das Hoherhätien in eine ewige Eidgenossenschaft vereinigte.

5.

Heinrich VII.

(1308 — 1313.)

Schon bei Gelegenheit der französischen Geschichte ist erzählt worden, wie Philipp der Schöne die fränkische Herrschaft Karls des Großen wieder zu erneuern, die Kaiserkrone an sein Haus bringen wollte, und dazu des Papstes Mitwirkung verlangte, dieser aber die Wahlfürsten selbst bewog, den Bemühungen des französischen Hofes zuvorzukommen, durch Beschleunigung ihrer Wahl. Sie war aber so leicht nicht zu bestimmen, indem diesmal unter den deutschen Fürsten viele waren, welche der bisherigen Kaiser Benutzung ihres Amts zu eignem Vortheil bemerkend, Lust hatten, auf gleichem Wege mächtig und selbstständig zu werden. Doch der geistliche Fürst, Peter Aichspalter, ein Mann, der von einem Arzte durch seine Klugheit bis zu einem Erzbischof von Mainz gestiegen war, und

diese letztere Würde, die er eigentlich dem Bruder des nachmaligen Kaiser Heinrich von dem Papste hatte auswirken sollen, sich selbst zuwendete, dafür aber diesem, Balduin von Luxenburg, hernach zur erzbischöflichen Würde von Trier verhalf, dieser gewandte Mann setzte die ewig uneinigen weltlichen Fürsten leicht beredend, seine Absicht durch und ließ Heinrich von Luxenburg wählen, nachdem er anstatt der gewöhnlichen mündlichen Berathschlagungen, nach dem Muster der Papstwahlen, ein sogenanntes Scrutinium angeordnet hatte, welches der List und Intrigue weit mehr Spielraum gab. Denn daß es dem Erzbischof von Mainz, der einen von den Besitzern dieses Erzbisthums aufgestellten Plan zu verfolgen schien, besonders darum zu thun gewesen scheint und daß Balduin von Trier nur die Pflicht eines Bruders ausübte, geht daraus hervor, daß Peter sich Heinrichs Verwendung bei dem durch diese Wahl etwa beleidigten päpstlichen Hof ausbedung, nebst andern Punkten, welche meistens Bestätigung der, Adolfen und Albrechten vorgelegten, aber nicht gehaltnen Bedingungen waren; überdem Verpfändung eines neuen Zolls, Zusicherung des Bachgaus u. s. w. Bedenkt man endlich, daß Peter während der Abwesenheit Heinrichs aus Deutschland unter dem Namen Johanns, des Sohnes Heinrichs, in Böhmen, das der Kaiser diesem sei-

nem Sohne nach Vertreibung Heinrichs von Kärnthen durch eine Heurath mit der Schwester des letzten Königs verschafft hatte, die Regierung führte, so wie auch nachher in Deutschland, so bemerkt man noch mehrere Gründe, die den Erzbischof von Mainz zu dieser Wahl bewogen. Denn das läßt sich wohl begreifen, daß Heinrichs Zug nach Italien, um dort das kaiserliche Ansehn zu suchen und zu finden, der Erzbischof schon voraussah, jemehr dies ganze Unternehmen Heinrichs weniger aus der Verfassung seines Amts, als aus seiner Individualität hervorging.

Mit der französischen Sprache, die er redete, obgleich er auch Lateinisch verstand, hatte er französische Ansicht über eine durch keine mit den Unterthanen geschlossene Verträge beschränkten Souverainität. Diese, mochte ihm dünken, sey ausführbarer in Italien, oder von da aus. Die Anforderungen der gegenwärtigen Italiäner bestärkten seinen durch die ungewöhnliche Beweglichkeit der Augen sich verrathenden lebendigen Geist. Ein schönes Gesicht, ein schlanker Körper, Freundlichkeit und Wohlwollen in seinen Manieren, Furchtbarkeit und Ansehn, Tapferkeit und Sicherheit in den Waffen, schienen es ihm leichter zu machen, obgleich die deutschen Fürsten die Schwierigkeit dieses Unternehmens sowohl als die Unzeitigkeit desselben darstellten. Es nah-

men daher auch nur wenige Antheil an dem Zuge, obgleich durch eine feurige Rede Heinrichs aufgemuntert. Hätte Gott gewollt, daß er ein Privatmann werden sollte, würde er in engen Verhältnissen geblieben seyn. Jetzt aber sey er zu höhern Dingen bestimmt. Sie sollten ihm, der als Soldat und Heerführer vorangehen wolle, folgen, die Herrschaft der Welt zu erkämpfen. So sprach er, und als sein Enthusiasmus ohne Theilnahme blieb, umarmte er mit ritterlicher Zartheit seine Gattin, und rief, diese werde ihn doch unter allen Gefahren begleiten.

Sie folgte ihm auch auf seinem Zuge, der diesmal wegen des aus oben erzählten Gründen feindselig gesinnten Heinrichs von Kärnthen, nicht durch Tyrol ging, sondern über die Alpen, von Lausanne aus, nicht ohne viele Beschwerlichkeit. Noch vor dem Ende des Oktobers 1309 langte Heinrich auf italiänischem Boden an. Hier wurde er mit verschiednen Empfindungen erwartet, je nachdem man entweder zur Partey der Welfen oder Gibellinen gehörte. Die erstern hatten in dem Könige von Neapel, Robert, der kurz vorher durch den Tod seines Vaters, Karls II., König geworden waren, ihre Stütze und ihren Mittelpunkt. Dieser Gegner Heinrichs war nicht zu verachten. Seine Tapferkeit hatte er in den bisherigen Kriegen bewiesen, seine Regierungskunst entwickelte nachmals eine

33jährige glückliche Regierung; Liebe zur Gerechtigkeit und ein durch Gelehrsamkeit gebildeter Geist verherrlichten diese Eigenschaften. Seine gerühmte Frömmigkeit machte seine Politik leichter, die es erforderte, sich an den päpstlichen Hof anzuschließen, welcher nach hergebrachtem päpstlichen Systeme durch die Regenten Neapels alle kaiserliche Macht in Italien zu unterdrücken suchte. Wie sehr daher den Päpsten selbst daran gelegen war, auch Sicilien unter die Könige von Neapel zu bringen, zu welchem Zweck seit der sicilianischen Vesper Kriege gegen Sicilien nicht aufgehört hatten, ist schon oben erwähnt. Die Richtigkeit dieser Maxime bewährte sich auch jetzt, indem der an einem andern Orte genannte Friedrich, König von Sicilien, geneigt war, mit Heinrich gemeinschaftliche Sache zu machen gegen Robert, dessen Einfluß in dem ganzen Oberitalien als nachtheilig dem Kaiser sich bewies, vorzüglich durch Hülfe des Freistaats von Florenz. Diese Republik, welche sich gerne zum Haupt von ganz Toskana zu machen Lust hatte, suchte durch diese Verbindungen mächtig zu werden, während Pisa, von Florenz gedrängt, das kaiserliche Interesse ergriff, um sich zu retten. Gleich bei der Ankunft Heinrichs in Italien kamen ihm auch die Pisaner entgegen mit Gesandtschaften und Geschenken, welche letztern 60,000 Goldstücken betrugen, zu denen noch einmal so

viel versprochen wurden. Die Florentiner dagegen bewiesen ihre Gesinnungen dadurch, daß sie gar keine Gesandten schickten, ja die an sie geschickten kaiserlichen Gesandten mißhandelten und in der Lombardei auf alle mögliche Weise den Saamen der Uneinigkeit auszustreuen suchten. Auch fehlte es hier nicht an empfänglichen Gemüthern. Mailand, der Hauptpunkt der Lombardei, und der Schauplatz des Kampfes zweier Familien um die Alleinherrschaft dieses Freistaates, nämlich der Familie della Torre und Visconti, hatte einen gewissen Guido, aus der erstern Familie jetzt an seiner Spitze, der sich zu der Ankunft Heinrichs nichts gutes versah, von welchem Matheo Visconti, durch die Torre kurz vorher aus Mailand vertrieben und seiner vorigen Herrschaft beraubt, aufgenommen war. Auf den Rath dieses Visconti ging auch Heinrich gerade auf Mailand los und zwang dadurch Guido, nach Heinrichs eignem Ausdrucke, nicht wider den Stachel zu lecken, indem ihm nun Verbindungen, um sich Heinrich zu widersetzen, unmöglich gemacht wurden, wozu Guido vorher, voll rasender Wuth, Anstalten machen wollte, die einzelnen Städte aber zu keinem einmüthigen Schlusse bringen konnte. Heinrich wurde hier mit der eisernen Krone gekrönt, und die meisten Städte der Lombardei leisteten nun den Eid der Treue. Allein sehr bald änderte sich die Lage der

Dinge. Wegen der Geldforderungen, welche Heinrich machte, entstanden Unruhen in Mailand, welche Visconti listig soll miterregt und hernach entdeckt haben. Er hatte zum wenigsten den Vortheil davon. Leopold von Oestreich erhielt durch seine Truppen das Uebergewicht der kaiserlichen Partey, della Torre wurde vertrieben, und Matteo Visconti zum Vikarius in Mailand nachmals gemacht. Diese Umänderung brachte auch in die übrigen Städte der Lombardei die Lust zu rebelliren in Cremona, Crema, Lodi, Brescia und andere Städte mehr. Heinrich mußte sie alle erst wieder erobern und seine Statthalter einführen. Denn auf diese Weise konnte er sich den Besitz der Städte erhalten, daß er solche kleine Tyrannen unter dem Namen von Vikarien dahin setzte, um Geld, welches diese ihm zahlten, und die zwar unter dem Schutze des Kaisers, aber gewiß eigentlich nicht zu seinem Vortheil, sondern für ihre eigene Erhebung und Macht wirkten, wie dies Visconti am besten beweist, und der in Verona ernannte kaiserliche Vikar Can della Scala, dem sein thatenreiches Leben den Namen des Großen erworben hat.

Durch die Wiederbezwingung dieser Städte, welche Heinrich vornahm, erreichten die Florentiner aber am besten ihren Zweck, nämlich den deutschen König so lange als möglich in der Lombardei

Lombardei beschäftigt zu sehen. Vorzüglich hielt ihn die Belagerung der Stadt Brescia so lange auf und kostete ihm Zeit und Menschen. Geld mußten zwar die eroberten Städte als Strafgelder zahlen, wie zum Beispiel Cremona 100,000 Goldfloren, Brescia aber 70,000. Dennoch aber fehlte es Heinrichen immer an Geld, und indem er dies herbeizutreiben suchte, erregte er überall Unzufriedenheit. So auch in Genua, wohin er sich endlich, nachdem er 22 Städte in der Lombardei bezwungen hatte, begab. Diese Stadt, damals so mächtig zu Wasser und zu Lande, aber von ewigen inneren Faktionen zerrissen, hatte gerade Ghibellinen an ihrer Spitze, und nahm also den König mit Freuden auf. Dennoch sah sie endlich aus diesen Gründen und weil auch ihr Handel mit Toskana und der Lombardei gestört ward, den Abzug ihres Gönners eben so gern. Dieser begab sich nun über Pisa nach Rom, wo aber derselbe, fast alle Städte Italiens theilende Zwiespalt herrschte. Die Familie der Colonna war auf des Kaisers Seite, die Orsini aber auf der des Robert, dessen Truppen auch einen Theil der Stadt besetzt hielten. Nur unter Kampf und Blutvergießen hielt dieser Heinrich seinen Einzug, die Straßen waren bedeckt mit 150 Erschlagenen von des Kaisers eben nicht zahlreichem Heere, die erbeuteten Feldzeichen Heinrichs aber wurden zum allgemeinen

Jubel und Hohn nach Florenz geschickt. Auch der Vatikan und die Peterskirche, in welcher die Krönung vor sich gehen sollte, wurde von seinen Gegner besetzt gehalten, so daß diese Feierlichkeit im Lateran geschehen mußte. Bei den Festlichkeiten, die auf den aventinischen Berge gehalten wurden, waren die Gäste von den Geschoßen und den Schmähungen der Feinde belästigt. Heinrich mußte unter solchen Umständen die Stadt verlassen und begab sich nach Toskana, wo er Florenz zu bezwingen hoffte, und dann von hier als aus einem Mittelpunkte, Italien und Deutschland zu beherrschen. Florenz aber, von Siena, Lucca, Perugia, Bologna, Ferrara unterstützt, machte bedeutende Anstalten, dem Kaiser, den sie den Feind des menschlichen Geschlechts nannten, sich entgegen zu setzen. Sein geringes Heer, das durch den Abzug der wenigen deutschen Fürsten, die ihn noch bis zu seiner Krönung begleitet hatten, vermindert war, machte den Widerstand von Seiten der Guelfen nicht schwer. Verheerte er auch das schöne Land, dessen Verwüstung ihn selbst schmerzte, schlug die vereinigten florentinischen Truppen, und näherte sich der Hauptstadt selbst, um sie zu belagern, dennoch von allen Seiten von Feinden umgeben, die ihm den Proviant abschnitten, und durch wiederholte Anfälle ermüdeten, mußte er sich zurückziehn und weiter gehen nach Pisa. Die Guelfen in Tos-

kana frohlockten, auch nahm ihre Zahl zu in der Lombardei, nur Viskonti erhielt das kaiserliche Interesse, so wie Can della Scala. Dagegen Robert, dem die Florentiner, um alle innere Gährungen zu verhindern, auf fünf Jahre die Herrschaft übertragen hatten, von dem Papst das Vikariat von Ferrara, zum Trost Bolognas, Paduas und der übrigen hier befindlichen Guelfen erhielt, auch den lombardischen ihm zugethanen Städten Unterstützung aller Art angedeihen ließ. Unter solchen Umständen war es nun wohl klar, daß die Herrschaft von Italien allein von der Entscheidung des Sieges zwischen Robert und Heinrich abhing. Der letztere machte daher nun auch alle Anstalten, Lucka und Florenz bei Seite liegen lassend, den König von Neapel anzugreifen. Es erging von Seiten des Kaisers eine strenge Achtserklärung sowohl gegen Florenz, als gegen Robert. Die erstere ward aller ihrer Freiheiten beraubt, der letzte als ein Sohn der Sünde, der sich von dem Fette des Reichs nähre, mit Abschlagung des Haupts bedrohet, wenn er in des Kaisers Hände fallen würde. Dies letztere möglich zu machen, sollte Neapel von zweien Seiten angegriffen werden. Friedrich von Sicilien, zum Reichsadmiral ernannt, sollte mit eignen und mit genuesischen und pisanischen Schiffen, den Angriff von der See ausmachen. Zu

Lande ihn anzugreifen, setzte sich Heinrich in Bereitschaft.

Je grösser die Hoffnungen eines glücklichen Erfolgs waren, destomehr Triebfedern setzte Robert, der festen Anhänglichkeit seiner Baronen eben nicht sicher, in Bewegung. Er regte den Papst, der diese Bewegungen ohnstreitig selbst nicht ohne innere Unruhe ansah, und eine vollständige Entscheidung wohl selbst nicht wünschen konnte, auf oder vielmehr, indem er den König von Frankreich, Philipp den Schönen, der den Kaiser Heinrich kannte und liebte, bewog, den Papst zu Gegenvorstellungen aufzufordern und ihn, im Weigerungsfalle mit dem Schicksale Bonifacius VIII. zu bedrohen, gab er dem Papste den Schein gezwungen zu handeln, wo er doch wohl seine eigne und wahre Meinung aussprach. Clemens V. befahl nämlich in einer Bulle dem Kaiser, sich Neapels zu enthalten, das ein Lehn der Kirche sey, und das er, wie er sich gut ausdrückte, mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage.

Doch Heinrich kümmerte sich nicht darum. Mit einem durch keine Unfälle zu erschütternden Muthe unterhandelt er mit den Calabresen, Apulern und Römern, und war schon bis über Siena vorgegangen, als er den 24. August 1313 zu Buonconvente starb. Der Ruf verbreitete sich, er habe durch einen Dominikaner-Mönch

im Spülkelche beim Abendmahle Gift erhalten. Der Orden ließ sich zwar nachher von des Kaisers Sohne und Enkel Zeugnisse seiner Unschuld ausstellen, aber die Sache ist dadurch nicht entschieden worden, ob sie wirklich oder nur eine Vermuthung gewesen ist. Die Furcht vor einem glücklichen Erfolge konnte die Guelfen zu diesem in Italien nicht unbekannten Mittel gebracht haben, aber eben so leicht glaubten vielleicht die Gegner wegen der Noth, in welche sie durch diesen Tod versetzt wurden.

Denn diese war nicht gering. Pisa sah sich nun allen seinen Feinden bloß gestellt. Es flehete Friedrich von Sicilien um Schutz an, und übertrug ihm die Herrschaft über sich, aber dieser selbst eines kriegerischen Anfalls von dem auf ihn aufgebrachten König von Neapel gewärtig, schlug es aus. Die Pisaner erwählten sich daher den Uguccio de Fagiuola, einen von jenen Männern, an welchen Italien damals so reich war. Kühn und gewandt, tapfer und immer unerschöpflich an Hülfsmitteln, zu denen auch eine durch Kultur erworbene Kunst der Rede gehörte, rettete er Pisa, indem er das zahlreiche von den Guelfen zusammnngebrachte Heer, das durch Roberts Truppen verstärkt war, schlug. Roberts Sohn, der allein für seine Person monatlich 300 Unzen Gold, bekam, verlor sein Leben dabei, und an seinem Leichname rächte noch einer der Sieger

den nie vergessenen Tod Konradins. Dieser Sieg machte den Uguccio furchtbar, indem im Grunde Robert selbst, dessen Politik sich nach dem Tode Heinrichs geändert hatte, Pisa nicht so heftig verfolgte, vielmehr ließ er sich die Städte von Toskana gegenseitig schwächen. Auch hörte Pisa bald auf furchtbar zu seyn, nachdem es den Uguccione de Fagiuola vertrieben, und ihn mit Undank belohnt, alle Verbindung mit Friedrich von Sicilien aufhob, und weiter hin in einem langen Krieg mit dem Könige von Aragonien verwickelt wurde, an welchen es Sardinien endlich abtreten mußte 1234.

Noch mehr war Roberten an Genua gelegen, welches bald nach Heinrichs Tode seine bisherigen Oberhäupter, die ghibellinisch gesinnt waren, vertrieben hatte, und selbst Roberten, der jene innere Unruhen angezettelt, um seine Freundschaft bat, indem die Ausgewanderten die Stadt hart bedrängten und einen durch diese ganze Zeit hindurch daurenden Krieg veranlaßten, bei welchem sie von allen, die von Robert etwas zu fürchten hatten, von dem griechischen Kaiser, von Friedrich von Sicilien, von Castruccio, der nach Uguccione's Vertreibung Herr von Lucca geworden war, unterstützt wurden. Denn Robert hoffte auch, im ruhigen Besitz Genuas Sicilien überwältigen zu können, worauf denn die Herrschaft über Italien leichter zu erwerben würde gewesen seyn.

Indessen bildeten sich doch an andern Punkten Gegner, die durch die Ausbildung ihrer Macht, diesen Planen Roberts bedeutende Hindernisse entgegen stellen konnten. Can della Scala, dem sein großer und gebildeter Geist den Beinamen des Großen verschafft hat, und dessen wir als kaiserlichen Vikars von Verona erwähnt haben, hatte Vicenza dazu erobert, ferner Feltre und nach einem langen Kriege endlich auch, aber erst nach Heinrichs Tode, Padua, diese Stadt, die seit Ecclins Untergang durch langen Frieden reich und mächtig geworden war. Can errichtete eine furchtbare Macht. Denn noch trat das geheimnißvoll wirkende Venedig nicht auf das feste Land und in seinen Wellen löschte sich noch das Feuer, das Italien verzehrte.

Der zweite Gegner war Mattheo Viskonti, denn dieser erhielt Mailand in sicherem Besitz. Denn seitdem der Handel in Mailand stärker aufgeblühet war, hatte sich mit den kriegerischen Anordnungen auch der kriegerische Geist der Stadt, der von den Hohenstaufen nicht hatte bezwungen werden können, verloren. Indem aber zugleich sich dadurch der Reichthum vermehrt hatte, der durch Auflagen in die Hände des Oberhauptes kam, war es diesem leichter nun ein ihm selbst ergebenes besoldetes Heer zu halten, das die Stadt ihm erhielt und die umliegenden Städte ebenfalls unter seine Herrschaft

brachte. So hatte auch Viskonti sein Gebiet bedeutend erweitert durch Como, Pavia, Bergamo, Piacenza, Alexandria und Tortona, durch Citadellen, die er erbauen ließ, sich dieselben versichert, so wie dadurch, daß er seine Söhne oder Verwandten als Statthalter darin setzte. Der nach Clemens V. 1314 erfolgtem Tode erwählte Johann XXI., der von einem armen Geistlichen bis zum Kanzler bei dem König Robert und durch Empfehlung dieses, Kardinal geworden war, auch in Avignon eigentlich, also innerhalb des Gebiets Roberts lebte, unterstützte den König auf alle Weise. Auf sein Anstiften vorzüglich mit, zögerte er den Streit zwischen den neu gewählten in Deutschland, Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern, zu entscheiden. Matthäus Viskonti wurde für einen Ketzer erklärt, damit unter diesem Titel der Papst gegen ihn eifern konnte, und ein Kreuzheer unter Philipp von Valois nach der Lombardei geschickt, das aber nichts ausrichtete. Eben so wenig Friedrich von Oestreich, der, von dem Papste mit der Hoffnung hingehalten, durch die Kirche für den rechtmäßigen Kaiser erklärt zu werden, mit Truppen gegen die lombardischen Ghibellinen zog. Viskonti kam auch durch seine Ankunft in große Verlegenheit, aus welcher er sich aber rettete, indem er jenem vorstellte, wie sehr er gegen seinen Vortheil handele, wenn er Robert und den Papst zum Herren in der Lombardei

ließe, und durch ansehnliche Geldsummen überdem auch noch half, daß Friedrich von Oestreich sich von diesen triftigen Gründen vollständig überzeugte. Doch schien eine gute Gelegenheit diese Macht zu zerstören, als Mattheo Viskonti 1322 starb, mehr als 90 Jahr alt, der durch seine Klugheit und Wachsamkeit das ganze Gebäude seines Glückes errichtet und erhalten hatte. Auch unterwarfen sich einige Städte, Tortona und Alessandria dem päpstlichen Legaten, und selbst Mailand war es gesonnen, doch rief die Viskontische Partey den Galeazzo Viskonti zurück, den Mailand schon vertrieben hatte, und so blieb diese Stadt, als das wichtigste den Viskontis, und das päpstliche und übrige guelfische Heer mußte bald unverrichteter Sache von Mailand, welches man belagerte, abziehen. Auch unterstützte Ludwig von Baiern, als alleiniger Kaiser, die Lombarden mit Truppen, wofür er von dem Papste excommunicirt ward, auf Ansuchen Roberts, der 1323 in Avignon war, so wie auch des Königs von Frankreich, der gern Kaiser werden wollte.

Der Krieg aber dauerte fort, ohne sich zum Vortheil des Papstes und Roberts zu entscheiden. Denn Can della Scala, Este Herr von Ferrara, unterstützten sich gegenseitig kräftig, da hingegen Toskana wenig unternehmen konnte. Denn Castruccio, der seit der Vertrei-

bung des Uguccione de Fagiuolo, Herr von Lucca und Pistoja war, machte durch seine Geschicklichkeit den reichen und immer beweglichen Florentinern so viel zu schaffen, daß er, nachdem das florentinische Heer gänzlich geschlagen war, sogar Florenz selbst mit einer Belagerung bedrohete, und dieser Republik voll demokratischer Beweglichkeit, in die größte Gefahr setzte. Castruccio hatte einen förmlichen Triumph in Lucca, wobei hinter dem Wagen mit den Glocken, womit die Florentiner die Bewegungen ihres Heeres leiteten, und der erbeutet war, auch der gefangne florentinische Anführer mit brennenden Fackeln in der Hand, nebst andern Gefangnen einherziehen mußte. Das Lösegeld brachte dem Castruccio 100,000 Goldfloren. Um dieselbe Zeit bedrängte Passerino, Herr von Mantua und Modena, die mächtige guelfinische Stadt Bologna. So daß die Partei der Ghibellinen die Oberhand hatte. Die Florentiner, von außen bedrängt, innen voll Mißtrauens und Zwiespalt, sahen kein anderes Mittel, als den Sohn des König Roberts, der gewiß absichtlich die ganze Lage der Dinge herbeigeführt hatte, um einen solchen Entschluß bei den Florentinern zu veranlassen, ihre Stadt auf 10 Jahr anzuvertrauen, und ihm dafür jährlich 200,000 Goldfloren zu bezahlen. Carl, Herzog von Calabrien, so hieß dieser Sohn, kam nach Toskana, ward auch auf 5 Jahre Herr von

Siena, wodurch diese ebenfalls durch innere Parteyungen getheilt, in dem Interessen der Guelfen erhalten wurde, und zog mit vielen Truppen in Florenz ein, wo zugleich ein päpstlicher Legat unter dem Titel eines Friedenstifters sich aufhielt, und Castruccio in den Bann that. Karl bekriegte ihn mit den weltlichen Waffen, ohne aber etwas auszurichten, während Robert den gemachten Vertrag weiter ausdehnte, um sowohl seinem Sohn eine unumschränktere Herrschaft zu verschaffen, wie auch mehr Geld von ihnen zu ziehen, so daß den Florentinern ein Jahr 400,000 Goldfloren kostete. Ohne also die Florentiner furchtbar zu machen, ward er es ihnen vielmehr, aber auch allen Ghibellinen so sehr, daß sie sich entschlossen, den deutschen König Ludwig von Baiern 1326 herbeizurufen. Mit welchem Glück soll der Verlauf der deutschen Geschichte lehren, die wir jetzt durch die französische wieder unterbrechen.

6.

Philipp VI.

(1328 — 1349.)

Da von den drei Söhnen Philipps des Schönen keiner männliche Erben hinterlassen hatte, so folgte Philipp von Valois, als der nächste Sei-

tenverwandte, wenn gleich mit Widerspruch des Königs von England, der als Sohn einer Schwester des letzten Königs nähere Rechte auf dies Reich zu haben vorgab. Allein der Widerwille der Nation gegen einen Fremdling gab dem salischen Gesetze, welches man dem englischen Könige entgegnete, und vermöge dessen keine weibliche Abstammung Recht zur Krone gebe, desto größeres Gewicht und die Nation erkannte einmüthig diesen Philipp als König, der dem Reiche auch gleich mit dem Antritt seiner Regierung einen großen Vortheil verschaffte, durch die Einverleibungen der beiden Grafschaften Champagne und Brie, welche beiden Provinzen er zurückbehielt, und bloß das Königreich Navarra an die rechtmäßige Erbin zurückgab, der auch eigentlich jene beiden Länder gehörten. Durch Politik auf diese Weise sein Reich erweiternd, sicherte er es auch durch einen Sieg, den er über die gegen ihren Herren sich wieder von neuem auflehnenden Flandrer erhielt, deren Graf sich an Philipp als seinen Lehnsherren gewandt hatte. Mit einem ansehnlichen Heere machte sich Philipp auf, alten Schimpf zu rächen und den zu neuem aufgelegten Uebermuth des Volks zu bändigen, und rückte bis nach Kassel vor. Jene, ihre Handthierungen verlassend, ergriffen muthig die Waffen und gingen dem ritterlichen Heere entgegen. List sollte ihrer Tapferkeit zu Hülfe kommen.

Aus Liebe zu seinem Vaterlande war mit Lebensgefahr ein Fischhändler aus Brügge in das feindliche Lager gegangen, und hatte ausgekundschaftet, wie leicht der König Philipp und das französische ganze Heer zu überfallen sey, das wegen der Hitze ganz unbewaffnet sey, und sorglos. Um desto sichrer zu gehen, lassen sie den König zu einer Schlacht auffordern, gehen aber den Tag vorher um Mittag von dem Fischhändler angeführt, auf das feindliche Heer los, welches sie, so wie den König auch wirklich in große Gefahr bringen. Allein die Hitze des Tages, die ihnen jene hatte in die Hände liefern sollen, machte daß sie selbst der Last ihrer eignen Waffen unterlagen und was diese angefangen hatten, vollendeten, die fremden, indem sie auf einen Theil des Heeres stießen, der bewaffnet war. Eine große Niederlage auf dem Schlachtfelde und nachher Hinrichtungen vieler, die als Häupter dieser Bewegungen angegeben wurden, sicherten dem Grafen das Land und dem französischen Reiche einen durch seine Nähe wichtigen Freund.

Allein doch nur auf kurze Zeit. Denn die Kraft der Flandrer war zwar gelähmt zu selbstständiger Bewegung, aber nicht ihre Lust sich anzuschließen an den gefährlichen Strudel, der Frankreich und England bald in seine Kreise ziehen sollten. Es war wohl leicht vorauszusehen, daß der König von England, troß der dem Kö-

nige für seine in Frankreich liegende Länder geleisteten Huldigung, so leicht nicht seine Ansprüche aufgeben sollte. Diese aber durchzusetzen, konnte ihm nichts angenehmer, als Unterstützung von den Niederlanden her seyn, vorzüglich von den Flanderern, deren Zustand fremde Einflüsse begünstigte. Unter Anführer eines Bierbrauers Jakob Artevelle hatten sie abermals ihren Grafen mit seinem Anhange aus dem Lande vertrieben, und ob sie gleich anstanden, anfangs sich gegen den König Philipp zu erklären, so ward doch dieser Skrupel bald gehoben, als sich Eduard seinen oben angegebenen Ansprüchen gemäß als König von Frankreich erklärte, und dadurch den Beistand der durch diese Erklärung zu seinen Vasallen gewordenen Flandrer rechtmäßig machte. Zu diesen gesellte sich nun der Herzog von Brabant nebst mehrern Niederländern, die durch englisches Geld und englische Wolle gewonnen waren, ja der Kaiser Ludwig, der alle Ursach hatte mit dem Könige von Frankreich unzufrieden zu seyn, gab dem Eduard von England das Vikariat in diesen Gegenden des deutschen Reichs und unterstützte ihn mit Truppen. Der Graf von Artois endlich, der aus Frankreich entflohen, bei dem englischen König sich aufhielt, wirkte mit Haß und Rath auf diesen. So ging nun Eduard verheerend auf die französische Grenze los, und der König von Frankreich ihm entge-

gen. Aber, ob sie gleich einander nahe waren, kam es doch zu keiner Schlacht. Die Belagerungen, welche die Engländer vornahmen, wollte nicht glücken, und ein einziger glänzender Seesieg an den niederländischen Küsten war die bedeutendste Erscheinung, deren Folge ein Waffenstillstand wurde. Allein bei dem Gegenstreben zweier Nationen, die erst nach einem fast hundertjährigen Kampfe, ich will nicht sagen ihren Haß, sondern nur diesen Vorwand dazu aufgeben sollten, konnte ein solcher Waffenstillstand nur eine äußerliche Ruhe seyn, während die inren Bestrebungen sich gegenseitig zu schaden fortgingen.

Dies zeigte sich auch bald, als im Jahre 1341 der bisherige Herzog von Bretagne ohne Erben starb, und der Bruder desselben, Johann von Montfort, die Ansprüche auf das Herzogthum geltend machte, welche der verstorbene Herzog indessen schon den Karl von Blois in einer Versammlung seiner Baronen übertragen hatte. Beide Partheien fanden Unterstützung, Karl von Blois bei dem Könige von Frankreich, und Johann von Montfort bei dem Könige von England. Beide rückten mit ihren Truppen in dies Land ein, und führten mit abwechselndem Glück, das sich aber mehr für die Parthei Karls von Blois entschied, den Krieg hier fort. Durch Vermittelung des Papstes ward zwar wiederum

ein Waffenstillstand geschlossen, der aber auch bald bei einer sehr kleinen Veranlassung wiederum gebrochen wurde. Von Bourdeaux aus griffen die Engländer mit Glück an, und eroberten manche feste Plätze, indem der Mangel an Gelde den König von Frankreich verhinderte, schnell ins Feld zu rücken. Die Verringerungen der Münzen, die der König zu diesem Behuf vornehmen mußte, die neuen und drückenden Auflagen, erregten im Innern des Reichs Unzufriedenheit und Mismuth, so daß die Geneigtheit für die Engländer, in deren Uebermacht sie die einzige Rettung vielleicht sahen, immer mehr Ueberhand nahm. Denn diese hatten unterdessen eine ansehnliche Flotte ins Meer gehen lassen und waren an der Normandie gelandet, um von da aus einen Angrif zu versuchen gegen das französische Reich. Sie siegten hier und eroberten mit so vielem Glück, daß der König von England allein sein größtes Schiff mit Kostbarkeiten, die man bei der Eroberung der Stadt Caen bekommen hatte, nach England schicken konnte. Siegreich rückte er vor nach der Seine, täglich wachsend an Menge, die herzu strömte, um bei diesen glücklichen Zügen, Theilnehmer des Gewinnstes zu sein. Viele Edelleute der Normandie unzufrieden mit Frankreich, schlugen sich auf seine Seite. In Paris selbst, welches der König verlassen hatte, um seinen bedrängten Ländern zu Hülfe zu kommen,

men, regte sich der Aufruhr, als man einige Häuser niederreißen wollte, um die Befestigung leichter zu machen, und nur die Ankunft des Königs Johann von Böhmen mit Truppen, stellte die Ruhe wieder her, welches um so nöthiger war, da Eduard sich dieser Hauptstadt näherte.

Doch da auch der König von Frankreich dieser Stadt zu Hülfe kam, und Eduard Mangel an Lebensmitteln hatte, ging er über die Seine, um sich mit den Flanderern zu verbinden, die, obgleich sie den Jakob Artevelle in einem Auflauf getödtet hatten, doch sich des Handelsinteresse wegen mit England wieder vereinigt hatten und bei Arras wohlgerüstet standen. Nun rückte ihnen das französische Heer nach und war nach Abbeville gegangen, nachdem alle Brücken über die Somme abgebrochen waren. Dadurch waren die Engländer in keiner geringen Verlegenheit, da sie seit acht Tagen schon den empfindlichsten Mangel an Nahrungsmitteln litten. Einer der Gefangnen aber zum Glück zeigte ihnen eine Fahrt durch die Somme, worauf sie in größter Eil ihren Lauf fortsetzten bis nach Crecy, an Kräften und an Zahl verlierend. Hier traf nun das französische und englische Heer zusammen (1346), das letztere entschlossen, lieber fechtend zu sterben, als vor Hunger umzukommen, indem weiter zu fliehen kein Mittel mehr war. Hinter einer Burg von Wagen, auf denen Bogenschützen standen,

und unter welchen sich Bombarden befanden, aus welchen man „eiserne Kugeln mit Feuer schoß, um die Pferde schüchtern und todt zu machen," erwarteten die Engländer den anrückenden Feind. Aber gleich das erste Korps der Franzosen, welches aus genuesischen Bogenschützen bestand, ward wegen der Enge des Raums von dem zweiten Korps so an den Wagen gedrängt, daß es nichts machen konnte. Der Prinz von Wales und der König Eduard brachen aus der Wagenburg hervor, und richteten unter der französischen Reiterei, die zu dieser Zeit immer das Hauptkorps ausmachte, eine große Niederlage an, wobei die Walliser vorzüglich gute Dienste thaten, die besonders geschickt waren, den Pferden den Leib zu durchstechen. Das französische Heer ward gänzlich geschlagen. Der König selbst, so wie der deutsche Kaiser Karl IV. retteten sich mit Mühe; des letztern Vater aber, Johann, fand seinen Tod hier. Obgleich blind, hatte er doch mitgefochten, sein Pferd anbindend an die Pferde zweier Ritter, und ein abentheuerliches, unruhiges Leben mit einem eben so abentheuerlichen Tode geendet.

Der König von England blieb zwei Tage auf dem Schlachtfelde, um sowohl seinen Sieg durch eine feierliche Messe zu feiern, als auch um die Gebliebenen zu beerdigen. Darauf rückte er nach Calais, und durch Eroberung dieser Stadt ver-

schaffte er sich zu seinen künftigen Unternehmungen einen sicheren und offnen Eingang, während der hier gewonnene Sieg den englischen Angelegenheiten in Gascogne eine immer günstigere Wendung gab, so wie der englischen Parthei in Bretagne, welche den Gegner überwand, und den Karl von Blois gefangen nahm. Da nun auch Johann von Montfort früher gestorben war, so führten in dieser Zeit des Kampfs und Streits, wo auch die Weiber von diesem kriegerischen Geiste ergriffen wurden, die beiden Frauen diesen Streit fort, mit Würde nacheifernd der Königin von England, die um diese Zeit England gegen die Einfälle des Königs von Schottland vertheidigte.

Wie wenig der Waffenstillstand, der darauf geschlossen wurde, gehalten ward, werden wir unter der folgenden Regierung sehen. Denn Philipp starb bald darauf, und hinterließ ein Reich, das nach so vielen feindlichen verheerenden Durchzügen ganz erschöpft war, und in dem Hunger und Pest wütheten schrecklicher noch als die vorigen Feinde selbst, das aber doch in seinem Umfange nicht verringert war, sondern vielmehr vergrößert. Die Engländer hatten nach jenem glänzenden Siege mehr sich gerettet, als fremdes erobert, und der Lebensüberdruß des Dauphins von Vienne, der, nachdem er seinen kleinen einzigen Sohn von dem offnen Fenster

hatte herabfallen lassen, so daß er sich nun ohne Erben sah, vermachte sein Land, die Dauphine, dem Könige für einen seiner Söhne, mit dem Beding, daß dieser jedesmal den Namen Dauphin führen sollte. Ueberdem hatte er aber auch die Grafschaft Montpellier von dem Könige von Majorka erkauft, wodurch viele Streitigkeiten und feindliche Berührungen mit Arragonien hinwegfielen.

7.

Johann II.

(1350 — 1364.)

Der schreckliche Zustand des Reichs, in welchen es unter der vorigen Regierung durch einen hartnäckigen Krieg versetzt war, machte die Sehnsucht nach einem dauerhaften Frieden nur größer, allein innere Unruhen zogen bald auch den Ausbruch des Krieges mit den Engländern herbei, und die Kraftlosigkeit eines Königs, und der Mangel der Einsicht in das, was eigentlich Noth that, stürzte das Reich nur in einen größern Abgrund der Verwirrung. Zwei Männer standen zu gleicher Zeit dem Könige gegen über, welche beide mit allen Talenten ausgerüstet waren, eine

Rolle zu spielen. Der schwarze Prinz, des Kö-
nigs von Englands, Eduards Sohn, der in der
Schlacht bei Crecy die ersten Proben seiner Ta-
pferkeit gegeben hatte, brannte vor Begierde,
durch Thaten des Krieges sich anzuschließen an jene
alten Ritter, welche die Sage und die Zeit mit
Riesengröße ausgestattet hatten, und Johann von
Navarra, der durch die Vermählung mit der Toch-
ter Johanns II. das alte Band der Verwandtschaft
noch näher geknüpft hatte mit dem königlichen
Hause, um es aus größerer Nähe zu zerstören,
war nicht weniger geneigt in der allgemeinen
Verwirrung, die er mit hervorbringen half, sei-
ne eignen Vortheile gewahr zu nehmen, und er
besaß dabei Schlauheit, Beredsamkeit und Lei-
denschaftlichkeit genung, um auf einen großen
Haufen kräftig mitzuwirken. Was der Beinah-
me des Bösen, womit man den König von Na-
varra belegt, zu bedeuten gehabt habe, wird man
am meisten begreifen, wenn man den Beinah-
men des Guten, den man dem Könige Johann
gab, bedenkt.

Der König von England und von Navarra
konnten gleich anfangs bemerken, wie leicht die-
ser gute König zu behandeln war. Die Englän-
der nahmen troß des Waffenstillstandes den festen
Platz Guines weg, und wurden fast nicht dabei
gestört, und der König von Navarra sah sich,
nachdem er den Liebling des Königs, den Kon-

netable Karl de la Cerda, der selbst erst durch eine ungerechte Hinrichtung des vorigen Konnetables diesen Platz erhielt, ermordet hatte, durch eine nur zum Schein gemachte Abbitte vor dem Könige in dem Besitz aller der harten Forderungen, die er an den Johann machte. Die allgemeine Reichsversammlung endlich, welche der König zusammen berief, und auf welchem alle drei Stände erschienen, Adel, Geistlichkeit und Bürger, und dem Könige zwar Steuern und Hülfsgelder bewilligten zu dem leicht vorauszusehenden Kriege mit England, aber nach einer lauten Aeusserung über die vielen Mißbräuche, die Hebung dieser Steuren selbst übernahmen und dem Könige aus ihrer Mitte einen Rath, der ihm immer zur Seite seyn sollte, aufdrangen, bewies, wie wenig Zutrauen auch das Land selbst zu seinem Könige hatte, und wie wenig eine kräftige Handhabung der königlichen Gewalt zu hoffen war. Unter solchen ungünstigen Umständen brach der Krieg aus mit England, und der kühne Prinz von Wales war schon verheerend von Bourdeaux bis an die Loire gedrungen, an der Spitze eines nicht ansehnlichen Haufens. Verhindert über die Loire zu gehen, um sich mit den Engländern, die von Calais aus kamen, zu verbinden, zog er sich zurück, und war schon bis Maupertuis, nahe bei Poitiers gekommen, als ein viel größeres Heer ihn erreichte.

Die Engländer wären verloren gewesen, wenn die Franzosen weniger muthig gewesen wären, so aber wollten sie lieber den Feind in offner Feldschlacht bezwingen, als durch Einschließung und dadurch nothwendig erfolgenden Mangel, den Feind sich mit sichererm Vortheil in die Hände spielen. Der Kampf begann von Seiten der Franzosen mit Hitze und mit Lebhaftigkeit. Die Engländer erwiederten sie, aber durch eine gute Stellung und kluge Anordnung der Schlacht hatte der schwarze Prinz dieser Lebhaftigkeit zu gleicher Zeit so viel Besonnenheit beigemischt, daß der Sieg sich für ihn entschied. Aber das Schicksal war nicht allein mit dem Glück der Engländer, dem Siege, zufrieden, es wollte auch das Unglück Frankreichs, die Gefangennehmung des Königs. Was dem Könige erlaubt gewesen wäre, zu fliehen, als er alles verloren sah, um in seiner Person die äußerliche Einheit zum wenigsten zu retten für sein Reich, das wollte der Ritter nicht. Mit einer Streitaxt alles um sich hernieder schlagend, gehorchte er lange nicht dem Zuruf derer, die ihn aufforderten, sich zu ergeben. Endlich fragte er nach seinem Vetter, dem Prinzen von Wales, als man ihm aber sagte, daß er entfernt sey, warf er einem im englischen Heere kämpfenden Ritter aus Artois seinen Handschuh hin und ergab sich ihm. So ward er zum Prinzen geführt, der ihn mit aller Bescheiden=

heit in sein Zelt führte, ihn prächtig bewirthete, und ohne selber mit zu essen, während der ganzen Mahlzeit hinter des Königs Sessel stand und ihm aufwartete, alles Nöthigen, sich zu ihm zu setzen, damit beantwortend, daß er zu gut wisse, welchen Respekt ein Vasall seinem Könige schuldig sey.

Wenn indessen die Franzosen aus dieser Mäßigung eines 25jährigen Siegers die Furchtbarkeit desselben als künftigen Regenten, für Frankreich ahndeten, so bereitete sich dagegen zu einem tüchtigen Gegner der neunzehnjährige Dauphin in dem Drange, der Noth und der Verwirrung, welche nun als Folgen dieses Sieges in Frankreich ausbrachen. Ohne Truppen und Geld berief er abermals die Stände, die aber sogleich auch einen größern Einfluß in die Regierung forderten, als der Dauphin wünschte, und um sein eignes Ansehn nicht gänzlich zu Grunde gerichtet zu sehen, entließ er die Versammlung und versuchte ohne jener Willen einzelne Verordnungen ergehen zu lassen, durch die er seine Absichten erreichen wollte. Aber gleich der erste Versuch einer neuen Münze den Umlauf zu verschaffen, erregte einen Aufstand in Paris, bei welchem der Vorsteher der Kaufleute Stephan Marcel, der schon auf den ersten Reichsversammlungen als Sprecher des dritten Standes mit Kühnheit aufgetreten war, am geschäftigsten

sich zeigte. Der Dauphin mußte seine Verordnung zurücknehmen, und die Stände wiederum versammlen, welche eine Menge von Personen, die im Dienste des Königs waren, verabschiedeten und andere ihnen gutdünkende Einrichtungen machten. Ganz Paris war in Bewegung. Man zog Ketten in den Straßen, machte Gräben um die Stadt, besetzte die Wälle mit Kriegesmaschinen und die Bürger waren entschlossen, mit dem Adel den Kampf anzufangen. So war der Zustand der Hauptstadt, deren Beispiel die Provinzen folgten, während freudiges Getümmel in der Hauptstadt des Feindes, in London herrschte, wo der englische Prinz auf einem kleinen schwarzen Klepper in schlechter Kleidung mit seinem Gefangnen, dem Könige Johann, der auf einem stolzen, weißen, reichgeschmückten Zelter saß, eingezogen war.

Doch des englischen Thronerben Demuth im Siege gab des Dauphins Muth im Unglück und in der Noth das Gegenstück. Er redete kräftig zu den Anführern, eilte in dem Reiche umher, um persönlich Geld und Hülfe von den übrigen Städten zu erhalten. Seine Entschlossenheit, die Zurückziehung des Adels und der Geistlichkeit von dem dritten Stande, gab den Anführern des letztern den Entschluß, sich ein neues und stärker wirkendes Haupt zu geben. Man befreiete den König von Navarra, der kurz vor dem Ausbru-

che des Krieges gefangen genommen war, und bewog den Dauphin, diesem zu verzeihen und ihm den Eintritt in Paris zu erlauben. Sein Einzug war ein Triumph. Marcel und mehrere tausend Menschen kamen ihm entgegen. Von einem Gerüste herunter hielt er an das versammlete Volk eine Rede. Nach einem aus der Bibel zum Grunde gelegten Texte, bewies er der Menge, wie ungerecht man ihn ins Gefängniß gesetzt, und wie viel ungerechter man ihn darin behandelt habe. Darauf mußte der Dauphin ihm eine Menge von Artikel zugestehen, indem sie unter Drohungen abgefordert wurden. Die Körper derer, welche damals mit ihm gefangen genommen woren, und hernach enthauptet, ließ er vom Galgen nehmen, und hielt ihnen mit großen Pomp ein feierliches Leichenbegängniß zu Rouen. Durch Popularität suchte er beim großen Haufen seiner Person Liebe und durch Reden, von denen eine mal sich mit den Worten des Psalmisten anfing: Die Unschuldigen und Gerechten haben mir angehangen, sein Betragen zu rechtfertigen. Ihm ähnlich bearbeitete Marcel das Volk in Paris. Die Gemüther wurden erhitzt, und damit sich die Patrioten erkennen möchten, trugen sie eine rothe und blaugefärbte Mütze. Der Dauphin kam immer mehr ins Gedränge, jemehr der Uebermuth der Rebellen wuchs. An der Spitze eines großen Haufens trat Mar-

cel sogar eines Tages in das Zimmer des Dauphins, ermordete den Marschall von Frankreich nebst andern vor den Augen desselben, und Marcel setzte ihm seine bunte Mütze auf, der Sicherheit wegen, wie er meinte, während der Pöbel vor dem Pallaste mit den Leichnamen der Ermordeten seinen Spott trieb.

Dem Dauphin gelang es endlich, unbemerkt aus Paris zu entfliehen, nachdem er zum Regenten des Reichs erklärt worden war, welches Marcel und andre durch Aussichten großer Theilnahme an der Regierung hatten geschehen lassen. Er ging nun auf Paris los, von dem Adel unterstützt, der sich um so mehr an den Regenten anschloß, da die Landleute in der Picardie und andern Provinzen sich gegen den Adel zusammen gerottet hatten, über die Besitzungen der Edelleute herfielen, plünderten, raubten und gegen die Personen Schandthaten aller Art ausübten, indem sie der Feigheit derselben, welche den König habe in die Gefangenschaft gerathen lassen, das ganze Unglück des Reichs, von welchen sie bei der Unsicherheit alles Eigenthums freilich am meisten litten, Schuld gaben. Nachdem man diese Jaquerie (so nannte man diese Faktion) nicht ohne vieles Blutvergießen gedämpft hatte, rückte man vor Paris. Marcel ward bange bei diesem ansehnlichen Heere, zumal da in der Stadt Paris die Partei des Regenten lauter ward. Schon

war er im Begriff, den König von Navarra mit seinen Truppen nach Paris zu ziehen und ihn zum König auszurufen, als er in einem Auflaufe ermordet ward, und mit ihm sein ganzer Haufe zerstreut. Paris öffnete seine Thore, und der Regent zog in Paris ein. Nun rüstete er sich zum Kriege gegen den König von Navarra, der von den Engländern unterstützt ward, anfangs heimlich, weil der nach der Gefangennehmung des Königs geschlossene Waffenstillstand noch dauerte, bald darauf aber, als die Zeit um war, trat Eduard mit einem ansehnlichen Heere öffentlich auf, der König von Navarra rückte nach Paris vor, wo er nun die Maske abnahm.

Aber die Engländer mußten sich der ungünstigen Umstände wegen zurückziehen, und Eduard unterhandelte mit dem Dauphin, zu Bretigni, ohnweit Chartres, einen Frieden, dessen Hauptinhalt war, die Abtretung großer Distrikte im südlichen Frankreich und einiger festen Plätze im Norden zur völligen Souverainität an England, drei Millionen Goldthaler als Lösegeld für den gefangnen König, und von Seiten Englands Verzichtleistung auf alle sonstigen Ansprüche. Beide Partheien schlossen überdem ihre beiderseitigen Freunde mit ein, England den König von Navarra, Frankreich den König von Schottland. Die abgetretenen Provinzen übergab der engli=

sche König dem Prinzen Wales zur Regierung, und Johann kehrte nach Frankreich zurück.

Indessen war es noch weit entfernt von einer festen und dauerhaften Ruhe. Der Friede war zu nachtheilig für Frankreich, als daß man hätte eilen sollen, ihn in allen Stücken zu erfüllen, das Lösegeld war schwer aufzubringen, nach einer vorhergegangnen Erschöpfung und die zur Sicherheit für dasselbe nach England geschickten Geißeln waren unzufrieden, länger daselbst zu bleiben, ja einer derselben, der Herzog von Anjou war sogar entflohen. Um dies wieder gut zu machen, und alle übrigen Schwierigkeiten auszugleichen, ging Johann selbst nach England zurück. Man hat darin mehr einen Beweis seiner Redlichkeit als seiner Klugheit gesehen, daß er sein Reich verließ, welches sich doch in der größten Verwirrung befand. Um es davon aber zu retten, war es wohl besser, daß er bald lieber die Welt verließ (1364) und einem Fürsten Platz machte, der mehr im Sinne französischer Könige handelte. Dies war

8.

Karl V.

Man hat ihm den Beinamen des Weisen gegeben, aber in einem andern Sinne, als man

ihn Alfons X. gab. Nicht, weil er den Himmel wie jener kannte, und dessen Bewegungen verstand, sondern weil er die Erde kannte und die Bewegungen auf ihr so zu lenken wußte. Mitten unter den Stürmen hatte er die Kunst des Steurens gelernt, und sein erstes Bestreben war, die Ruhe und Stille herbeizuführen, um das morsche Schiff zu bessern, welches er zu lenken hatte, und damit er mit desto größerer Besonnenheit und Macht das Innere besorgen könnte, hatte das Schicksal ihm in den Ritter und dem nachherigen Konnetable, Bertrand du Guesclin, einen Mann geschenkt, den er mit Sicherheit und Vertrauen den äußern Feinden entgegen setzen konnte. Zwei Schlachten, in denen dieser letzte siegte, führten die Händel mit Bretagne und mit dem Könige von Navarra zu Ende.

Karl war zu weise, die in der ersten Slacht unterliegende Parthei Karls von Blois länger zu schützen, sondern um den Engländern die Gelegenheit zu nehmen, unter guten Vorwänden immer im Kriege mit Frankreich zu seyn, erkannte er den Herzog von Montfort als Herren sich das vorzüglich ausbedingend, daß der letztere ihm den Vasalleneid schwur. Den Gewinn der zweiten Schlacht benutzte Karl mit so vieler Selbstständigkeit, daß der König von Navarra Frieden und solche Bedingungen eingehen mußte,

die ihm den Vorwand und die Möglichkeit hinfort zu schaden, nahmen.

Wie er endlich das noch größere Uebel der sogenannten **Kompagnieen** weggeschafft habe, oder die verabschiedeten Truppen, die bei der Art, wie damals zum wenigsten ein Theil des Heers zusammengebracht wurde, den Ländern noch gefährlicher waren, als der Krieg fast selbst, werden wir unten im Leben des Bertrand du Guesclin sehen. Der Zug des letztern mit den Kompagnien nach Spanien befreiete auch Frankreich mittelbar von dem Könige von Navarra und den Engländern, die eine Zeitlang dort beschäftigt wurden, und gewann dem Könige von Frankreich in dem neuen durch Bertrands Tapferkeit befestigten König von Kastilien einen sichern Freund bei einem künftigen Kriege mit England, den Karl voraussehend und unter günstigen Umständen, die seine Klugheit herbeizuführen, oder doch zu benutzen wußte, wünschend, sich mit aller Sorgsamkeit auf diesen Fall rüstete.

Die Unruhen, welche Frankreich zerrütteten, waren von der Art, daß sie dem geschickten und sorgsamen König sogar seine Landeshoheit zu befestigen und das Lehnssystem zu zerstören Gelegenheit gaben. Darin, daß sie jetzt schon von der Hauptstadt ausgingen, und von den Mitgliedern einer königlichen Familie, zeigt sich schon

klar ein Mittelpunkt der Bewegungen, in den man sich nur zu setzen brauchte. Da die Unruhen sich nicht bloß an persönliche Leidenschaften anknüpften, sondern fast ausgingen von ihnen, so hörten sie mit dem Tode der einzelnen Personen auf, und die dadurch hervorgebrachte Erschöpfung erzeugte in den Unterthanen nur einen willigern Gehorsam, mit welchem sie auch die in der Noth ihnen aufgedrungnen Abgaben größtentheils zum wenigsten beibehielten, und den Regenten in Besitz von Schätzen setzten, die nur Mittel zur Befestigung seiner Macht werden mußten. Indem endlich der Hauptfeind ein Ausländer, nemlich England, war, entwickelte die dadurch beförderte und im Gegenstreben zum Vorschein kommende Nationalität, das Hinneigen der Vasallen zu dem Regenten, und indem sie sich mit ihm eng verbanden, zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes, gewöhnten sie sich ihm auch dann zu dienen, oder zum wenigsten nicht zu widerstreben, wo er seine eigne Souverainität im Grunde auf ihre Kosten beförderte. Daher auch Karl mit einer größern Unbeschränktheit geherrscht hat, als die Könige vor ihm. Es war ein Vorspiel zu Ludwig XI.

Nachdem Karl V. auf diese Weise Geld und Gehorsam bei seinen Unterthanen gefunden hatte, gab ihm das Widerstreben der Vasallen, die sich dem Frieden von Bretigni gemäß, den Engländern

ländern unterwerfen sollte, eine gute Gelegenheit, mit diesem Volke gut zu brechen. Heimlich unterhielt er die Widerspänstigkeit jener, indem er äußerlich den Frieden zu lieben schien, und nahm die Klagen derselben über die neuen Abgaben, die der Prinz von Wales des Mangels wegen, in welchen er durch den Krieg, den er in Spanien geführt, versetzt war, seinen Vasallen auflegen wollte. Zugleich nahm der besser mit Geld versehene Karl V., die von dem englischen Prinzen aus Spanien zurückgeführten und jenes Mangels wegen von ihm verabschiedeten Truppen in seinen Sold. Ein Manifest, das er durch die Prediger in den Städten, vorzüglich in Paris bekannt machen ließ, mußte die Geneigtheit seiner Unterthanen für diesen Krieg erregen, und indem er durch eine Person von mindrer Wichtigkeit als gewöhnlich geschah, dem König von England nach damaligen Ausdruck, zum Kriege herausforderte, bewies er, wie wenig er ihn fürchtete.

Auch hatten die Franzosen schon starke Fortschritte gemacht, ehe noch die Engländer etwas dagegen unternehmen konnten. Die Freude der Franzosen darüber machte sie willig, ansehnliche neue Auflagen auf Salz, Wein und auf die Häuser anzunehmen, welche der König vorschlug, und die ihn in Besitz großer Schätze setzten, mit welchem er auch unter andern unter dem Vorwan-

de Paris zu befestigen, eine feste Burg, die man nachher die Bastille nannte, bauen ließ, wodurch er sich des Gehorsams der Bürger mehr versicherte. Der aus Spanien zurückberufene Bertrand führte mit großem Glück die Franzosen in die Schlacht, und seine großen Talente, welche auch einem Prinz von Wales, Chandos und anderen gewachsen gewesen waren, mußten furchtbarer werden, als diese Helden bald darauf starben. Während Bertrand Schlachten gewann und feste Plätze eroberte, schlug der mit Frankreich verbundene König von Kastilien die englische Flotte, und beschäftigte so sehr den mit England vereinigten zweideutigen König von Navarra, daß derselbe eben so wenig gefährliches unternehmen konnte, als der Herzog von Bretagne.

Noch waren aber die Engländer mächtig genug, um einen tüchtigen Feldherrn und einen verständigen König zu erfordern, als der Tod beide dem Lande entriß. Guesklin starb, indem er eben im Begriff war, den Engländern einige kleine gewonnene Vortheile wieder abzunehmen, und ihm folgte des Königs Tod bald darauf so früh, daß das von Karl V. zur Vermeidung aller Unordnungen gemachte Gesetz, daß die Könige im vierzehnten Jahre mündig seyn sollten, doch seinen Erben noch nicht vor der Vormundschaft schützte. Ehe wir aber zu der Darstellung

dieser daraus erst erfolgten Verwirrungen fortgehen, wird es nothwendig seyn, das heitere Gemählde von des Bertrand du Guesclin Leben vorher zu betrachten.

9.

Bertrand du Guesclin.

(Geb. 1313, † 1380.)

Wie man in einzelnen Pflanzen und Bäumen die Eigenthümlichkeit eines Landes wieder erkennt, so sind auch einzelne Menschen das Abbild einer Eigenthümlichkeit eines Zeitalters und einer Nation. Bertrand du Guesclin, den seine Zeitgenossen die Blüthe der Ritterschaft nennen, ist das lebendige Bild von jenem Rittergeiste, der nach seinen allgemeinen Zügen in dem vorigen Buche beschrieben ist. Kraft und Milde, Muth vor dem Feinde und Demuth vor Gott, Kunst zu befehlen und zu gehorchen, alles vereinigte sich in ihm und machte ihn theilhaftig jener Ehre, mit welchem Worte man jene Hoheit des Sinnes bezeichnete, welche alle Verhältnisse des Lebens, so weit sie da waren, umfaßte.

Nicht weit von Rennes geboren, von ei-

nem Vater, der selbst ein tapfrer Ritter war, mußte erst eine Prophezeihung der künftigen Größe des Knabens die Aufmerksamkeit und die Liebe der Eltern auf ihn wenden, die seine große Häßlichkeit und Störrigkeit zurückscheuchte. Er selbst war früh entschlossen, die Damen, denen er vermöge seiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch seinen Muth zu besiegen. Auf einem feierlichen Turniere legte er die ersten Proben seiner Tapferkeit ab, und zwang seinen Vater, zu jenen Verheißungen Zutrauen zu fassen. Ohne Wissen desselben, denn dieser wollte ihn nicht mitnehmen, hatte er sich auf einem schlechten, von dem Wagen seines Vaters genommenen Gaule dahin begeben, ausgelacht von allen, die ihn auf einem so schlechten Pferde ankommen sahen. Von einem Vetter, der von dem Turniere zurückgekommen, lieh er sich Pferd und Waffenschmuck. So gerüstet ritt er in die Schranken. Gleich den ersten Ritter warf er nieder mit so kräftigem Stoß, daß das Pferd todt blieb und der Ritter dem Tode nahe war. Da trat sein Vater, der zu der Parthei des niedergeworfenen Ritters gehörte, auf ihn zu, eine Lanze mit ihm zu brechen, seinen Sohn nicht kennend. Dieser aber senkte seine Lanze, indem er ihn an seinen Waffen erkannte. Und ob man gleich glaubte, daß er aus Scheu vor der Tapferkeit jenes den Kampf nicht annehmen wollte, so ward man irre, als er funf-

zehn Ritter hinter einander niederwarf. Aller Aufmerksamkeit war gespannt auf den jungen Unbekannten, bis es einem Normandischen Ritter zuletzt gelang, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen und ihn zu entblößen. Da erkannten ihn alle, wünschten ihm Glück zu dem errungenen Preise, und sein Vater, voll Freude, versprach ihm Pferde und Geld, damit er sich Herrschaften erkämpfen könne.

Die Gelegenheit dazu konnte in jenen Zeiten des Kampfs nicht fehlen, und der vorher erwähnte Streit in Bretagne über die Nachfolge zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois bot sich ihm selbst dazu an. Bertrand du Guesclin trat auf die französische Seite und stand dem Karl von Blois bei. Da nach der Sitte jener Zeit es eine Menge von festen Plätzen gab, so kam es darauf an, sich in den Besitz derselben zu setzen. Und hier zeigte Bertrand du Guesclin seine Geschicklichkeit. Denn, sagt die alte Geschichte von ihm, es gab keinen festen Platz, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte.

So verkleidet sich Bertrand du Guesclin, um das feste Schloß Fougeray zu erobern, mit andern seiner Leute als Holzhauer, nähert sich dem Platze und bietet Holz an, woran die Belagerten Mangel litten. Man läßt die Zugbrücke nieder und jene ein, sogleich wirft Ber-

trand sein Holzbündel innerhalb des Eingangs so ab, daß die Zugbrücke nicht wieder schnell zugemacht werden kann. Auf ein gegebenes Zeichen zieht er und seine Begleiter die Streitaxt hervor, kämpfen so lange gegen die Eindringenden, bis aus dem Lager die Soldaten nun zu Hülfe kommen und sich vollends der Stadt bemächtigen. Da es eben Mittagszeit war, setzte er sich mit den Seinigen an die bereitete Tafel, und verzehrte froh und lustig die für die Feinde zubereiteten Speisen.

Ein andermal verkleidet er sich als Winzer, und bietet den Belagerten seine Arbeit an. Man läßt die Zugbrücke nieder, und Bertrand geht hinein. Absichtlich verweilt er sich noch an der Zugbrücke, die man wiederum niederlassen muß, weil ein Wagen aus der Stadt will. Kaum ist dieser Wagen auf der Brücke, so läßt er von seinen Leuten die Stricke abschneiden, woran man sie in die Höhe zieht, und bahnt so seinem außerhalb lauernden Soldaten den Weg.

Aber auch da, wo es Gewalt galt, war er oben an. Man wollte Melün belagern, welcher Platz sehr fest war, und Paris viel Schaden that. Nur durch Sturm konnte er erobert werden. Aber auf den Mauren standen die Engländer, muthig jeden Angreifer abwehrend, vor allen aber stand der englische Anführer niederstürzend jeden, der die Mauren ersteigen wollte.

Doch das reizte eben den Bertrand. Er setzte die Leiter an. Die Engländer, die ihn ankommen sehen, spotten über seine Dicke und Breitschulterigkeit, und der englische Feldherr läßt sich die schwersten Steine von seinen Leuten geben, um sie auf ihn niederzustürzen. Bertrand konnte dieser Masse nicht widerstehen, er fiel halbtodt in den Graben hinein, der voll Wasser war. Man zieht ihn hervor und legt ihn auf einen warmen Misthaufen, um ihn ins Leben zurückzurufen. Sobald er hier wieder zu sich gekommen, war seine erste Frage, ob der Sturm schon geendet sey, und sogleich ging er mit seinen Bretagnern dem Feinde entgegen und vollendete die Eroberung.

Noch in diesem ersten Feldzuge belagerte der Herzog von Lankaster Rennes (1356). Schon waren die Belagerten aufs äußerste gebracht und wollten vor der Uebergabe nur noch Nachricht haben von Karl von Blois, ob er ihnen Hülfe senden könne oder nicht. Ein Bürger bot sich dazu an, bei einem Ausfall läßt er sich gefangen nehmen, und stellt sich als einen, dem man seine Kinder getödtet hat, aus Mangel an Nahrungsmitteln, und versichert, daß gewiß die Stadt genommen werden könnte, wenn ihr die Hülfe, die in Anmarsch sey, abgeschnitten werde. Die Engländer brechen sogleich auf, um dieser entgegen zu gehen. Unterdessen eilt der Ge-

fangne aus dem Lager, und trifft Guesclin, der sich schon längst gern in die Stadt geworfen hätte. Auf die mitgetheilten Nachrichten stürzt dieser sogleich auf das schlecht vertheidigte Lager, nimmt mehr den 100 mit Lebensmitteln beladne Wagen mit sich in die Stadt, in die er einzieht. Der englische Feldherr war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren bei seiner Rückkunft den Zustand seines Lagers sah, und hörte, was du Guesclin gethan hatte. Der Herzog von Lankaster begierig, ihn näher kennen zu lernen, sandte einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, und ließ den Ritter auf Ritterwort zu sich ins Lager entbieten. Als du Guesclin den Inhalt des Briefs gehört hatte, denn lesen konnte er nicht, sagte ers zu, und ritt am andern Tage hinaus. Er beugte ein Knie vor dem Herzog, aber dieser hob ihn sogleich auf und umarmte ihn freundlich. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten Helden zu sehen, waren aber mit seiner Aussenseite nicht zufrieden. Er sey schwarz und vierschrötig und habe breite und viereckige Fäuste, sagten sie. Ja, der an ihn abgeschickte Herold fand ihn mehr einem Straßenräuber ähnlich, als einem Ritter. Doch sein offner Biedersinn entzückte den Herzog, er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und that ihm die glänzendsten Versprechungen. Der Ritter entschuldigte sich freimüthig.

Als er sich am Abend beurlauben wollte, hielt ihn noch ein übermüthiger englischer Ritter, Wilhelm Bembro, der für den Tapfersten gehalten wurde, auf, und bat ihn, drei Lanzen mit ihm zu brechen. Lieber sechse, mein lieber Kapitain, erwiederte du Guesclin gutmüthig. Der folgende Tag wurde zum Kampfe bestimmt. Als er nun ausritt, trat ihm seine Tante entgegen, und stellte ihm vor, sich doch nicht muthwillig in eine solche Todesgefahr zu begeben. Warum, erwiederte Guesclin, geht der Schüler nach der Schule, als um zu lernen, und eben so gehe ich in die Schule, um ein tüchtiger Ritter zu werden. Ehe der Zweikampf angieng, ließ er sich Brod und Wein bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lankaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so kräftig gegen den englischen Ritter ein, daß er gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und nicht weiter die übrigen fünf Lanzen begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig gegen die englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück.

Rennes that nun so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lankaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von

der Stadt abzuziehen, als bis er sein Panier auf der Stadtmauer wehen sehe. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß Lankaster mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um sein Panier auf die Stadtmauer zu pflanzen. Der Herzog nahm das an, und damit er noch mehr Lust bekäme abzuziehen, hatte Bertrand alle möglichen Vorräthe in der Stadt zusammenbringen und wie zum Verkauf ausstellen lassen, als täuschender Beweis des Ueberflusses, in welchen sie sich befänden. Lankaster stieg nun auf den Wall, und pflanzte sein Panier auf. Kaum war er aber wieder aus der Stadt, so warfen die Einwohner es vor seinen Augen mit Schimpf und Hohn in den Stadtgraben hinab. Lankaster außer Stand dies zu rächen, zog ab.

Auch Bertrand verließ nun die Stadt, und zog dem Kriege nach. Endlich wurde er als Geißel bei dem geschlossenen Waffenstillstande zwischen Karl von Blois und Johann von Montfort gegeben, da aber dieser Waffenstillstand nicht gehalten, er aber wider Recht und Gerechtigkeit im Gefängnisse zurückbleiben mußte, entfloh er und diente wieder in dem Krieg, der zwischen dem Herzoge von Navarra nebst mehreren Reichsbaronen und dem König Karl V. ausbrach, und an welchem die Engländer wieder, wie natürlich, Antheil nahmen. Auch hier wand er den Engländern den Vortheil aus der Hand. Die Schlacht

bei Cocherel brachte die Angelegenheiten des Königs in einen sehr guten Zustand. Bertrand du Guesclin gewann dieses Treffen durch seine Klugheit und List. Vor der Schlacht ließ er erst alle seine Leute sich unter einander beichten. Denn, sagte er, ich habe oft von Geistlichen gehört, daß mit einem Sünder hundert Gerechte sterben. Darauf lockte er durch ein verstecktes Fliehen die Engländer aus ihrer vortheilhaften Lage. Da dies der englische berühmte Feldherr dieser Zeit, Captal de Buch gemerkt, schickte er an Guesclin und ließ ihm sagen, er wolle ihm guten Wein schicken, denn sie wüßten, daß sie weder gut zu essen noch zu trinken hätten, (welches auch gegründet war,) auch wollten sie ihn seinen Weg ungehindert ziehen lassen. Ich danke euch für die gute Rede, sagte Bertrand zu dem Herolde, und schenkte ihm ein Roß und hundert Floren, erwiedert aber eurem Herrn, daß ich zu ihm kommen wolle und gefällts Gott, noch diesen Abend von seinem Vorrath zu essen gedenke.

Die Truppen waren schon an einander gerückt, als die Engländer, die gern Zeit gewinnen möchten, weil sie eine Hülfe erwarteten, einen Ekuyer (Stallmeister) schickten, der einen Zweikampf forderte. Man stand ihm denselben zu, und der für den Engländer unglückliche Ausgang desselben war eine gute Vorbedeutung der

Schlacht selbst. Denn die Engländer wurden geschlagen, und der Kaptal (Kapitain) von Buch mußte sich selbst dem Guesclin übergeben.

Nicht lange darauf ward er in dem von neuem ausgebrochnen Kriege zwischen den beiden Herzogen von Bretagne, in einer Schlacht, welche dem Karl von Blois selbst das Leben kostete, gefangen, aber durch das Geld, welches der Papst und der König von Frankreich dazu hergegeben, wieder ausgelöst. Nun wollte Guesclin zu einem Kreuzzuge nach der Insel Cypern gehen, als in Kastilien zwischen dem König Peter dem Grausamen und dem Prinzen Heinrich von Transtamare, unter dessen Anführung die Unterthanen von dem erstern abgefallen waren, ein Krieg ausbrach. Dieser gab Guesclin Gelegenheit, durch neue Thaten seinen Ruf zu bewähren, und auch seinem Vaterlande einen großen Dienst zu thun.

Die verabschiedeten Truppen, die mit Beendigung des Krieges ohne Beschäftigung waren, und unter dem Namen der Kompagnien in der Geschichte bekannt sind, verheerten durch ihre Plünderungen und Gewaltthätigkeiten Frankreich auf eine erschreckliche Weise. Der König Karl V. gab also dem Vorschlage Guesclins gern Gehör, diese mit sich nach Spanien zu führen. Bertrand schickte also zu diesen Kompagnien seinen Herold ab, und bat sich frei Geleit aus.

Nachdem ers erhalten, begab er sich zu ihnen. Er stellte ihnen den Zug nach Spanien vor, zeigte ihnen alle Gelegenheit, sich hier zu bereichern, und versprach ihnen noch 100,000 Florins von dem Könige und Absolution für ihre Sünden von dem Papste. Ists doch besser so thun, fügte er hinzu, um unsre Seelen zu retten, als sie dem Teufel Preis geben. Der Sünden haben wir genug gethan, wie ein jeder wissen kann. Bertrands Ansehn und diese Aussichten bewogen alle. Er stellte sich an ihre Spitze und ging mit ihnen auf Avignon los, wo damals der Papst war. Diesem ward nun nicht wenig bange bei der Ankunft dieses Haufens. Er ließ ihnen also durch einen entgegen geschickten Kardinal sagen, daß wenn sie sich nicht zurückzögen, er sie exkommuniciren würde. Sobald der Kardinal nahe gekommen war, ging sogleich einer aus der Bande auf ihn zu, mit der Frage, ob er Geld mitbringe. Ja viele hatten Lust ihm sogleich auf der Stelle seine Kostbarkeiten aufzunehmen. Nachdem der Kardinal seine Botschaft angebracht, ward ihm erwiedert, man wolle die Absolution von allen Sünden und 200,000 Franken Reisegeld. Das erstere, sagte darauf der Kardinal, könne ihnen wohl gewährt werden, was aber die Geldsumme anbeträfe, so sey sie zu groß. Da nahm Bertrand das Wort und sagte, der Absolution werden viele unter uns entbehren wollen,

aber des Geldes gewiß keiner. Denn zu redlichen Menschen wollen wir sie schon wider ihren Willen machen, und sie ins Exil führen, wo sie keinem Christen mehr schaden können.

In Avignon erwartete man indessen voll Angst und Schrecken die Rückkunft des Kardinals. Als der Papst ihre Foderungen hörte, meinte er, das sey doch hart, daß er sie von den Sünden lossprechen solle und noch Geld dazu geben, da man sonst dafür Geld nach Avignon zu schicken pflege. Indessen der Anblick dieser Haufen, der schon jetzt, da sie das Geschenk noch erwarteten, bloß zu ihres Leibes Nothdurft so in der Gegend herumplünderten, daß der Papst, der sie von seinem Fenster aus sah, ausrufen mußte: ach! wie viel Mühe sie sich geben, in die Hölle zu kommen, bewog die reichsten Bürger, auf den Vorschlag des Papstes die Summe durch gemeinschaftliche Beiträge zusammen zu bringen. Als nun dem Guesclin dies Geld eingehändigt ward, wollte er es nicht nehmen, indem es ja, sagte er, dem armen Volke abgenommen sey, sie es aber vom Papste hätten haben wollen. Ja, setzte er hinzu, ich will, daß es den Bürgern zurückgegeben werde, und wenn ich erführe, daß dies nicht geschehen, würde ich zurückkehren, und wäre ich jenseit des Meers.

So rückte nun Bertrand in Spanien ein, zum Schrecken Peters des Grausamen, der

durch Guesclins Uebermacht aus allen seinen festen Plätzen vertrieben ward. Ja aus Haß gegen Peter und aus Furcht vor Bertrands Tapferkeit ergaben sich viele Städte freiwillig. Peter von allem verlassen, fand Unterstützung bei dem schwarzen Prinzen Eduard, der eben so begierig war, ein, wie es ihm dünkte, dem Peter angethanes Unrecht wieder gut zu machen, als durch Uebernehmung von Gefahren seinen Ruhm zu erweitern. Mit einem seit Menschengedenken fast nicht so zahlreich gesehenen Heere, eilte er nach Spanien. Bertrand rieth, durch geschickte Stellungen einer Schlacht mit diesem Feinde auszuweichen, indem man auf diese Weise ihn ohne Schwerdstreich besiegen würde. Allein er ward überstimmt, indem man ein solches Verfahren für eine Feigheit erklärte, und so kamen beide Heere, durch ihre Zahl nicht minder berühmt, als durch ihre Anführer, zum Kampf bei Navarette zusammen. Die beiden spanischen Könige standen gegen einander über, und Peter rückte mit Wuth an, laut seinen Gegnern zuschreiend und sie drohend, sich an ihnen für dies ihm zugethane Unrecht zu rächen. Er trieb sie in die Flucht, und Guesclin eilte sogleich, den Verlust der Schlacht voraussehend, nur auf Heinrich von Transtamare zu, der noch immer mitten in dem stärksten Getümmel focht, nahm sein Pferd beim Zügel und führte ihn, troß seines Wi=

derstrebens, aus der Schlacht. Bertrand kämpfte noch muthig, als er aber endlich sich umringt sah und den schwarzen Prinzen erblickte, rief er, diesem ergeb ich mich, denn er ist der tapferste. Er war aber auch der edelmüthigste, denn aller Anerbietungen Peters ohngeachtet, lieferte er Bertrand diesem nicht aus, der gern seine Rache an dem Guesclin ausgeübt hätte, vielmehr gab er ihm dem Kaptal von Buch zu bewachen, der denselben Abend noch in einem Zimmer mit ihm schlief, und den als seinen Gefangnen sah, dem er einstmals sich selbst hatte ergeben müssen. Bertrand wurde nun nach Bourdeaux geführt, wohin der schwarze Prinz aus Spanien wieder zurück ging. Heinrich irrte indessen als Flüchtling umher, bei diesem und jenem Hülfe suchend. Nichts war ihm aber mehr werth, als der Rath Guesclins, und so begab er sich als Pilger verkleidet zu ihm in sein Gefängniß, nicht ohne große Lebensgefahr, wenn er erkannt worden wäre.

Lange mußte Bertrand hier sitzen, ein Zufall rettete ihn früher. Man unterhielt sich eines Tags bei dem Prinzen von Wales von manchen Helden, die gefangen worden wären. Prinz, sagte einer von den Redenden, man sagt, ihr hättet einen Ritter in eurem Gewahrsam, den ihr nicht loszulassen wagt, nemlich Bertrand du Guesclin. Der schwarze Prinz ward darüber erzürnt,

zürnt, bringt ihn sogleich her, ich werde ihn entlassen, solchen Gerichten zum Troß, ja ohne Lösegeld. Es gingen einige zum Bertrand hin, ihm zu sagen, daß er zum Prinzen kommen und ausgelößt werden sollte. Was sagt ihr, entgegnete ihnen Bertrand, ich habe weder Heller, noch Pfennig und überdem noch viele Schulden dazu in dieser Stadt. Wie habt ihr so viel gebraucht, sagte einer von ihnen. Nun, sprach Bertrand, ich habe gegessen und getrunken, viel verschenkt und viel im Würfelspiel verloren. Sie kamen beim Prinzen an. Wie gehts Bertrand, sagte dieser. Traun, erwiederte Guesclin, es langweilt mich nur immer, den Gesang der Mäuse von Bourdeaux zu hören, die Nachtigallen meines Vaterlandes wären mir lieber. Es wird nur von euch abhängen, entgegnete der Prinz, schwört nur nicht gegen uns und nicht für den Heinrich von Transtamara zu kämpfen. Was hülfe mir da meine Befreiung, gab Guesclin zur Antwort, dann gäb ich ja meinen Leib erst recht in die Gefangenschaft. Nun, sagte der Prinz darauf, so sollt ihr zum wenigsten nicht ohne gutes Lösegeld mir entkommen. Ich will gern, erwiederte Bertrand, nur erinnert euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besißt, als was er durch die Waffen erwirbt. Der Prinz überließ es ihm, sich den Preis zu seßen. Nun so muß ich mich doch wohl nicht zu niedrig taxiren,

sagte Bertrand, und bot hunderttausend Goldfloren. Der Prinz war verwundert, sah seine Ritter an, und fand Spott in einem solchen Anerbieten. Man handelt, aber Bertrand will nicht weniger als 60,000 geben. Prinz Heinrich kann sich nun rühmen, als König von Spanien zu sterben, rief Bertrand, er wird die Hälfte meiner Ranzion bezahlen, der König von Frankreich die andere. Im Nothfalle aber würden doch alle Frauen in einem Jahre genug spinnen, um mich davon loszukaufen.

Doch schon in Bourdeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm ansehnliche Geschenke machten, die Gemahlin des schwarzen Prinzen selbst, gab ihm eine große Summe. So verließ er nun Bourdeaux, um das Fehlende noch zusammen zu bringen. Aber Freigebigkeit gehörte zu den Haupteigenschaften Bertrands. Kaum war er aus den Thoren von Bourdeaux, als ihm ein armer Edelmann aus Bretagne zu Fuß begegnete. Wo hinaus? fragte Bertrand. Ich glaubte, ihr wärt noch gefangen, edler Herr, antwortet ihm dieser, und tröstete mich damit, gefangen zu seyn, so lange ihr noch nicht kommandiren könntet. Nun aber beziehe ich mein Gefängniß mit Herzeleid. Ich war in Bretagne mein Lösegeld zu holen, fand aber nicht so viel. Wie viel braucht ihr? Hundert Franken, Herr. Falsch, noch funfzig zu einem Pferde und funf-

zig zu einer Rüstung. Und dies ließ er ihm sogleich auszahlen. So machte ers mit mehrern.

Er begab sich indessen zum Herzog von Anjou, der Tarrascon belagerte. Man wollte die Stadt bestürmen. Bertrand setzte sich unbewaffnet auf ein Pferd, mit einer bloßen Ruthe in der Hand, (denn er durfte nicht kämpfen, so lange sein Lösegeld noch nicht bezahlt war) und näherte sich dem Stadtthore. Närrisches Volk, rief er den Belagerten entgegen, schont eure Weiber, Kinder und euch selbst. Wir werden euch so lange belagern, bis wir euch haben. Die Bürger ergaben sich bald darauf. Von dem Herzoge von Anjou mit Gelde unterstützt und sich auch sonst noch darum bemühend, hatte er sein Lösegeld zusammen gebracht. Er ging wieder nach Spanien, zu dem Heinrich von Transtamare, der unterdessen vieles schon wieder erobert hatte.

Seine Gegenwart begünstigte den Gewinn der Schlacht für Heinrich, worauf auch bald Peter selbst gefangen genommen und getödtet wurde. Als Bertrand nun hier beschäftigt war, die Eroberung des Reichs zu vollenden, erhielt er von dem französischen Könige Karl V. die dringendste Aufforderung, sogleich zu ihm zu kommen, die Würde eines Konnetables anzunehmen und gegen die Engländer zu kämpfen, mit denen der Krieg ausgebrochen war. Er machte sich auf.

Unterwegs sah er von dem Kastell eines Freundes, bei dem er eingekehrt, eine in der Nähe liegende befestigte Abtei, und auf ihr das englische Panier wehen. Bertrand schwur sogleich, nicht eher abzureisen, als bis er die Festung hätte. Als ihm der Graf, sein Freund, Maschinen mitgeben wollte, sagte er, sie möchten sie nur lassen. Denn ehe noch diese aufgepflanzt sind, habe ich mit meinen Leuten schon manches Glas Wein drinnen ausgetrunken. Der Sturm begann. Bertrand war der erste auf der Leiter, hieb den englischen Kapitain nieder, und aß am Abend drinnen.

So ward der Krieg oft diesen kühnen und muthigen Helden dieser Zeit wie ein Spiel ihrer Kräfte, und schien nur ein fortgesetzter Zweikampf. So hatte auch, als Bertrand noch in Spanien war, der Kommendant einer Stadt einen Herold an du Guesclin geschickt, mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge nicht zu verachten, sondern ihm einige Stunden zu schenken und mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft gewesen, ob man diese Stadt angreifen sollte oder nicht. Aber nun besann er sich nicht mehr. Geht, sprach Bertrand du Guesclin zum Herolde, und sagt eurem Herren, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Graben noch die Größe der Stadt

achten. Man rückte vor, und die Stadt ward erstürmt.

Bertrand du Guesclin kam nun beim Könige an, dieser übertrug darauf in der Versammlung seiner Baronen ihm die Würde eines Konnetables, welche dieser mit Demuth annahm, nur bedingte er sich vom Könige aus, daß er keinem Ankläger oder Angeber, außer nur in seiner Gegenwart Gehör geben wollte. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für 1500 Gensd'armes hatte er nur vom Könige Geld bekommen, und noch einmal so viel fanden sich bei ihm ein, die er mit seinem Gelde bezahlte, welches er aus Spanien mitgebracht hatte.

Der englische Feldherr ließ ihn zu einer Schlacht auffordern. Ich habe nicht minder Lust euch zu sehen, gab Bertrand zur Antwort. Er schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er die Engländer gesehen. Ob es gleich schon Nacht war, brach er mit 500 Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er den Engländern nahe gekommen, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brodt erfrischen. Darauf nahm man von dem Brodte, bekreuzte es im Namen des heiligen Sakraments, aß es zur Vergebung seiner Sünden, die einer dem andern vorher gebeichtet, betete zu Gott und stieg zu Pferde. Still, die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückte

man gegen die Engländer los. So schnelle Ankunft der Franzosen hatten sie nicht erwartet, denn ihr Herold war kaum zurückgekehrt. Diese Verwirrung benutzte du Guesclin mit seinem kleinen Haufen, indessen die übrige französische Armee langsamer nachrückte. So wurden die Engländer geschlagen. Ein festes Schloß nach dem andern eroberte nun Bertrand nach seiner gewohnten Weise, und in einigen darauf folgenden Schlachten siegte er.

Die Engländer, welche wohl merkten, was ein Mann werth ist, thaten bei Gelegenheit einer dieser Schlachten ein feierliches Gelübde, den Bertrand du Guesclin zu verwunden. Aber es gelang ihnen nicht, ja es schien, als habe der Tod selbst sich gefürchtet, ihm mitten in der Schlacht oder vor den Mauren der Festungen zu begegnen. Eine Krankheit endete sein thatenreiches Leben bei der Belagerung des festen Platzes Chatelneuf de Randau. Er ermahnte noch auf dem Sterbebette die Seinen zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit, küßte sein Schwerdt, gab es mit Wehmuth von sich, und erwartete den letzten Hauch unter frommen Gebeten. Ganz Frankreich trauerte um ihn, und in der Gruft zu St. Denys, neben den Gebeinen der Könige, mußte auf Befehl Karls V. sein Leichnam ruhen. Selbst die belagerten Feinde erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher über-

eingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine englische Hülfe käme. Die Hülfe kam nicht, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu seyn, Wort zu halten. Der englische Befehlshaber begab sich in Begleitung seiner vornehmsten Officiere in das Zelt des Verstorbnen, kniete gerührt an dem Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbnen.

Unwillkührlich erinnert das Leben dieses und andrer Helden an jene Helden, die unsterblich blühen in den Gesängen Homers, und gehen auch keine Götter durch die Reihen der Kämpfenden, wie dort, so lebte doch in der Brust eines jeden lebendig und kräftig der Gott, dem sie vertrauten. Sein Schicksal, sagte Bertrand zu seiner Frau, die, wie in allen Künsten ihrer Zeit, auch in der Sterndeuterei wohl erfahren, ihm seine zukünftigen Begebenheiten prophezeien wollte, sein Schicksal sey bestimmt, und die Leitung desselben Gott überlassen.

10.

England unter Eduard II.

(1307 — 1327.)

Die Geschichte dieses Fürsten ist ein Beweis, wie in diesen Zeiten alles von der Persönlichkeit eines Regenten abhing. Wir verließen in dem vorigen Zeitraume England gebändigt und bändigend, unter diesem Fürsten sehen wir es innerlich losgelassen und von außen gebunden, weil Eduard das nicht hatte, was er hätte haben sollen, Kraft und Selbstständigkeit. Kaum war sein Vater gestorben, so rief er einen Gascogner, Namens Gaveston, den sein Vater verbannt hatte, aus Furcht vor den nachtheiligen Folgen, den dieser den jungen König durch die Annehmlichkeit seiner Person und seines Umgangs fesselnde Mensch haben könnte, überhäufte ihn mit Gütern und Würden, und regte dadurch gleich den Widerwillen der großen Barone auf, welche sich durch die Prahlerei eines durch Gunst noch übermüthiger gewordnen Gascogners beleidigt fanden. Das Parlament verlangte die Verbannung desselben. Der König schickt ihn als Statthalter nach Irrland, ruft ihn aber bald wieder zurück. Die Baronen verbinden sich abermals gegen den König, gehen mit Heeresmacht gegen ihn, bekommen den Gaveston in ihre Hände und

lassen ihm den Kopf abschlagen. Eduard ver-
gleicht sich mit den Baronen und gewährt ihnen
eine allgemeine Verzeihung.

So verrieth er seinen Unterthanen seine
Schwäche. Das hatte er auch seinem Feinde, dem
Könige von Schottland gethan. Ohne etwas
auszurichten, war er gleich beim Anfange seiner
Regierung mit einem Heere, das er gegen den
Robert führen wollte, wieder umgekehrt. Die-
ser ward nun kühner, eroberte manches Verlor-
ne wieder, und schlug ein großes Heer der Eng-
länder bei Banoks Brown so sehr, daß Ro-
bert in England selbst einfallen konnte, und so-
gar den Plan machte, Irrland zu erobern, wel-
ches ihm aber nicht gelang. Der unkriegerische
Sinn des Königs hatte diese Uebel herbeigeführt
und so das Werk Eduards I. zerstört. Aber man
konnte voraussehen, daß er ihn selbst zerstören
würde.

Denn auch im Inneren war ja der Gehor-
sam nur eine Frucht des Kampfs, und die Herr-
schaft ein fortwährender Sieg. Beides hing ab
von der Uebermacht der Person, die erst das
Gesetz bildete. Es konnte daher durch andre nie-
mals vertreten werden. So bald also die Ba-
ronen abermals einen Günstling den König be-
herrschen sahen, den Hugo Spencer, so regte
sich auch abermals die Lust zu widerstehen in ih-
nen. Der König mußte dem Willen des Parla-

ments, welches diesen Günstling und seinen Vater verbannt wissen wollte, nachgeben. Ungern trennte er sich von seinem Lieblinge. Ihn wieder zu besitzen und sich zu rächen, war sein Wunsch, er benutzte also die Privatstreitigkeit mit einem einzelnen Baron, der die Königin beleidigt hatte, warb ein Herr, überfiel die sich dessen nicht versehenden Barone, bekam die Haupttriebfeder aller ihrer Bewegungen, den Grafen von Lankaster gefangen, und ließ ihm den Kopf abschlagen, und noch mehrere andere hinrichten. Die Gewalt der Spencers wuchs in dem Maaße, wie sie ihre Feinde ohne Schonung aus dem Wege räumten: die Kraft zum Widerstande schien gelähmt, die List eines Weibes kam zu Hülfe.

Der Uebermuth der Spencer beleidigte auch die Königin Isabelle, eine französische Prinzessin. Sie ging nach Frankreich wegen einiger Streitigkeiten über Guienne, weiß unter dem Vorwande, dem Könige die Huldigung, die er in seiner Person dem französischen Könige leisten sollte, zu ersparen, auch den Thronerben dahin zu ziehen, dem Eduard II. Guienne abtreten und die Huldigung überlassen sollte. Hier in Paris schmiedete sie nun Pläne gegen die Spencer, auch gegen den König, indem eine heftige Leidenschaft für einen gewissen Morti-

ner, der aus England entflohn, sich in Paris aufhielt, sie mit Haß auch gegen diesen anfüllte. Sie vereinigt sich mit den Mißvergnügten in England, die vorzüglich von des enthaupteten Lankasters Bruders aufgeregt wurden, und ihr Plan ward immer sichtbarer, den König Eduard vom Throne zu stoßen. Nachdem sie ihren Sohn mit einer Tochter des Grafen von Hennegau vermählt hatte, verließ sie Paris, ging zu Dordrecht zu Schiffe, und stieß mit ihren von dort mitgebrachten Truppen zu den Mißvergnügten in England. Die Spencers werden gefangen genommen und hingerichtet, der König als Gefangner in das Schloß Kennelworth gebracht. Hier muß er sich von seiner Krone lossagen, da sein Sohn bei Lebzeiten seines Vaters ohne ausdrückliche Einwilligung desselben diese Krone nicht annehmen wollte. Eduard II. führte nun im engen Gewahrsam ein jammervolles Leben, und seine Gemahlin und ihr Liebling Mortimer bereiteten ihm ein noch jammervolleres Ende. Fürchtend, daß Mitleid mit seinem Zustande ihm Freunde, oder zum wenigsten ihnen gefährliche Feinde verschaffen möchte, beschlossen sie, ihn umzubringen, und damit keine Spur eines gewaltsamen Todes vorhanden wäre, ließen sie ihm durch ein von hinten in den Leib getriebenes glühendes Eisen die Eingeweide verbrennen. Sein

Schrei über diesen Schmerz verrieth dennoch diese Schandthat.

II.

Eduard III.

(1327 — 1377).

Der Sohn des Ermordeten übernahm die Rache dieses Bubenstücks, aber nicht auf der Stelle, indem er als noch sehr jung unter der Vormundschaft seiner Mutter stand, und von dieser und dem Mortimer auf das genaueste bewacht wurde, so daß jeder Eindruck, den er nahm oder machte, durch sie vermittelt wurde. Wie er aber an Jahren zunahm, nahm auch der Haß gegen Mortimer zu, so daß endlich 1330 der Haß der Baronen Eduards gerechten Wünschen zu Hülfe kam, und Mortimer an dem Galgen seine Schuld abbüßte, die er an dem König begangen. Die andere Schuld, die er gegen die Ehre des Landes begangen, mußte freilich auf andere Weise von Eduard selbst abgetragen werden. Nemlich den schottischen König Robert, dem Mortimer in einem Frieden alles zurück gegeben hatte, was Eduard I. von ihm gewonnen, alle Ansprüche Englands auf die Souverainität

und auf den eigenthümlichen Besitz dieses Reichs, konnte nur Gewalt der Waffen wieder in die Lage zurückbringen, in welche Eduard I. ihn gesetzt hatte.

Einige in diesem Frieden eingerückten Artikel über die Besitzungen der englischen Baronen in Schottland, der nicht gehalten wurden, erregten die Unzufriedenheit der Engländer nur noch mehr mit diesem schimpflichen Vergleich, und sie bedienten sich eines gewissen Eduard Balliol, dessen Vater einst den schottischen Thron besessen hatte, und der jetzt als ein Privatmann in Frankreich lebte, gegen den jungen König David von Schottland, denn Robert sein Vater war gestorben. Man erweckte in ihm die längst vergessenen Ansprüche seiner Familie auf das Königreich, gab ihm Hülfe, führte ihn nach Schottland hinüber und war so glücklich, ihn nach einigen gewonnenen Schlachten als König krönen zu lassen, nachdem David nach Frankreich entflohen war. Um aber sich in dem Besitz dieses Thrones zu befestigen, um welchen ihn der Widerstand der schottischen Großen beinahe wieder gebracht hatte, sah Eduard Balliol kein ander Mittel, als sich durch Anerkennung der Oberherrschaft Englands und durch Abtretung der südlichen Provinzen, die öffentliche Unterstützung Eduards III. zu verschaffen, denn im Geheim war er bei dieser ganzen Veränderung schon geschäftig gewesen.

Aber auch David Bruce fand in Frankreich an dem Könige einen sicheren Anhalt, indem ihn dieser gern als ein Mittel brauchte, dem Könige von England in seinen eignen Staaten Unruhen zu erregen wegen des aus ungegründeten Ansprüchen entstandnen Krieges, den Eduard unternommen. Während dieser daher Flotten und Heere gegen Frankreich sandte, mit kühnem Muthe das Parlament und die Baronen in ihre Schranken zurückwies, welche Gebrauch machend von der Nothwendigkeit, in welcher Eduard sich befand, von ihnen Geldhülfe fordern zu müssen, ihre eigne Macht vergrößern wollten, siegreich Frankreich durchzog, mit Vergnügen seinen Sohn, den schwarzen Prinzen, die Schlacht bei Crecy, die der Vater mit sorgsamen Geist angeordnet hatte, durch die Tapferkeit seines Arms gewinnen sah, und Calais erobernd und nach Vertreibung aller französischen Einwohner mit Engländern bevölkernd, zu einem sichern Punkte für seine Unternehmungen machte, während dieser Zeit hatten die unzufriednen Schottländer den David Bruce zurückgerufen (1342), und den Balliol aus dem Lande vertrieben. Eduard selbst hatte müssen einen Waffenstillstand eingehen, und während seiner Anwesenheit in Frankreich, versuchte der schottische König sich diesen Vortheil zu Nutze zu machen und fiel in England ein, in der Hoff:

nung, keinen tüchtigen Gegner zu finden. Wer hätte auch glauben sollen, daß sich Eduards Gemahlin an die Spitze des Heers stellen würde! Sie eilte mit diesem Heere nach Durham, bis wohin David Bruce vorgedrungen war, ritt durch die Glieder, ermahnte sie zur Tapferkeit, und erwartete nicht fern von dem Schlachtfelde den Ausgang des Treffens. Er konnte nicht glücklicher seyn, mehr denn 15,000 Schotten wurden erschlagen und ihr König selbst gefangen genommen (1346). Eilf Jahre blieb er im Gefängnisse, aber sein Reich unbezwungen, so daß endlich Eduard es besser fand, ihn gegen ein Lösegeld von 100,000 Mark wieder frei zu geben.

Doch den Verlust eines königlichen Gefangnen hatte ihm (1356) sein tapfrer Sohn wieder ersetzt, indem er ihm aus der rühmlichen Schlacht bei Maupertuis den König Johann zuführte, den zwar nur der Tod erst aus seiner Gefangenschaft befreiete. Doch dem englischen König gewährte dies alles mehr Glanz als Vortheil. Fast alle seine Eroberungen in Frankreich gingen verloren, nachdem sein tapferer Sohn, der schwarze Prinz, von der Farbe seiner Rüstung so genannt, durch eine abzehrende Krankheit verhindert ward, die Unternehmungen zu leiten, auch noch ein Jahr vor ihm (1376) starb, Eduard III. selbst aber sich dem höhern Alter nähernd, mehr Zuneigung zu der Gemächlichkeit

eines angenehmen Lebens fühlte, und die Thatkraft verlor, mit welcher er so siegreich das Schwerdt geführt und so übermächtig und willkührlich das Ruder des Staats gelenkt hatte, daß, obgleich er so oft nach eignem Gutdünken Taxen auflegte, wogegen der Geist des Feudalsystems immer am meisten sich auflehnte, und manche andere, den Einzelnen mißfällige Dinge that, er doch immer sicher und ruhig auf dem unangetasteten Thron saß, von welchem sein Vater um unschuldigere Dinge von dem Baronen heruntergerissen worden war. Aber Eduard hatte sie niedergehalten und überwältigt durch seinen Geist und ihre Kraft abgeleitet in dem jetzt entstandnen Nationalhaß gegen Frankreich, in welchem auch vielleicht der bis unter dieser Regierung bestandne Gebrauch sich in Staats- und öffentlichen Schriften der französischen Sprache zu bedienen, seinen Untergang fand.

13.

Karl VI. von Frankreich.

(1380 — 1422.)

Vier ehrgeizige Prinzen, die Herzoge von Anjou, Burgund, Bourbon und von Berri, die sich um den Antheil, den ein jeder an der Gewalt des Reichs und der Person des minderjährigen Königs haben sollte, stritten, waren keine Aussichten zu einem dauerhaften Frieden und zu einer Fortführung des von Karl V. angefangnen Werks. Die Truppen, mit denen ein jeder seine Ansprüche durchsetzen wollte, wurden durch ihre Plünderungen und Verheerungen drückend und lästig gleich anfangs. Die Verwirrung, die durch das Entgegenwirken des einen gegen den andern entstand, begünstigte die Wünsche des Volks durch Widerstand, sich die Last der Abgaben abzuwälzen, oder doch sich der Auflegung von neuen entgegen zu stemmen, indem der Herzog von Anjou zu seinem Zuge nach Neapel, von dessen Königin er adoptirt war, des Geldes viel brauchte, und zu dem Ende sich auch schon des von Karl V. gesammleten Schatzes bemächtigt hatte. Paris ward von neuem der Schauplatz des Aufruhrs, der sich auch nach anderen Provinzen erstreckte, indem die immer unruhigen und von neuem rebellirenden Flandrer und die stets ihren

Vortheil ablauschenden Engländer dabei geschäftig waren, diese Unruhen zu unterhalten. In Languedoc aber brannte der Krieg zwischen dem Herzog von Berri und dem Grafen von Foix über die Verwaltung dieser Provinz, und bei so viel Gährungen an allen Enden des Königreichs war es ein kleiner Ersatz, daß der Herzog von Bretagne sich mit Frankreich aussöhnte.

Aber nicht zufrieden mit diesen Unruhen mischte man sich gegen das Beispiel des vorigen Königs in die flandrischen Unruhen, mit Hohn den Philipp Artevelle behandelnd, der ein Sohn des oben genannten Jakob Artevelle war, da er als Anführer des Volks die Hände zu einem friedlichen Vergleich bot. Allein ein glänzender Sieg bei Rosebek über diese Flandrer nutzte dem Könige in seinem eignen Reiche, indem sich ihm an der Spitze einer siegreichen Armee alles und vorzüglich die Stadt Paris unterwarf, wo viele theils mit dem Leben, theils mit Gelde für die vorherigen Unruhen der Maillotins bestraft wurden. Es traf vorzüglich die reichen Bürger, nach deren Geld man verlangte, und die Abgaben wurden nun eingeführt, gegen welche vorher die Stände sich aufgelehnt hatten. Der Luxus des Hofes nahm zu nach solchen Plünderungen. Nicht müßig war man auch gegen die Engländer jenseits der Loire, die den Krieg nur schläfrig führten, und wo man auch

bald (1384) einen Waffenstillstand schloß. Allein über einen Frieden konnte man nicht eins werden, sondern verlängerte nur diesen Waffenstillstand von Zeit zu Zeit. Ein Glück für Frankreich, wo der Partheigeist wüthete, auch nachdem der König mündig geworden war, indem nun die Minister desselben den beiden Herzogen von Burgund und Berri, und diese jenen entgegen wirkten. Dies hatte sich bei dem neuem Kriege gegen den Herzog von Bretagne gezeigt, den die Minister für einen Verräther und Freund der Engländer hielten, die Herzoge aber in Schutz nahmen, und es mag wahr seyn, daß sich diese beiden letztern des Mittels bedient haben, einen Menschen abzurichten, der, indem der König auf seinem Zuge dahin durch einen Wald ritt, hinter einem Baume hervorspringen, und dem Könige entgegen schreien mußte: Wohin gehst du, du bist verrathen! Ist es gegründet, so mußten sie dabei wohl schon auf Geistesverwirrung des Königs gerechnet haben, die man schon vorher in einzelnen Vorfällen bemerkt hatte, und die auch bei diesem Vorfall zur völligen Raserei ausbrach, und mit Zwischenräumen von Bewußtseyn und Vernunft sein ganzes Leben hindurch gedauert hat.

Welche Aussicht für das Reich. Die beiden Herzöge von Burgund und von Berri übernahmen nun das Heft der Regierung, und ihr er=

stes Geschäft war die bisherigen Diener des Königs abzusetzen und zu bestrafen, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als nur ihren persönlichen Zwecken entgegen gestrebt zu haben. Ihre Macht, die sie ausübten, reizte die Eifersucht des Herzogs von Orleans, Bruders des Königs, der nicht weniger Recht an der Verwaltung des Reichs zu haben glaubte. Ein bürgerlicher Krieg brach aus, zu keinem andern Zwecke als zu entscheiden, wer die königliche Gewalt werde mißbrauchen können und dürfen, in deren Namen die Großen jetzt nur handeln wollten. Solch eine Wendung hatte die Verfassung genommen. Die Ruhe, welche anfangs die Verheirathung Richards, als Königs von England, mit einer Tochter des Königs von Frankreich, und hernach die in England selbst ausgebrochenen Stürme, die dem Richard das Leben kosteten, gaben, benutzte man nicht, um sich in eine gute Verfassung zu setzen, nur durch Gewalt suchten die Großen ihre persönlichen Zwecke durchzusetzen, besonders als der bisherige Herzog von Burgund, Philipp, *) starb (1404), und sein Sohn Johann der Unerschrockene ihm folgte. Die Königin und der

*) Dieses neuburgundische Haus war unter Johann entstanden, der seinem jüngsten Sohn Philipp damit belehnt hatte, als der altburgundische Stamm ausstarb 1363.

Herzog von Orleans, welche beide gemeinschaftlich handelten, auch darin, daß sie immer neue Auflagen machten, um Geld zu haben, flohen aus Mißtrauen gegen Johann aus Paris, wo hingegen der Herzog von Burgund im Namen des Königs handelte, und um sich bei der Stadt beliebt zu machen, ihr die Waffen wiedergeben ließ, die sie beim Anfang der Regierung hatte abgeben müssen. Die Mißhelligkeiten wurden durch die Bemühungen derer, welchen das Wohl des Staats am Herzen lag, beigelegt, aber Dauer konnte man sich gewiß von dieser Vereinigung nicht versprechen, die sonst das einzige Mittel würde gewesen seyn, die Engländer in Frankreich zu schwächen, die bei den wieder ausgebrochenen Feindseligkeiten wegen der inneren Unruhen in ihrem eignen Lande mit geringem Nachdruck handelten, besonders in Guienne und Gascogne. Der Herzog von Orleans hatte Ehrgeiz genug, sich in einem Feldzuge gern auszeichnen zu wollen, und dem Herzog von Burgund, dem jetzt durch seines Vaters Verheirathung mit Margarethe von Flandern, Artois und Flandern gehörte, war selbst daran gelegen, die Engländer von Calais zu vertreiben. Allein ein neuer Vorfall zerstörte alle Hoffnungen des inneren Friedens und der äußeren Macht.

Der Herzog von Orleans ward auf der Straße, als er sich schnell zum Könige begeben

wollte, und ohne seine gewöhnliche zahlreiche Begleitung war, auf Befehl des Herzogs von Burgund ermordet, wie dieser es hernach selbst gestand, und durch seine Flucht aus Paris dies Geständniß bekräftigte. Doch kehrte er bald dahin zurück an der Spitze von Truppen, fand Verzeihung bei dem König, da man sein Ansehn und seine Macht fürchtete, und vorzüglich die Möglichkeit, daß er im Fall, wenn er bedrängt würde, sich mit den Engländern vereinigen könnte, und ließ in einer öffentlichen Versammlung durch einen Doktor der Theologie, Johann le Petit, die Ermordung des Herzogs von Orleans nicht entschuldigen, sondern rechtfertigen. Daß diese Rechtfertigung aber keine Ueberzeugung hervorgebracht, sah man, sobald sich der Herzog von Burgund wegen eines Krieges gegen Lüttich aus Paris entfernt hatte. Die Königin und der Dauphin wurden zu Reichsregenten, und Johann der Unerschrockene für einen Mörder erklärt, indem die Rede des Abbe de Cerisi, der von der Herzogin von Orleans dazu beauftragt war, die That, die an ihrem Gemahl verübt worden, und die Grundsätze des Johann Petit, mit denen er sie entschuldigt, öffentlich in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellte. Doch dieser Sieg der Grundsätze wich dem Siege der Waffen, den der Herzog von Burgund davon trug, indem er nach seinem in Lüttich glücklich geendeten

Feldzuge in Paris von den Bürgern bewillkommnet, die sehr an ihn hingen, mit seineu Truppen einzog, und unter Bedingungen, wie er sie haben wollte, eine Aussöhnung mit dem Hofe zu Stande brachte, und sogar die Aufsicht über den Dauphin erhielt. Da er nun auch den König in seinen Händen hatte, so benutzte er dieses dazu, seine Sache mit der des Reichs einig vorzustellen, als die orleansche Parthei und die Königin bald darauf wieder öffentlich wider ihn auftraten, wobei es zwischen den Truppen beider Partheien zu vielen kleinen Gefechten kam.

Es ist leicht zu denken, was das Land dabei litt, vorzüglich die Gegenden um Paris, um dessen Besitz sich beide bemüheten, obgleich der Herzog von Burgund den meisten Anhang darin hatte, vorzüglich durch die Fleischer, welche zahlreich und begütert waren. In der Stadt wurden die alten Scenen wiederholt. Man mordete, plünderte, trug Abzeichen, und verübte selbst gegen den Dauphin Handlungen voll kühnen Uebermuths. Versöhnungen zwischen den Partheien folgten auf Entzweiungen, und Trennung wieder nach der Vereinigung, bis endlich ein Dritter hinzutrat, und zu diesem Spiele schlauer List und böser Leidenschaft den größeren Ernst einer kräftigern Gewalt hinzubrachte. Dies war der englische König Heinrich V. Entschlossen, sich zum Könige von Frankreich zu machen, er-

klärte er nach einigen vergeblich gepflogenen Unterhandlungen Frankreich den Krieg und landete mit einem Heere bei Harfleur (1415). Nachdem er diese Stadt erobert und mancherlei Schwierigkeiten gefunden hatte, wollte er von hier durch die Picardie nach Calais gehen, ward aber auf dem Wege dahin vom Mangel eben so sehr verfolgt, als von der französischen Armee, die ihm den Weg abschneiden wollte, so daß er zu einem friedlichen Vergleich die Hände bot, der von den kampflustigen Franzosen verweigert wurde. Eine Schlacht bei Azinkourt, wo beide Heere auf einander stießen, sollte nun den Besiegten des Siegers Willkühr überliefern. Ein in die Luft geworfner Stab war das Zeichen des Angriffs des Engländers, der so muthig war, und von dem englischen König so gut geleitet ward, daß auch diesmal die französische Lebhaftigkeit wich. Eine völlige Niederlage der Franzosen war der Ausgang der Schlacht, und ein durch das ganze Reich verbreiteter Schrecken die Folge davon, aber keine Vereinigung unter den entzweieten Prinzen. Burgund hatte an dieser Schlacht nicht Theil genommen, weil man ihn gefürchtet hatte. Und weil der Graf Armagnac, das Haupt der orleanschen Parthei, Konnetabel und Finanzminister geworden war, und der jüngste, von Armagnac ganz beherrschte Sohn des Königs nach dem Tode der beiden

ältern, Dauphin war, so sah Burgund an der Spitze der Regierung seine ärgsten Feinde, vor welchen sich zu retten, er kein anderes Mittel fand, als sich anzuschließen an England.

Die unerbittliche Strenge, mit welcher Armagnac neue Auflagen von dem Volke eintrieb, gab dem Burgund Anhang unter den Städten, denen er Hoffnung machte, sie von dieser Last zu befreien, und indem jener auch der Königin hart zusetzte, und von ihr die Auslieferung ihrer großen Schätze verlangte, verstärkte sie durch ihren Uebertritt die burgundische Parthei, die auch schon offnen Krieg mit den Royalisten führte. Diesem letzteren Namen suchte die Königin alle sein scheinbares Ansehen zu nehmen, indem sie ein altes Gesetz geltend machte, durch welches sie zur Reichsregentin erklärt worden war. Sie errichtete ein neues Parlament, und erwählte einen andern Konnetable und Kanzler. Der Besitz der Hauptstadt endlich, welche die Burgunder mit den Waffen in der Hand eroberten, und durch mancherlei Gewaltthätigkeiten gegen die Armagnacs sich versicherten, gab dieser Parthei ein immer wachsendes Ansehn, und es schien das Kreuz dieser Parthei zu seyn, (denn durch verschieden gestaltete Kreuze unterschelden sich die Anhänger von einander) an welches das Glück Frankreichs geschlagen werden sollte. Dies Geschäft selbst übernahm England,

nachdem ein neuer Vorfall endlich die Gemüther so erhitzt hatte, daß auch die letzte Scheu vor dem Vaterlande und Rechte in dem Abgrunde einer unersättlichen Rachbegier unterging.

Eine Aussöhnung war zwischen dem Dauphin und dem Herzog von Burgund zu Stande gebracht, und eine mündliche Unterredung zu Montereau an der Yonne sollte alle noch etwa vorhandene Hindernisse ausgleichen. Die Anordnung dieser Unterredung gab aber den besten Beweis, wie alles Vertrauen fehlte, das allein im Stande war, die Streitenden zu nähern. Mitten auf der Brücke der Yonne war ein zwiefaches hohes Staket errichtet, innerhalb dessen die beiden Herren, jeder von zehn Rittern begleitet, sich unterreden wollten. Ihre übrige Bedeckung sollte außerhalb der Schranken auf der Brücke halten. Kaum hatten sie sich einander genähert, der Herzog von Burgund aus der Burg, der Dauphin aus der gegen über liegenden Stadt, kaum waren einige Worte gewechselt, als der Herzog von dem Prevot du Chatel, einem Orleanschen ermordet wurde. Man schnaubte Rache gegen den Dauphin, von dem man nicht weiß, wie viel selbst gewählten oder erzwungnen Antheil er an dieser That genommen hat, und der junge Herzog von Burgund, Philipp, wollte in dem Untergang desselben sei-

ne frische Rache, so wie die Königin ihren alten unmütterlichen Haß sättigen.

England reichte dazu die Hände, indem man ihm statt des Einzelnen, das es bis jetzt gewünscht, das Ganze anbot. Man gab Heinrich V. eine Tochter des Königs, die Versicherung der Nachfolge nach dessen Tode, und die Regentschaft während seines Lebens, und bedingte sich nur die blutigste Verfolgung gegen die Anhänger des Dauphins (1420), für welchen nach einem solchen Unternehmen, das ganz Frankreich zu einer Provinz Englands machte, sich viele erklärten, vorzüglich die Provinzen jenseits der Loire, und dem auch einige kleine Vortheile über die Engländer noch mehr Ansehn verschafften. Indessen war doch der obere Theil Frankreichs nebst der Hauptstadt in der Gewalt der Engländer, die aber durch den bald erfolgten Tod ihres Königs, den größten Verlust erlitten (1422). Doch durch den in eben dem Jahre erfolgten Tod des Königs Karls VI. erhielten sie wieder einen glänzenden Vorwand zu ihren Unternehmungen, die jetzt, da der König von England noch minderjährig war, durch den Onkel desselben, den Herzog von Bedfort geleitet wurden.

Der neunjährige Dauphin nahm sogleich den Titel eines Königs an, welcher Titel den andern, den ihm die Pariser scherzweise gegeben hatten, des kleinen Königs von Bourges, zu

Schanden machte, indem eine Menge der südlichen Provinzen ihm nun sich anschlossen. Ihn auch aus diesen zu vertreiben, war Bedfords Entschluß, nachdem er vorher nur noch alle festen Plätze diesseits der Loire in seine Gewalt gebracht hatte, womit es ihm auch gelang, da Karl, der nicht einmal so viel Geld hatte, seine persönlichen Bedürfnisse zu befriedigen, außer Stand war, Armeen aufzubringen, nachdem ihn sein ganzes Heer bei Verneuil von den Engländern geschlagen war. Wären Burgund und Bedford nach dieser Schlacht über die Loire gegangen, so hätten sie Karln vielleicht gänzlich unterdrücken können. So aber, ohne eben weitere Fortschritte zu machen, begann ein Krieg in Hennegau, wo der Herzog von Glocester die Gräfin, die sich, unzufrieden mit ihrem Gemahl, von ihm trennte, geheirathet hatte, und sich nun mit Gewalt der Waffen in dem Besitz des Landes setzen wollte, welchen ihn der geschiedne Gemahl, der Herzog von Brabant und der Adel der Grafschaft streitig machte. Vergebens bemühete sich Bedford, seinen Bruder Glocester davon abzubringen, voraussehend, daß auch der Herzog von Burgund, der sich in diesen Streit mischte, dem englischen Interesse entfremdet werden könnte, und worin er sich auch nicht irrte. Kam es auch noch nicht zu einer förmlichen Aussöhnung, so gab er doch schon Vorschlägen Gehör, und er-

kaltete vielleicht in Absicht des warmen Antheils, den er bisher genommen.

Jetzt aber reizte ihn noch die Uebermacht der Engländer, die so groß war in den obern Provinzen, daß sie den Herzog von Bretagne hatten zwingen können, seine Verbindung, in die er sich mit dem Könige von Frankreich eingelassen hatte, wieder aufzugeben und sich rüsteten über die Loire zu gehen. Um dies mit desto größerer Sicherheit thun zu können, sollte Orleans vorher noch erobert werden. Johann von Salisburi und Talbot, zwei tapfere Feldherrn der Engländer, bedrängten es so hart, daß die Belagerten, obgleich sie, angeführt von dem berühmten Bastard von Orleans, Grafen von Dünois, muthigen Widerstand thaten, doch schon an die Uebergabe dachten. Der Herzog von Burgund, unzufrieden mit dem Herzog von Bedford, weil er die Belagerung nicht aufheben und die Stadt als neutral behandeln wollte, nahm aber schon keinen Theil daran.

Karl VII. saß indessen an allem verzweifelnd zu Chinon, und verlor so sehr den Muth, daß er sich nach Languedok und Dauphine, ja aus dem ganzen Reiche zurückzuziehen beschloß, und auf dem Punkte stand, die an der Loire zunächst gelegenen Provinzen seinen Feinden zu überlassen. Nur seine kluge und entschlossene

Gemahlin, Maria von Anjou, und seine liebenswürdige Freundin, Agnes Sorel, spornten ihn zur Verfechtung seiner königlichen Ehre an, und erweckten mit allen Unterredungskünsten den gesunkenen Muth aufs neue. So half Liebe dem Könige, welchen Haß verdarb, zu frischeren Hoffnungen, aber ihn zu retten, schien doch nur ein Wunder erforderlich, und es rettete ihn auch ein Wunder, oder was dafür gehalten ward. Dies war

13.

Das Mädchen von Orleans.

(1429 — 1430.)

Johanna d'Arc oder Day, eines Landmanns Tochter, im Dorfe Dom Remy, bei Vauconleurs, an der Gränze von Lothringen und Champagne, bewährte die Kraft der Begeisterung über alle irrdische Gewalt und die Einfalt einer gläubigen Seele machte die Kühnheit übermüthiger Feinde zu Schanden. In dem religiösen Gemüthe der Johanna ward der Schmerz über das Unglück des geliebten Königs, mit welchem die immer steigende Bedrängnisse desselben, alle, die ihn und das Vaterland liebten, erfüll-

ten, ein Hinwenden und ein Vertrauen zu der Hülfe Gottes, und ihre innere Reizbarkeit und Regsamkeit erblickte in den Erscheinungen himmlischer Gestalten, der Maria, der heiligen Katharina und des Michael, womit eine durch den Geist der Zeiten zu Gestaltungen gewohnte Phantasie sie umgab, die feste Versicherung von dieser Hülfe, in ihrer eigenen Stärke und Kraft endlich, in der Beharrlichkeit, die in ihrem folgenden Leben durch herrliche Thaten sichtbar ward, und die lebendig gefühlt, zu jenen übrigen Gefühlen sich gesellte, empfand sie den Beruf, jene Verheissungen zu erfüllen, als an sie ergangen. Die Demuth aber, mit welchen sie diesen Beruf erfüllte, die Unbefangenheit, die frei schwebte von persönlichen Leidenschaften, zwang die neben ihr stehenden, eben so gläubig sich hinzugeben, dem Zuge göttlicher Kraft, der durch sie sprach, als sie die über ihr Stehenden bewog, die Erscheinung zu höhern Zwecken zu nutzen, zur Einfalt die Weisheit, zum Glauben Seele die Kraft des Arms gesellend.

Durch eine solche Vereinigung ward das Unmögliche möglich gemacht, was die Jungfrau versprach, die Befreiung Orleans, die Krönung des Dauphins zu Rheims, und die Verjagung der Engländer aus Frankreich. Schwer, wie jenem Kolumbus, der eine Welt versprach, die man nicht sah, wollte man ihr Glauben beimessen,

und der Ritter Baudricour zu Vaucouleurs, zu dem ihr Oheim, dem sie sich anvertraut hatte, führte, rieth demselben durch Ohrfeigen, sie lieber von ihrem Wahne zu heilen. Der Schmerz, den sie über diese Zurückweisung empfand, war nur ein Beweis mehr für die Festigkeit ihrer Ueberzeugung. Der Glaube wuchs, einige, die an diesen Glauben anfingen zu glauben, nahmen sich ihrer an, und sie ward endlich von einigen Rittern begleitet zu dem Könige, den Baudricour indessen doch schon von dem Vorfall benachrichtigt hatte, geführt, und da sie durch diesen gefährlichen Weg, der ringsum von Feinden umgeben war, von Vaucouleurs bis nach Chinon, glücklich ankamen, so erregte dies das Erstaunen aller, die auch in diesem Fall menschliche Klugheit weit unterordneten der höhern und göttlichen Fügung. Sie ward vor den König geführt, in männlicher und ritterlicher Kleidung, die sie seitdem nicht wieder ablegte, theils als viel schicklicher für das Geschäft, welches sie ausführen wollte, theils um unter den Männern, von denen sie umgeben war, jede sinnliche und sündliche Begierde abzuhalten.

Obgleich von Jugend an nur gewöhnt, Heerden zu weiden, oder auch am Spinnrocken zu sitzen, trat sie doch mit Zuversicht und Kühnheit zu dem König. Man sagt, sie habe ihn, der sich geflissentlich versteckt gehabt, aus allen Rittern

tern gleich hervorgefunden.*) Dann habe sie ihm ein nur ihm allein bekanntes Geheimniß erzählt, darauf ein Schwerdt verlangt und genau nach- nachgewiesen, das, jedem unbekannt, in der Katharinenkirche zu Fierbois mit fünf Kreuzen bezeichnet, gelegen habe, und nach geschehener Nachsuchung auch wirklich daselbst gefunden worden sey. Der König ließ nun zu Poitiers vor einer Versammlung von Rechts- und Gottesgelehrten ihre Aussagen prüfen, wobei man ihr mancherlei verfängliche Fragen vorlegte, auf die sie mit Verstand und Einfalt antwortete. Ein Predigermönch sagte ihr unter andern, warum sie, da es doch nach ihrem Vorgeben Gottes Wille sey, daß die Engländer vertrieben werden sollten, doch bewaffnete Leute fordere. Ein Karmelitermönch, ein sehr gelehrter und strenger Mann, sagte, die heilige Schrift verbiete, solchen Reden zu glauben, wenn sie nicht durch Zeichen und Wunder bestätigt würden. Darauf antwortete sie mit fester Stimme: sie wolle Gott nicht versuchen. Das Wunderzeichen, welches Gott ihr anbefohlen, sey, die Belagerung von Orleans aufheben zu machen.

*) Sie erzählte auch überhaupt, daß ihr ihre Erscheinungen den Unbekannten, mit dem sie reden wollte, durch einen gewissen Glanz entdeckten. Sie pflegte auch diese Offenbarungen ihren Rath zu nennen.

Man beschloß nun, mit dem letztern einen Versuch zu machen, und zuerst unter ihrer Leitung Lebensmittel nach Orleans einzuführen. Mit einer kleinen Schaar Bewaffneter, auf einem Pferde, das sie geschickt zu tummeln wußte, machte sie sich auf nach diesem Orte. Zu Blois, wo sie sich einige Tage aufhielt, um mehrere Truppen zu erwarten, ließ sie eine weiße Fahne verfertigen. Die Heiligen hatten es ihr eingegeben, und, wie sie selbst hinzusetzte, mehrere gute Menschen hatten es ihr gerathen. Auf derselben war Gott mit der Weltkugel in der Hand abgebildet, nebst zweien Engeln an jeder Seite, und daneben die Namen: Jesus, Maria. In der Kirche des heiligen Erlösers in dieser Stadt ward die Fahne eingesegnet. Zu dieser Fahne sollten sich nun die kämpfenden Soldaten halten, in den Sinnbildern derselben immer vor Augen habend, den himmlischen Beistand, der sie beglückte, welches die gewiß am besten bedacht hatten, die ihr, wie sie sagte, dazu gerathen, lenken sollte sie und stählen das Schwerdt des Kriegers, welches sie selbst nicht führen mochte, des Mordens sich enthaltend. Mit diesem wehenden Paniere zog sie voran gen Orleans, welches zu verlassen sie von Blois aus schon den englischen Befehlshaber geboten hatte. Gieb die Schlüssel zurück, hatte sie sagen lassen, aller der guten Städte, die du bezwungen! Die Jungfrau

kommt, von Gott gesendet, des Königs Gut zu-
rückzufordern. So ihr nicht dem Worte Gottes
und der Jungfrau glaubet, so werden wir euch
mit harten Schlägen schlagen, wo wir euch tref-
fen, und die Französischen werden durch der
Jungfrau Hülfe die merkwürdigste That aus-
üben, die jemals an der Christenheit ist gesehen
worden. Auf die Rückseite schrieb sie: Vernehmt
das Wort Gottes und der Jungfrau, an den
Herzog von Bedford, der sich Regent von Frank-
reich nennt für den König von England.

Sollten die Feinde aber wirklich in diesen
Reden das Wort Gottes anerkennen, mußte es
auch selbst in dem Heere lebendig seyn. Die
Jungfrau, von ihm begeistert, ließ es auch un-
ter ihren Kriegern lauter werden, als bisher.
Alle mußten beichten, so bald sie beim Heere an-
kam, und sich der göttlichen Barmherzigkeit em-
pfehlen. Sie beschränkte das Fluchen, das Spie-
len, ja selbst das Plündern, und alle Weibsper-
sonen mußten sich entfernen, man sah sie eine
dieser Unzüchtigen einstmal verfolgend, den De-
gen ihr auf dem Rücken zerschlagen.

Unter öftern lautem Singen von Kirchen-
liedern näherte man sich Orleans, aber auf ei-
nem andern Wege als dem, welchen die Jung-
frau von den beiden, die dahin führten, angege-
ben hatte, weil den kriegskundigen Anführern es
besser also geschienen hatte, welches auch nachher

mehrmals geschehen ist. Als ihr Dünois entgegen kam, wandte sie sich deßwegen zu ihm und fragte: seyd ihr der Bastard von Orleans? und er antwortete: Ja, ich bin es Johanna. Da sprach sie zu ihm: Wer gab euch den Rath, uns diesen Weg zu führen, und warum nicht den andern, wo die Engländischen ihre größte Macht haben? Da entschuldigte sich der Bastard damit, dieses sey der Rath aller Heerführer und Obersten gewesen. Sie antwortete zwar: der Rath des Herrn, unseres Gottes, ist besser, weiser und sicherer, als euer und der Menschen Rath. Doch aber haben die kriegeskundigen Anführer nachher öfter gegen die Absicht der Jungfrau in den kriegerischen Unternehmungen nach ihrem eignen Willen gehandelt.

Sie zog nun glücklich mit denen, die ihr zugehörten, in die Stadt hinein. Sie wurde mit vielen Freudensbezeugungen empfangen, und ihr eine Wohnung eingeräumt in dem Hause des Schatzmeisters des Herzogs von Orleans. Da sie vom frühen Morgen an bis zum Abend ganz bewaffnet zu Pferde gewesen war, ohne abzusteigen, ohne zu essen und zu trinken, denn sie entzog sich niemals irgend einer Mühseligkeit, entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine treffliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewohnten Mäßigkeit nahm sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen

Schale, in der sie fünf oder sechs Schnittchen Brodt hineinthat. Dieses verzehrte sie. Hernach ging sie in das ihr eingeräumte Zimmer und legte sich zum Schlafen nieder. Die Tochter des Schatzmeisters schlief mit ihr in demselben Zimmer. So hielt sie es immer, und wo ihr weibliche Gesellschaft fehlte, mußte die Rüstung, in welcher sie dann schlief, der Schutz und Bewahrer ihrer Jungfräulichkeit seyn.

Es betrübte sie daher sehr, daß die Engländer sie mit allerhand unzüchtigen Namen belegten, die Zweifel an der Reinheit und Keuschheit ihrer Sitten voraussetzten, oder die man absichtlich auf Befehl der englischen Anführer aussprach, um auf diese Weise jeden Glauben an ihre Heiligkeit und Göttlichkeit zu zerstören. Denn auch zu den englischen Soldaten war der Ruf von diesem siebzehnjährigen Landmädchen gedrungen, die sich um weltliche Dinge nicht bekümmere, selten rede, und nur von Gott, von der gebenedeiten Mutter, von den Engeln und Heiligen des Paradieses erzähle, die ihr das Heil des Königs und die Erhaltung seines Reichs geoffenbaret hätten. Und bemüheten sich die Anführer gleich das alles nur als ein Blendwerk vorzustellen, und daß das Mädchen durch des Teufels Künste verführt sey, so mußten sie doch auch in diesem Falle die übermenschliche Macht fürchten, die sich ihnen auch durch die glücklichen Ausfälle, welche die

Franzosen unter der Anführung der Jungfrau machten, zu bewähren scheinen mußte. Es verminderte sich ihnen daher um etwas die sichere Zuversicht, wenn auch nicht in dem Maaße, in welchem den Franzosen der Muth und der gute Wille wuchs. Denn das letzte und stärkste Fort der Engländer, mit dessen Eroberung sie auch die Belagerung aufhoben und von Orleans abzogen, vertheidigten sie mit so großem Muthe und mit solcher Beharrlichkeit, daß der Kampf einen langen Sommertag hindurch dauerte. Die Jungfrau selbst ward dabei verwundet und vergoß viel Blut. Sie weinte, gab nicht zu, daß man die damals gebräuchlichen Magie des Besprechens bei ihrer Wunde anwendete, (denn lieber will ich sterben, als etwas thun, was wider Gottes Gebot ist, sagte sie,) ließ sich verbinden und ging, nachdem sie bei ihrem sie stets begleitenden Priester gebeichtet hat, in den Kampf zurück, der sich am Ende glücklich endete, durch den listigen Gebrauch, den ein Franzose von ihrer Fahne machte, dadurch, daß er mit derselben gegen den Wall lief. Die Jungfrau ging nach, um ihre Fahne zu haben, die Soldaten, die dies für einen freieu Entschluß der Jungfrau hielten, liefen ihr nach, obgleich sie sich schon zum Rückzuge gerüstet hatten.

Von Orleans begab sich die Jungfrau zum König nach Tours, kniete nieder vor ihm und

sprach: Wohledler Dauphin (denn so nannte sie ihn immer vor der Krönung) kommt nun und empfanget die heilige Salbung und Eure königliche Krönung zu Rheims. Ich bin sehr begierig, Euch hingehen zu sehen. Darum eilt. Der König und viele der Anwesenden in dem darüber gehaltenen Kriegsrathe waren der Meinung, die verlornen Städte und Burgen erst wieder zu erobern, und die Ufer der Loire von den Feinden zu reinigen. Doch folgte man endlich der Jungfrau, um die sich, von ihrem Rufe gelockt, von allen Seiten her Truppen sammleten. Mit diesem ansehnlichen Heere machte man sich von Gyen aus auf, den Weg nach Rheims anzutreten, der schwierig und gefährlich war, da fast alle Städte in der Picardie, Champagne, Isle de France u. s. w. noch in des Feindes Händen sich befanden. Auxerre ließ auch den König nicht ein, gab ihm aber doch Lebensmittel. Troyes aber that gar heftigen Widerstand. Es war großer Mangel an Lebensmitteln, so daß man von zerriebenen Aehren, die man auf dem Felde fand, leben mußte, und von andern Feldfrüchten. Alle riethen umzukehren, und das gefährliche Unternehmen fahren zu lassen. Aber die Jungfrau beschwor, noch zwei Tage zu warten. Voll Vertrauen zu Gott versprach sie innerhalb dieser Zeit die Eroberung dieser Stadt, wie Kolumbus voll Vertrauen zu seiner Wissen=

schaft das feste Land versprach seinen muthlosen Matrosen. Man versuchte unter ihrer Anführung noch einen Angriff auf die Stadt, der so gut gelang, daß die Einwohner sich ergaben.

So ging die Reise fort, so daß am 17. Juli 1429 die Krönung vor sich gehen konnte am folgenden Tage, als sie in die Stadt gekommen waren. Ganz eiligst mußten in der Nacht die Zubereitungen dazu gemacht werden. Johanna stand während der Handlung mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige. So war von ihr die zweite Verheißung erfüllt, und sie begleitete nun das Heer, um auch die letzte noch übrige Aufgabe zu lösen, nemlich die Vertreibung der Engländer. Sie half die Engländer in dem folgenden Jahre bei Lagny schlagen (1430), und eilte von dieser Stadt nach Compiegne, welches die Engländischen und Burgundischen belagerten. Bei einem unglücklich abgelaufenen Ausfalle, wo sie nach ihrer Gewohnheit bei Rückzügen langsam ritt, und sich oft gegen ihre Verfolger umwandte, war sie von den Ihrigen so weit entfernt, daß, da man von diesen nichts mehr sah, sie nahe vor der Landwehr der Stadt, Abends den 23. Mai 1430 von einem Krieger gefaßt und vom Pferde gezogen wurde. Dem Lyonnel, Bastard von Vendome, der dazu kam, ergab sie sich. Von den Engländern ward sie für 16,500 Thaler nach unserm Gelde erkauft, die sie als einen

herrlichen Fund betrachteten, den zu sehen man eben so viele Freude als Begierde hatte, und worüber man in allen Kirchen zu Paris das Te Deum singen ließ. Nachdem sie aus Beaurevoir, wo sie gefangen saß, vom Thurme des Schlosses herabgsprungen war, als sie hörte, daß sie nicht in burgundischen Händen bleiben sollte, wurde sie schwer verwundet zurückgebracht, und den Engländern übergeben, die sie nach Rouen führten.

Hier wartete ihrer ein hartes Schicksal. Anstatt sie nemlich als eine Kriegsgefangne anzusehen und nach den dabei eingeführten Gesetzen zu behandeln, ward ihr Prozeß vor das geistliche Gericht gespielt. Der Bischof von Beauvais, ein Mann, der als dem englischen Interesse ganz ergeben, aus Compiegne, als sich diese Stadt den Franzosen unter Anführung der Jungfrau ergeben hatte, fliehen mußte, und sich jezt zu Rouen aufhielt, verlangte sie, unter dem Vorwande, daß sie innerhalb seiner Diöcese gefangen worden, als eine Zauberin, welche Teufelskünste getrieben, vor sein geistliches Gericht, und die Universität war vorzüglich geschäftig, sie dem Zorne ihrer Richter zu empfehlen, und hatte dem Könige von England selbst geschrieben und ihn beschworen, ja die Jungfrau der Kirche auszuliefern. Dies geschah. Gefesselt mußte sie in ihrem Gefängnisse sitzen, bis sie selbst vor dem

peinlichen Gerichte erschien, wo sie denn alle Chikanen, Ränke und absichtlichen Verwirrungen der Untersucher durch eine Einfalt, Naivetät und Klarheit entgegnete, daß die Richter selbst darüber in Erstaunen geriethen. Stürmte die Rachbegierde ihrer Richter abzuheftig mit Fragen auf sie ein, so sagte sie mit aller Ruhe: „Einer nach dem andern, liebe Herrn! Als sie versprechen sollte, nicht zu entfliehn aus dem Gefängnisse, bei Strafe als Ketzerin behandelt zu werden, sagte sie: „Nein! ich werde gern entweichen, und werde jenes nicht versprechen.“ Ja, läppische Fragen beantwortete sie mit einer Art von Laune. Man fragte sie, wie sieht der Engel Michael aus? Wie ein wahrer und rechtschaffener Mann, war ihre Antwort. Dem, der sich erkundigte, ob die Erscheinungen nackt gingen, erwiederte sie: meint ihr, es könne ihnen Gott keine Kleider schaffen? Einem Limosiner aber, der in seinem schlechten Provinzialdialekte fragte, welche Sprache die Engel und die Heiligen redeten, antwortete sie, „eine bessere als du.“ Standhaft und fest beharrte sie dabei, daß sie bloß zu Folge der Offenbarungen, die ihr geworden, so gehandelt habe. Allein trotz allem diesem, entschied das geistliche Gericht anders. Alle ihre Offenbarungen kämen nicht von Gott, noch von den Engeln und Heiligen her, vielmehr sey alles Teufelswerk, Aberglauben und Irreligion. Vorzüglich

sah man darin eine offenbare Gotteslästerung, daß ein Weib einen göttlichen Befehl wolle bekommen haben, Mannskleider zu tragen.

Nach diesem Urtheil ward sie nun dem weltlichen Arm überliefert. Nachdem man ihr das Urtheil vorgelesen, und die Strafe aller Ketzerei, den Scheiterhaufen angekündigt, versicherte sie, sie werde stets dabei beharren, auch wenn das Feuer schon angezündet wäre, in welches man sie hineinwerfen wolle. Sie ward also zum Richtplatz geführt. Sie stand auf einem Gerüste, neben ihr der Scheiterhaufen, und die Henker mit den Fackeln. Ein Meister Nikolas Midi, ein Gottesgelehrter, hielt eine Rede an das Volk, voll Beschimpfungen gegen sie und gegen den König Karl, und ermahnte sie zum Wiederruf ihrer Irrthümer und zur Unterwerfung unter die Kirche. Anfangs blieb sie auch hier standhaft, versicherte ihre Unschuld, doch endlich überwältigte der Schrecken des Feuertodes ihre durch den Jammer eines scheußlichen Gefängnisses ermattete Weiblichkeit; sie bequemte sich zum Wiederrufe und unterschrieb eine Abschwörungsformel, die man schon bereit hatte. Ewiges Gefängniß bei Wasser und Brodt, lautete nun das gemilderte Urtheil.

Sie wurde in ihren scheuslichen Kerker zurückgeführt, der ihr noch, durch die unanständige Behandlung, die sie dort von den sie bewa-

chenden Soldaten erfuhr, und erfahren hatte, abscheulicher war. Sei es, daß sie, um diesem auszuweichen, die weibliche Kleidung, die sie hatte anlegen müssen, als sie in den Kerker zurückkam, wieder mit einer männlichen, die man vielleicht absichtlich auf ihre Gewöhnung rechnend, hingelegt hatte, vertauschte, oder, daß sie auf irgend eine mittelbare Weise gezwungen worden war, die männliche Kleidung wieder anzuziehen, kurz, man fand sie drei Tage nachher in diesem Anzug, und betrachtete sie nun als eine rückfällige Verbrecherin, zumal da sie auf die Frage eines ihrer Richter, ob sie noch ihren angeblichen Offenbarungen nachhänge, ganz unbefangen mit einem Ja geantwortet hatte. Nach einem solchen Rückfall war nun auch kein Widerruf mehr möglich, und sie wurde den 30. Mai 1431 auf einem Karren nach dem Richtplatz gebracht, um da lebendig verbrannt zu werden.

Um die Welt nicht in Zweifel zu lassen über die Art ihres Verbrechens, trug sie eine bei solchen Feierlichkeiten gewöhnliche Mütze, auf welcher die Worte standen: Abgöttische, zurückgefallene Ketzerin, und auf einer ihrem Blutgerüste gegenüber aufgerichteten Tafel war die ganze Liste der ihr Schuld gegebenen Verbrechen zu lesen, Verführung des Volks, Zauberei, Schadenstiftung, Grausamkeit, Sittenlosigkeit, Anrufung des Teufels u. s. w. Johanna bestieg den Schei-

terhaufen, von einem Geistlichen begleitet, der so gerührt und so eifrig in seinem Trösten und Beten war, daß Johanna ihn auf die geschehene Anzündung aufmerksam machen mußte, und ihn darauf bat, wenn er unten sey, ihr das Kruci- fix recht hoch zu halten. Langsam, um die Mar- ter zu vergrößern, ward sie zu Asche verbrannt, welche man hernach in die Seine warf, damit keine Spur von ihr zurückbleiben möchte.

Viele der Anwesenden waren gerührt und riefen aus: sie sey eine heilige Märtyrerin, und für den Glauben des Herrn gestorben. Sie war zum wenigsten in diesem Glauben für das Va- terland gestorben und den König. Man hat die- sem letztern den Vorwurf gemacht, daß er nichts gethan habe, sie zu retten. Allein dies war un- möglich. Die Engländer würden gewiß niemals die Jungfrau wieder gegeben haben, die in den Händen der Franzosen ihnen so gefährlich wurde. Vielmehr übergaben sie sie gern, um allen An- forderungen auszuweichen dem geistlichen Gericht, von dem keiner sie zurückfordern konnte, wenn er nicht selbst als Ketzer erscheinen wollte, und woran doch wohl dem jungen noch nicht befestig- ten Könige selbst viel gelegen seyn mochte. Da- gegen hat er sichs angelegen seyn lassen, ihre Eh- re zu retten. Unter feierlichen Zeremonien ward 1455 die Revision ihres Processes vorgenommen, und derselbe als gegen alle rechtliche Form ge-

führt, befunden. Ihr Andenken ward also freigesprochen von jedem Unglimpf, und ihre Familie war schon 1439 in den Adelstand erhoben, und zwar mit der Bestimmung, daß auch die weiblichen Mitglieder, wenn sie auch an bürgerliche verheirathet wurden, auf ihre Kinder den Adel fortpflanzten.

14.

Karls VII. letzte Schicksale.

(1431 — 1445.)

Trotz der durch die Jungfrau von Orleans bewirkten glücklichen Wendung der Angelegenheiten Karls VII. waren indessen die Engländer, deren König sich 1431 in Paris hatte krönen lassen, noch immer im Besitz dieser Hauptstadt, so wie noch verbunden mit Bretagne und Burgund, so daß sie den Franzosen die Spitze bieten konnten, deren König mehr mit Vergnügungen beschäftigt und nicht im Stande den Intriguen vorzubeugen, welche die Leidenschaften der ihn ganz beherrschenden Diener seines Hofes gegen einander spielten, gewiß würde haben unterliegen müssen, wenn nicht die Helden seines

Heeres auf dem Wege, welchen Johanna gebahnt hatte, fortgefahren wären. Veränderungen, die bei den Feinden selbst vorgingen, begünstigten sie. Die Landleute in der Normandie, zur Verzweiflung gebracht durch Noth und Elend, worin das Land durch unaufhörliche Kriegszüge versetzt war, ergriffen die ihnen von den Engländern zur Vertheidigung gegebenen Waffen gegen diese selbst. Unruhen in Flandern beschäftigten den Herzog von Burgund, der überdem durch eine mit der Jaqueline von Hennegau geschlossene Vermählung des Herzogs von Bedford auch immer mehr dem englischen Interesse entfremdet wurde, so daß er endlich einen förmlichen Vergleich mit den Franzosen einging.

Hart waren freilich die Bedingungen, unter welchen der Herzog dem Könige seine Freundschaft versprach. Der erstere mußte öffentlich die Ermordung des Philipps von Burgund als eine höchst ungerechte That anerkennen, und an dem Orte der Ermordung eine Kapelle zu erbauen versprechen, um täglich eine Todtenmesse für die Ermordeten singen zu lassen, dem Herzoge Macon, Auxerre, Bar sur Seine, die Städte an der Somme, Corbie, Amiens, Abbeville und andre Landstriche mehr abtreten, es seinem Willen frei lassen, im Fall eines Krieges des Königs, ob er mit seinen Vasallen ihm zu Hülfe kommen wolle, dagegen aber ihn beschützen, wenn die

Engländer ihn angreifen würden, und ohne seine Einwilligung keinen Frieden mit ihnen machen. Aber der König ging diese Bedingung gern ein, um den auf seine Seite zu ziehen, dessen Verlust die Engländer tief kränkte, den mit ihm gingen nun auch viele französische Edelleute auf des Königs Seite über, und Verlust auf Verlust folgte bei den Engländern, unter welchen der für sie empfindlichste ohnstreitig die 1436 erfolgte Uebergabe der Stadt Paris an Karl VII. war.

Das Jahr darauf hielt er seinen Einzug unter großen Feierlichkeiten. Symbolische und allegorische Figuren und Aufzüge in den Straßen, wo der Zug vorbeiging, sollten die Freude des Volks bezeugen, und ein in der Luft schwebendes, als Engel gekleidetes Kind, überreichte einen mit Lilien bezeichneten Schild, unter dem fortan sein ergebenes Volk Ruhe und Sicherheit vor Feinden suchte. Mit Rechte sehnte man sich nach der Vertreibung derselben, denn eher konnte man doch nicht das Ende des unsäglichen Jammers, unter welchem Frankreich, besonders die oberen Provinzen, seufzeten, hoffen. Friedliche Ausgleichungen konnten unmöglich fruchten, da sie mehrmals versucht, doch zu nichts führten.

Um daher nun mit Gewalt seine Zwecke durchzusetzen, machte man bei dem französischen Heere Einrichtungen, wodurch es beweglicher und

zweckmäßiger wurde, vertheilte Truppen und Artillerie in die Grenzplätze, um sie immer da zu haben, wo sie am nothwendigsten waren, wodurch man schon jetzt die nachtheiligen Folgen verminderte, welche sonst ein bürgerlicher Krieg, die Praguerie genannt, zwischen den Prinzen und dem Könige und seinem Konnetable, und an dem auch der Dauphin Theil nahm, würde gehabt haben. Vielmehr focht man trotz dieser innern Unruhen fast immer glücklich gegen die Engländer fort. Sie gingen einen Waffenstillstand ein, während dessen die französische Regierung erst die Truppen, deren sie nicht mehr bedurfte, bei Gelegenheit eines Krieges gegen die Schweizer aus dem Lande führte, und sie hernach dort verabschiedete. Strenge Verordnungen verhinderten, daß sie nicht etwa in großen Banden, die der Ruhe hätten gefährlich werden können, wieder zurückkehren konnten. Die, welche man daraus behielt, und nach Frankreich zurückbrachte, wurden in die Städte verlegt, einer genauen Aufsicht unterworfen, und ihnen ein Sold festgesetzt. Das Geld dazu brachte der König durch neue, von ihm ganz willkührlich aufgelegte Steuren zusammen. Das Land und die Städte fand man um so bereitwilliger dazu, je mehr dieses das einzige Mittel war, den Räubereien der unbezahlten Soldaten, worunter sie am meisten litten, zu entgehn. Zu diesen Ordonnanzkom-

pagnien kam nun noch ein ansehnliches Heer, welches aus den Freischützen (Franc-archers) bestand. Jedes Kirchspiel mußte nemlich einen Soldaten ganz im marschfertigen Stande halten, damit er auf jeden Ruf bereit seyn könnte. Während ihrer Dienstzeit wurden sie nur besoldet.

Mit solchen Einrichtungen, die man vorzüglich dem Konnetable von Frankreich, dem nachherigen Herzog von Bretagne, verdankte, konnte man dem im Jahr 1449 wieder ausgebrochenen Kriege ruhig entgegen sehen. Die ganze Normandie ward erobert, ganz und gar innerhalb eines Jahres, in Guienne hatten die Engländer gleiches Schicksal. Die Niederlage und der Tod Talbots 1453 bei Castillon in Perigord vollendete die Eroberungen in dieser Gegend, so daß den Engländern, die selbst in den gefährlichsten Bürgerkrieg verwickelt waren, nichts am Ende übrig blieb als Calais.

Der äußere Feind war auf diese Weise in seine Schranken zurückgewiesen, aber innere Feinde gab es noch genug, über die Karl VII. nicht Herr werden konnte. Der gefährlichste darunter, oder zum wenigsten der dem Könige empfindlichste, war der Dauphin selbst. Ein Fürst, wie er, der durch seine nachherige Regierung den Beruf zum Regieren, den er hatte, bewährte, und welcher zeigte, welchen strengen Begriff er

von der Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit eines Regenten hatte, schien es nur mit Unwillen zu bemerken, daß sein Vater, dem Vergnügen ergeben, von seinen Ministern und Generalen ziemlich herrisch behandelt wurde, und daß diese einen Einfluß in die Regierung übten, den sie ihm in dem Maaße, in welchem er ihn hätte haben sollen, vermöge seiner Talente und seiner Geburt, verweigerten. Vielleicht waren die persönlichen Verhältnisse in dieser Lage für ihn noch empfindlicher, und man muß dies bedenken, um ihn weniger ungerecht und unbillig zu finden, da man doch, nach den Erfolgen, welche die Geschichte allein aufbehalten hat, zu urtheilen, gestehen muß, daß im Ganzen diese Leitung für den König und das Land heilsam und nützlich geworden ist, indem, wie oben schon angedeutet ist, die Großen selbst die königliche Macht beförderten, und dann durch den König mit dieser Macht herrschen wollten.

Aus dem oben angegebenen Grunde erklärt sich vielleicht auch des Dauphins Haß gegen die schöne und durch ihren heilsamen, damals in dem Drange der Noth gegebenen Rath, der Geschichte so werthen Agnes Sorel, welcher Haß am Ende sogar zu dem allgemein gewordnen Verdacht Anlaß gegeben hat, daß er sie durch Gift 1450 habe aus dem Wege räumen lassen. Ein Verlust, der dem Könige so nahe ging, daß da-

durch die Mißhelligkeiten zwischen seinem Sohne gewiß vermehrt wurden, und es endlich 1455 zum völligen Bruch kam. Der Dauphin floh seit dieser Zeit zum Herzog von Burgund, wo er mit der stillen Bewilligung des Königs sich bis an den 1461 erfolgten Tod des letztern aufgehalten hat, welcher Tod ebenfalls mittelbar eine Wirkung dieser Mißhelligkeit soll gewesen seyn, indem der König aus Furcht an einer Vergiftung zu sterben, aus Enthaltsamkeit von allen Speisen gestorben ist.

Unter Karl VII. ward die berühmte Pragmatische Sanktion zu Bourges 1438 zu Stande gebracht, durch welche nach den Grundsätzen des Baseler Conciliums das Verhältniß der gallikanischen Kirche festgesetzt ward. Der König erhielt darin die freie Besetzung aller geistlichen Wahlstellen, die Annaten und andere dergleichen Abgaben wurden abgeschafft, und der Grundsatz von der höhern Autorität des Conciliums über den Papst darin festgesetzt. Ihre Erhaltung oder Verwerfung hat späterhin manche Bewegungen zwischen der Kirche und Frankreich während der italiänischen Kriege nach Ludwigs XI. Tode veranlaßt.

15.

England unter König Richard II.

(1377 — 1399.)

Die nahe Berührung Englands und Frankreichs in diesem Zeitraume führt von selbst das Bedürfniß herbei, zur Ergänzung gleichsam der französischen Geschichte, die englische anzuknüpfen, um aus dem innern Zustande dieses Landes das Licht herbeizuführen, durch welches das Steigen und Fallen der englischen Macht, wie es sich vor unsern Augen in Frankreich gezeigt hat, zu erhellen.

Gleich der Anfang dieser Zeit stellt eine ähnliche Lage dar, als wir in Frankreich um diese Zeit haben kennen gelernt. Ein minderjähriger Thronerbe, und drei Onkels zu Regenten, die Herzöge von York, Laukaster und Glocester; aber die Verfassung nahm doch eine andere Wendung, und es flossen aus diesen Verhältnissen andere Resultate. Das unter der vorigen Regierung entstandene Unterhaus, das jetzt zuerst einen Sprecher wählte, fing an thätigern Antheil an der Regierung zu nehmen, und man hätte glauben sollen, die Masse der Nation habe darin einen gesetzmäßigeren Weg, ihren Willen anzubringen, gefunden. Dennoch fehlte es nicht

an gewaltsamen Versuchen und an förmlichen Unruhen, die vorzüglich durch eine neue Taxe, welche der Krieg in Frankreich nothwendig gemacht hatte, erregt wurden (1381). Man knüpfte an diese Forderungen noch andre allgemeinerer Art. Man sprach von der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, und mehr den hunderttausend Insurgenten waren entschlossen, mit Gewalt diese Zwecke durchzusetzen. Man brach in London ein, ermorderte und plünderte, bis der König selbst ihnen entgegenging, und die Forderungen zugestand, welche sie machten, zugleich durch sein geschicktes Benehmen die Rebellen zur Ruhe brachte. Als er aber unterdessen durch den Adel und den Mittelstand verstärkt war, unterjochte er sie völlig, und die Anführer büßten ihren Versuch, sich frei zu machen, mit dem Leben. Die Freiheiten, die ihnen zugestanden, wurden zurückgenommen, und die Bauren, denn aus diesen bestand der Haufe der Insurgenten, wurden zu ihrer alten Sklaverei zurückgebracht.

Kaum war dieser unordentliche Haufen in seine Schranken gedrängt, so fing eine andere Bewegung von dem Parlament aus unter der Leitung des Herzogs von Glocester an, (denn Lankaster war an der Spitze eines englischen Heers in Spanien Ansprüche auf den Thron geltend zu machen) durch welche die Günstlinge des unselbstständigen Königs von ihren Posten verdrängt

werden sollten, und die Monarchie einer Aristokratie näher gebracht. Diese Unruhen sah der König nicht so glücklich geendet, vielmehr, nachdem zwölf Männern auf ein Jahr die Regierung übertragen ward, war offenbar seine Macht zertrümmert. Seine mündlichen und schriftlichen Protestationen waren von geringem Gewicht gegen ein Heer von 40,000 Mann, mit welchen die Aristokraten das Parlament eröffneten, das den Bemühungen Richards ungeachtet, denn jetzt hatte das Unterhaus noch keine klar bestimmten eignen Zwecke, ganz auf der Seite der Widerspänstigen war. Des Königs Minister wurden zum Tode verdammt, ohne ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als sich nicht anzuschließen an jene. Der König schien gänzlich seiner Krone beraubt, als er doch 1389, nachdem er sein 23stes Jahr erreicht hatte, sich für mündig erklärte, und, ohne daß man genau die Möglichkeit dieser Verordnung erklären kann, außer aus einer gewissen Mäßigung des Königs und der Rückkunft seines Onkels Lankaster aus Spanien, die Zügel der Regierung wieder in die Hände nahm.

Unter solchen Umständen konnten die Kriege zwischen England, Schottland und Frankreich nicht mit dem Ernst geführt werden, der nicht sowohl Unglück verhütet, denn auch von der Feinde Seite ward der Krieg nicht mit Nach-

druck geführt, als vielmehr den Engländern große Vortheile hätte verschaffen können. Ja, Richard mußte streben vielmehr, anstatt seine Feinde zu vernichten, lieber in einem von ihnen selbst einen Stützpunkt zu suchen, zu welchem Zwecke auch der König bei seiner zweiten Vermählung die 7jährige Tochter des französischen Königs sich zur Gemahlin bestimmte. Besser wäre es freilich gewesen für den König, statt außer sich, lieber in sich die Haltung zu suchen, die ihm fehlte und fehlen mußte, da er selbst ohne alle Kraft nur in Vergnügungen oft gemeiner Art sein Leben hinbrachte, und durch Hingebung an neue Günstlinge, die alte Unzufriedenheit erregte. Durch Künste aller Art wußte Glocester sie anzufachen und sich die allgemeine Gunst zu erwerben, indem er vorzüglich den mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstand öffentlich tadelte. Jemehr Frankreich selbst an der Erhaltung desselben gelegen war, destomehr ist es glaublich, daß von hieraus mit die strenge Maaßregel betrieben wurde, welche Richard gegen Glocester ergriff, nachdem er ihn plötzlich aufheben und nach Calais bringen ließ, wo er, der Sage nach, starb, aber eigentlich heimlich ermordet ward. Welches Schicksal eine Menge anderer Baronen hatten, für ihre bei der ersten Verschwörung begangne aber damals verziehene Schuld.

Die Kraft, mit welcher der König von Zeit

zu Zeit zu handeln schien, kam aber weder aus seinem Karakter, noch aus seiner Lage, sondern war nur der Stoß aus dem Uebergewicht der streitenden Parteien der Großen. Eine Ungerechtigkeit also, die er gegen den Herzog von Hereford beging, welchem er, aus dem Lande verbannt, wegen eines Duells mit dem Herzog von Norfolk, die Erbschaft seines Vaters, des Herzogs von Lankaster, absprechen ließ, gegen das bei seiner Verbannung gegebene Wort, um ihn auf diese Weise unschädlich zu machen, setzte alles in Gährung, die um so eher immer ausbrechen konnte, jemehr der allgemeinen Unsicherheit wegen eine Menge von Verbindungen unter einzelnen mächtigen Leuten, zu gemeinschaftlicher Vertheidigung Statt fanden. Sobald daher bei der Anwesenheit Richards in Irland, Heinrich, Herzog von Hereford, in England landete (1399), unter dem Vorwande, bloß sein Erbtheil in Besitz zu nehmen, erleichterte eine Zahl von 60,000 Anhängern, die sich sogleich unter seine Fahnen sammleten, ihm seine wahre Absicht, den König selbst von dem Throne, auf welchem er nie fest gesessen hatte, herunter zu stoßen. Sechstausend Mann, die ihm allein treu blieben, als er aus England zurückkehrte, waren das dünne Band, durch welches der König mit seiner Nation zusammen hing, und hoffend in der Rückkehr der Nation zu sich selbst und in ihrer Besinnung ein

stärkeres zu finden, wollte er in Irland oder Frankreich diesen Zeitpunkt abwarten. Aber Heinrich kam ihm zuvor. Unter Vorspiegelung der Ergebenheit bemächtigte er sich durch den Herzog von Northumberland seiner Person und führte ihn nach London.

Ein Parliament, das, wie natürlich, unter diesen Umständen, aus lauter Anhängern Lankasters bestehen mußte, ward zusammen berufen, und von diesem der König wegen drei und dreißig ihm zur Last gelegten Artikel abgesetzt (28. Sept. 1399). Ein einziger Mann, der Bischof von Carlisle, hatte es gewagt den König zu vertheidigen, und die Anklage wegen eigenmächtiger Regierung Richards, die doch bloß aus seiner Schwäche herkam, mit seiner Jugend und mißgeleiteten Ansicht zu entschuldigen, allein dieser Versuch ward mit dem Gefängniß bestraft, zumal da er auch die rechtmäßigen Erben in Erinnerung brachte, welches Lankaster ebenfalls mißfallen mußte, weil er gleich nach der Absetzung des Königs sich selbst als Besitzer des Reichs im Namen der heiligen Dreieinigkeit erklärte. Lords und Gemeine erkannten diese Besetzung als rechtmäßig, und alle durch vorige Parlamenter bestätigten Anordnungen Richards wurden aufgehoben, der König selbst zu einem engen Gefängniß verdammt, aber bald darauf hier ums Leben gebracht, wahrscheinlich durch Hunger.

Unter dieser Regierung lebte auch der Vorläufer der Reformatoren, Johann Wicklef (1385), aber die Nation war nicht reif genug, um diese Bewegung an die allgemeinen Unruhen anzuknüpfen, noch war die Geistlichkeit mächtig genug, ihm etwas anhaben zu können. In Böhmen erhob sich der Wiederhall seiner Meinungen.

16.

Heinrich IV.

(1399 — 1413.)

Eine durch Gewalt genommene Krone konnte auch nur durch fortgeführte Gewalt behauptet werden, und dieser unterlagen auch sogleich diejenigen, welche den Plan gemacht hatten, sich des Königs zu bemächtigen. Viele Grafen und Barone verloren durch die Hand des Henkers den Kopf, in welchen neue Pläne hätten ausgebrütet werden können. Um sich größern Anhang zu verschaffen, hielt sich Heinrich an die Geistlichkeit, der er zu Gefallen Gesetze gegen Ketzer und zu ihrer Bestrafung gab, die bei den durch Wicklef verbreiteten Grundsätzen in Anwendung gebracht werden konnten, so daß mehr als einer

den Feuertod sterben mußte. Der Geistlichkeit war um so mehr dieser Schutz ersprießlich, je mehr das Haus der Gemeinen durch wickleffische Grundsätze geleitet, mehr als einmal den Vorschlag that, das Vermögen der Geistlichen zu den Bedürfnissen des Staats anzuwenden, und deßwegen Berechnungen von denselben darlegte, nach welchen sie 485,000 Mark des Jahrs betrugen, die man vertheilen und neue Besitzungen und Häuser daraus stiften sollte.

Um das Volk nicht aufzubringen durch neue Auflagen, verfolgte er den Krieg gegen Frankreich und Schottland bloß bis dahin, um sicher vor Anfällen oder Verlust zu seyn. Die innern Gährungen, die nach jener ersten unglücklich abgelaufenen Empörung doch nicht aufhörten, erforderten überdem die Concentrirung aller Kraft im Innern. Die Familie Percie, welche dem Könige Heinrich am meisten zur Erfüllung seiner Absichten geholfen, und den Grafen Douglas, der mit einem schottischen Heere einfiel, später so siegreich geschlagen hatte, wendete, unzufrieden mit dem Könige, der in einem so nützlichen Hause auch ein eben so schädliches erkannte, seine Talente und seine Macht gegen Heinrich. In einem Manifeste stellte man Heinrichs ganzes Betragen als eine Reihe von zahlreichen Verbrechen vor, die zu bestrafen Percie an der Spitze eines großen Heeres aufgetreten sey. Bei Schrews-

bury (1403) ward von beiden Seiten mit Nachdruck gefochten, aber der Sieg entschied sich für Heinrich, und da die rebellirenden Aristokraten nicht gemeinschaftlich gehandelt hatten, so war es leicht, die einzelnen Haufen derselben zu überfallen. Weil er die Häupter des Aufruhrs ohne Schonung mit aller Strenge hinrichten ließ, welches auch sogar mit einem Erzbischof geschah, so verschaffte er sich Ruhe vor seinen innerlichen Feinden, die entweder nun durch das Schwerdt vernichtet, oder durch den Schrecken entwaffnet waren. Diese Strenge, Festigkeit und Klugheit setzte ihn auch in den Stand bei seinem Tode, der ihn in der Blüthe seines Lebens überfiel, die Regierung des von innen wohl befestigten Reichs seinem Sohn zu übertragen. Dies war

17.

Heinrich V.

(1413 — 1422.)

Der Tod hatte seinen Vater überrascht bei der Beendigung der inneren Unruhen, ihm blieb daher der freie Spielraum nach außen, wozu ihm auch sein sterbender Vater aufgefordert hatte, um noch vollends von dem Feuer eines aus-

wärtigen Krieges jeden entzündlichen Stoff verzehren zu lassen. Heinrich V. hatte alle Kraft und Lebendigkeit, die dazu erfordert wurde, und welche bei ihrem Uebermaaß und Fülle sich, weil sein Vater aus Mißtrauen ihn an den höhern Geschäften der Regierung keinen Antheil nehmen ließ, in solchen Uebermuth wilder Vergnügungen ergossen hatte, daß man erzählt, er habe öfters mit seinen Spießgesellen auf den Landstraßen geplündert, um sich an der Furcht und Verwirrung der Armen zu ergötzen. Daß dies aber nur das Spiel üppiger Kräfte gewesen war, zeigte sich bald an dem Ernste, mit welchem er bei seines Vaters Tode sogleich sein Leben erfüllte. Er entließ alle seine vorigen Freunde, und erlaubte ihnen nur Zutritt zu sich, wenn sie, eben so wie er, eine gänzliche Veränderung mit sich würden vorgenommen haben. Dies erwarb ihm die allgemeine Liebe, die sich noch vermehrte durch Gnadenbezeugungen und Freundlichkeit gegen die, welche seines Vaters Strenge unschädlich gemacht hatte. So gesichert in seinem Lande, bauete er nach seines Vaters Plane weiter fort. Während dieser sich nur hatte begnügen müssen, durch Begünstigung und Unterstützung bald der einen oder der andern Parthei in Frankreich die Unruhen zu erhalten, eilte Heinrich selbst an der Spitze eines Heeres nach Frankreich, und der Sieg bei Azinkourt (1415) krönte, wie wir gesehn haben,

diesen Feldzug mit einem so glücklichen Ausgange, als man ihn nicht erwarten konnte. 14,000 Gefangene, unter denen sich die Herzöge von Orleans und Bourbon selbst befanden, verherrlichten diesen Sieg mehr als die weitern Folgen, indem fast zwei Jahre England keine neue Armee nach Frankreich sendete, durch Mangel an Geld verhindert. Das Parlament, ohne dessen Willen sowohl Vater als Sohn keine Taxen auflegten, um von da aus keine Angriffe zu fürchten, dadurch aber dem Parlamente eine unantastbare Gewalt in die Hände gaben, bewilligte zwar dem Könige Geld, aber doch nicht in dem Maaße, als es ein solcher Feldzug erforderte. *)

Frankreichs Zustand indessen war von der Art, daß er einem Feinde immer neue Gelegenheit darbot. Als er daher 1417 abermals in der Normandie landete an der Spitze von 25,000 Mann, eroberte er diese Provinz fast ganz ungehindert, und dem Kardinal Ursinus, der ihm mit Vorschlägen entgegen kam, erwiederte er: seht ihr nicht, daß Gott gleichsam an der Hand mich herbeigeführt hat, und giebt es einen besseren Beweis, denn diese Verwirrung Frankreichs, daß die Vorsehung mir die Krone dieses Reichs bestimmt hat. Seine siegreichen Heere

*) Während seiner ganzen Regierung erhielt er nur 203,000 Pfund für die Kriegsausgaben.

hatten die königliche Familie schon gezwungen Paris, welches bedrohet ward, zu verlassen und nach Troyes zu flüchten. Hier wurde endlich 1420 der berüchtigte Vertrag geschlossen, dessen Inhalt oben schon angegeben ist. Die Eroberung von Sens, Montereau und Melün folgte bald darauf. In Paris ward Heinrich mit Freuden aufgenommen, die ganze umliegende Gegend wich der Gewalt der Waffen, der Dauphin war hinter die Loire zurückgetrieben. Sein Plan endlich, ganz und gar Frankreich zu verlassen, schien die Noth und ein solcher Gegner fast unausweichbar zu machen. Auf feindlichem Boden nahm die Schwierigkeit, Mannschaft und Geld zu erhalten, ab, durch eine Verordnung, nach welcher Heinrich alle Waffenfähigen in England aufnehmen und in Kompagnien vertheilen ließ, um immer bereit zu seyn, dem innern und äußern Feinde zu widerstehen, sicherte er seine eigene Staaten, sein unternehmender Geist überwand alle Schwierigkeiten, die Liebenswürdigkeit und Gewalt, die er über die Herzen anderer ausübte, sicherte ihm das Vertrauen derer, denen er die Ausführung seiner Unternehmungen vertrauen mußte.

Des Dauphins Vernichtung schien sicher, hätte nicht der Tod den König Heinrich in der Mitte seiner Tage und seiner Hoffnungen vernichtet (1422). Sterbend empfahl er die letztern dem

dem Herzog von Bedford, und gebot ihm, wenn das Waffenglück sie auch nicht bis zur Besitznahme des französischen Throns durch den jungen, nachgelassenen Prinzen erfüllen sollte, doch nicht eher Friede zu machen, als bis die Normandie abgetreten und mit England verknüpft wäre. Aber auch diese mäßigern Aussichten vereitelte, trotz der großen Sorgsamkeit des rechtschaffenen und geschickten Bedfords, der schon oben erzählte Lauf der Begebenheiten.

Er hatte sich bemühet, Frankreich die Hülfe von Schottland abzuschneiden, von wo aus Karl VII. noch am meisten unterstützt ward, dadurch, daß er den seit langer Zeit gefangnen König unter solchen Bedingungen entließ, aber die Herzöge von Burgund und Bretagne konnte er doch nicht aus Gründen, die oben erzählt sind, bei seinem Interesse erhalten. Die Aufnahme, welche der Gesandte des erstern in England fand, als er die Nachricht von der Aussöhnung seines Herrn mit Frankreich überbrachte, zeigte, daß man den Verlust wohl fühlte. Man wies ihm in eines Schuhmachers Hause seine Wohnung an, und nur eine Wache konnte ihn vor den Beleidigungen des Pöbels schützen. Aber an dem Herzog selbst konnte man sich nicht rächen. Mit ihm mußte man endlich doch des Handelsinteresse wegen Frieden schließen. Zu den vielen äußern Gründen, welche Englands Macht an Frankreich

schwächten, kamen die innern Zwistigkeiten hinzu. Der König, der heranwuchs, zeigte geringe Fähigkeit, und also auch kraftlosen Willen. Es entstanden Partheien, die zu inneren Kriegen Veranlassung gaben, welche England fast ganz zerrütteten, und deren ausführliche Geschichte wir für die folgende Periode versparen.

18.

Ludwig von Baiern.

(1313 — 1347.)

Deutschland verließen wir oben unter einem Fürsten, Heinrich VII., der in Italien gestrebt hatte, mit den Ansprüchen des Kaiserthums ein Reich zu errichten, da er in Deutschland selbst in Absicht seiner Besitzungen keinen bequemen Anknüpfungspunkt für einen solchen Gebrauch des kaiserlichen Ansehns hatte, das freilich um so mehr in Deutschland nun unterlag. Die Fürsten waren von einem Ende bis zum andern in Kampf begriffen gegen die kaiserliche Gewalt, und sie wurde nur von den Städten geltend gemacht gegen die Fürsten, gegen welche sie sich auflehnten, um unter dem Namen der Reichsunmittelbarkeit politische Selbstständigkeit zu erhalten,

Von ihnen gingen daher eine Menge von Kämpfen aus. So war, obgleich Heinrich die von Albrecht und Adolf, seinen Vorgängern, gemachten Ansprüche an Thüringen hatte fahren lassen, so wollten doch die Städte Erfurt, Eisenach u. a. m. sich nicht den thüringischen Fürsten unterwerfen. Eben dahin strebten in Norddeutschland Wismar, Lübeck, Stralsund, Rostock, durch Handel so reich und mächtig geworden, daß einzelne der vereinigten Macht der benachbarten Fürsten widerstehen konnten. Aus dieser Eifersucht zwischen Adel und Städten brannte der Krieg heftig in Baiern. Weil der Herzog von Niederbaiern den Städten Straubing und Landshut Zutrauen dadurch bewiesen hatte, daß er ihnen die Vollstreckung seines letzten Willens, nach welchem die oberbairischen Fürsten die Vormünder seines hinterlassenen Prinzen seyn sollten, übertragen hatte, fand sich der niederbairische Adel so sehr beleidigt, daß er auf die Seite der östreichischen Fürsten trat, welche Ansprüche an diese Vormundschaft machten. Ein heftiger Streit entstand darüber, an welchen nun der noch größere über die Besetzung des deutschen Throns sich anknüpfte.

Nach dem Tode Heinrichs waren zwei große Partheien in Deutschland, die östreichische, an deren Spitze Friedrich und Leopold, Albrechts Söhne, standen, und die luxemburgische,

von dem Könige Johann von Böhmen repräsentirt. Der letztere war zum wenigsten entschlossen, die erste zu verdrängen, und man bemühete sich daher von beiden Seiten um Wahlstimmen, mit welchen jetzt um so mehr kabalirt werden konnte, bei der noch nicht festen Bestimmung, welchem Hause, oder vielmehr welchem Zweige des Hauses die Wahlstimme zukomme. Im Hause Sachsen gaben zwei ihre Stimme, und Heinrich von Kärnthen, als vertriebener König von Böhmen, wollte so gut mitstimmen als Johann. Indessen hatte doch die luxenburgische Partei die bedeutendsten Stimmen. Johann von Böhmen, die Kurfürsten von Trier und Mainz und der mächtige Markgraf von Brandenburg, Waldemar, gaben ihr ein großes Gewicht. Johann selbst zu wählen, schien nicht ausführbar, und nachdem man bald den Albrecht von Köthen oder den Markgrafen Heinrich von Landsberg vorgeschlagen hatte, wählte man endlich Ludwig von Baiern, der mächtig genug schien zu einem Gegengewicht von Oestreich. Auch schien es Ludwigen nicht an persönlichen Eigenschaften zu fehlen. Er hatte ein freundliches Aeußere, war voll Scherz und Heiterkeit, tapfer und kühn, nur zu rasch und beweglich, daher im Unglück oft ohne Rath. Er weigerte sich anfangs, weil er einmal Friedrich dem Schönen, der von der östreichschen Parthei gewählt ward, sein Wort ge-

geben hatte, endlich aber gereizt von der Gelegenheit, seines Hauses Macht zu erweitern, welches er hernach mit vielem Glück auch that, nahm er die Wahl an, deren Gültigkeit erst mit der Vernichtung Friedrichs von Oestreich, der durch die Bemühung des Erzbischofs von Kölln und des Herzogs von der Pfalz, zum Gegenkaiser erwählt war, bestimmt seyn konnte. Da die Bestrebung des Bruders dieses Gegenkaisers, Leopolds, den Städten so nachtheilig waren, standen diese meistens auf Seiten Ludwigs, und auch Frankfurt und Aachen weigerten Friedrichen ihre Thore zu öffnen. Dennoch waren die Kräfte beider Gegner nicht gering, und erst nach achtjährigen Streifzügen gegen einander riß die Schlacht bei Mühldorf (1322) in Baiern, durch den kriegerfahrnen Seifried Schweppermann für Ludwig gewonnen, von dem Haupte Friedrichs, der in vergoldeter Rüstung vor seiner Leibwache focht, den blinkenden Reichsadler, mit welchem er sich ausgeschmückt. Und in fremdem Waffenkleide empfing Ludwig seinen Gegner als Gefangnen!, der darauf in das feste Schloß Trausnitz gebracht ward. Friedrichs Bruder Heinrich ward dem König von Böhmen übergeben, um sich an ihm zu entschädigen.

Der Gegner war zwar überwunden, aber die Parthei nicht. Ja es entstanden für Ludwig ganz andere Gegner, als er nun anfing selbst

etwas seyn zu wollen, zumal da das Glück ihn so begünstigte, seine Hausmacht zu erweitern. Als nämlich mit dem mächtigen Waldemar, oder bald nach ihm der anhaltische Mannsstamm ausstarb, belehnte Ludwig seinen Sohn mit der Mark Brandenburg, und wenn nicht schon diese Erweiterung überhaupt dem Könige von Böhmen mißfallen mußte, so geschah es doch schon auch deßwegen, weil Johann hiervon etwas abzubekommen hoffte, was er nicht erhielt, welche Unzufriedenheit noch vermehrt werden mußte, als 1335 Ludwig nach Herzog Heinrichs Tode die östreichischen Fürsten mit Kärnthen und Tyrol belehnte, da doch Johanns Sohn mit Heinrichs Tochter Margarethe vermält war, der endlich aber 1336 die Oestreicher Tyrol ließen. Dieses Land war aber für Ludwigen zu gut gelegen. Als daher Margarethe Maultasche mit ihrem Gemahl unzufrieden war, vermählte er sie, sogleich mit seinem Sohn, dem Markgrafen von Brandenburg (1344), und trennte die Ehe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit selbst, da er es vom Papste nicht erhalten konnte. Denn mit den Päpsten lag er in Zwistigkeiten, die aus seiner Lage natürlich hervorgingen, die aber seinen besondern Zwecken entgegen waren.

Als deutscher Kaiser war Ludwig nothwendig in Absicht auf Italien des Papstes Gegner, und Robert von Neapel ermangelte nicht, dem

Papste, der auf seinem Gebiete wohnte, tüchtig aufzuhetzen, und dem Könige von Frankreich war ein deutscher Kaiser wie Ludwig ebenfalls nicht gelegen, je näher er ihm vollends durch die Erwerbung von Hennegau, Holland, Seeland, Flandern, welche seiner Gemahlin beim Absterben ihres Vaters (1346) zufallen mußten, kam, und dadurch also in den Händen des Königs von England ein gefährlicher Feind werden konnte. Daher die von dem Papste ausgehenden Bewegungen gegen Ludwig, gegen den sich derselbe in Deutschland bald Oestreichs, bald Böhmens als Mittel bediente, je nachdem Ludwig bald dieses oder jenes beleidigte, bei dem Streben zur Erweiterung seiner Macht, der das Kaiserthum nur Mittel seyn oder Titel werden sollte. Es zeigte sich das vielleicht auch darin, daß Ludwig gegen das Beispiel der vorigen Kaiser sich nur in seinen Erbstaaten aufhielt.

Gleich nach dessen Wahl ließ Johann XXII. gereizt schon durch den Beistand, welchen Ludwig dem Viskonti geliehen hatte, sogleich dem Kaiser den Proceß machen. Er ließ ihm befehlen, innerhalb 3 Monate sich der Reichsverwaltung zu enthalten, bis es den Papst werde gefallen haben, eine Entscheidung darüber zu thun. An die Kirchthüren von Avignon ward die Sentenz angeschlagen. Der Papst konnte in Deutschland für jetzt auf Leopold von Oestreich rech-

nen, der, seinen Bruder gern befreit wissen wollend, sich an ihn anschloß, und auch durch heftige Verheerungen der baierschen Länder Ludwigen sehr schädlich ward. Um daher diesen Feind los zu werden, entschloß sich Ludwig, seinen gefangnen Gegner Friedrich gegen die Verzichtleistung auf das Reich zu befreien. Ganz allein unter dem einsamen Schatten der Bäume hatten sie sich versöhnt, aber nicht zur Zufriedenheit des Papstes, noch Leopolds, dem der kaiserliche Thron in seiner Familie zu werth war, daher auch Friedrich wohl sehend, daß er sein Wort nicht halten konnte, in die Gefangenschaft zurückkehrte. Gegen Leopold mußte also die Gewalt der Waffen fortgebraucht werden. Gegen den Papst aber konnte er andere Mittel brauchen. Es war nämlich Johann XXII. in theologische Händel *) verwickelt über die Armuth Christi, und Ludwig fand daher an den Minoriten, die andrer Meinung waren, gute Unterstützung, indem sie sich vom Kaiser gebrauchen ließen, die Unabhängigkeit der weltlichen Macht darzustellen, und den Papst zu gleicher Zeit als einen Ketzer zu behandeln, wel-

*) Es wurde dieser Streit mit außerordentlicher Heftigkeit geführt. Weil die Minoriten, deren Meinung eben von dem Papste verdammt wurde, behaupteten, daß Christus gar kein Eigenthum besessen habe, ließen ihre Gegner den Heiland, am Kreuze oder in andern Lagen, abmahlen mit Geldbeuteln, aus denen er Geld nahm.

chen Vorwurf Ludwig auch davon geltend machte, daß der Papst die Polen und heidnischen Litthauer aufgefordert hatte, in Brandenburg einzufallen, und alles mit unerhörter Grausamkeit zu verheeren. Auf ausdrücklichen Befehl des Papstes hatten die deutschen Ritter ihnen deßwegen den Durchgang erlauben müssen.

Um dem Papste eine stärkere Diversion zu machen, vielleicht auch in der Hoffnung, aus dem reichen Italien Geld zu bekommen, woran es ihm immer fehlte, ging er, nachdem er sich 1325 mit Friedrich von Oestreich versöhnt hatte, und Leopold bald darauf 1326 starb, nach Italien, ließ auch einen neuen Papst wählen, einen Minoriten, aber ohne Glück. Er benutzte vielmehr Friedrichs Tod (1330), mit Ehren aus Italien zurückzukehren nach Deutschland, wo durch das Interdikt des Papstes die größte Verwirrung herrschte, und Ludwig mit Gewalt der Waffen die widerspenstigen Priester zur Ausübung des Gottesdienstes zwingen mußte. Die Räubereien und Fehden im Inneren aber nahmen kein Ende, da des Kaisers Vortheil es erheischte, zum Beispiel, bald den schwäbischen Städten gegen die Herren sich selbst Recht zu verschaffen, zu erlauben, bald es wieder zu verbieten, wie er diesen oder gerade den brauchte. Denn der Papst hatte sogar die Deutschen Fürsten nach Avignon berufen, und Ludwigen einen Reichstag zu Frankfurt zu halten ver-

boten. Und, da sich Ludwig wegen Kärnthens mit Oestreich, wie schon gesagt, ausgesöhnt (1332), Böhmen aber beleidigt, schickte er den König Johann nach Italien, in der Lombardei ein Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht zu bilden.

Zwar starb der Papst bald darauf, aber Benedict XII. trat in seine Fußtapfen, um so mehr, da Ludwig sich in ein Bündniß mit England einließ und recht gefährlich hätte werden können. Viele Städte in Frankreich, die ehemals zu Deutschland gehört hatten, erwarteten nur die Reichsfahne zu sehen, um sich England und dem Kaiser zu übergeben, und es würde leichter gewesen seyn, von hier aus den Papst zu zwingen. Aber Ludwig ließ sich gar nicht sehen, schickte seinen Sohn mit einigen Helmen nur zu Hülfe. Denn, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit sich ausdrückt, er wollte lieber in Deutschland ein Bekenner seyn, als in Frankreich ein Märtyrer werden. Philipp von Frankreich aber hatte ihm auch vorgespiegelt, daß der Papst ihm lossprechen würde, womit Ludwigen für seine Erweiterungsabsichten in Deutschland am meisten gedient war. Diese Absichten hatte das Glück schon so sehr begünstigt, und er bedurfte nur der Ruhe von außen, um sie noch weiter auszuführen. Schon hatte er auch seinen Sohn Stephan mit einer Abkömmlingin aus dem hohenstaufischen Hause vermählt, und zum Herzog von Schwa-

den gemacht, um dort das alte Herzogthum wieder aufzurichten. Ja, da die niederbairische Linie ausstarb, bemächtigte er sich auch dieser Länder, so daß nun ganz Baiern sein alleiniges Besitzthum ward. Ludwigs Macht ward also in Deutschland immer bedeutender, aber gerade aus diesen Gründen ward wohl die Aussöhnung immer schwieriger, so wie es denn auch Frankreich mit seiner Vermittelung nie Ernst gewesen war. Weil aber doch der Papst auch die Rechtmäßigkeit der Wahl Ludwigs antastete, so wurden nun die Fürsten mittelbar angegriffen. Sie nahmen sich daher der Sache ernstlich an, und schlossen ein Bündniß, unter dem Namen eines Kurvereins, in welchem die Unabhängigkeit der kaiserlichen Würde und Regierungsgewalt, auch des kurfürstlichen Wahlrechts von jeder fremden Gewalt festgesetzt ward (1338).

Ludwig hatte vorher den zahlreich versammleten Fürsten mit weinerlicher Stimme die Unbilligkeiten des Papstes geklagt, und im vollständigsten kaiserlichen Ornate durch Hersagung des Glaubens von seiner Rechtgläubigkeit alle zu überzeugen gesucht. Denn, weil Ludwig sich, sey es aus Menschlichkeit, oder durch Geld gewonnen, der Juden mehrmals angenommen, hatte der Papst ihn auch für einen schlechten Christen erklärt.

Man könnte daraus schließen, daß Ludwig

in diesen kräftigen Ton der Fürsten nicht einsprechen konnte oder auch nicht wollte, alles erwartend von einer friedlichen Ausgleichuug, durch welche er auch Ruhe für Deutschland hoffte. Aber während er einen allgemeinen Landfrieden, dergleichen lange nicht gesehen war, beschwören ließ 1345 um dies letztere zu erreichen, war ihm ein neuer Versuch bei dem neuen Papste Clemens VI. abermals so mißglückt, daß endlich die Fürsten selbst sich gegen alle weitere Unterhandlungen erklärten.

Dieser Papst nämlich war mit dem böhmischen Hause, als ehemaliger Lehrer des nachmaligen Kaisers IV. noch besonders verbunden, und indem er also das hergebrachte päpstliche, durch französische Politik bestimmte System verfolgte, konnte er zugleich an einem baierschen Kaiser, jenes durch die oben erzählte Ehescheidung Margarethens beleidigte Haus rächen. Es ergingen daher auch von diesem Bannbullen gegen den Kaiser des alten Inhalts. Ludwig schickte Gesandte an den Papst, und ging alle Forderungen ein, zum Erstaunen des Papstes. Zur Verwunderung des Kaisers aber erfolgte dennoch seine Lossprechung nicht. Der Papst machte ihm neue Bedingungen, mit dem Zusatze, daß er sich anheischig machen sollte, im Fall er sie nicht erfüllen würde, sich selbst für abgesetzt zu erklären. Das aber überschritt die Gränze, in=

nerhalb welcher die Demüthigung Ludwigs mit seinen dadurch bezweckten Vortheilen übereinkamen. Er versammlete nun abermals einen Reichstag. Alle Fürsten kamen darüber überein, daß er ferner nicht die Lossprechung suchen solle, tadelten auch heftig, daß er sich bis dahin gedemüthigt habe, und warfen ihm seine schlechte Regierungsverwaltung vor. Man verwarf des Kaisers Vorschlag, seinen Sohn zum Kurfürsten von Brandenburg zu wählen, mit dem Zusatz, daß unter dem Baier das Reich heruntergekommen sey. Doch blieben sie ihm getreu, als auf Clemens VI. Anstiften durch die Bischöfe von Kölln und Trier, Karl, des böhmischen Königs Sohn, zum Gegenkaiser gewählt ward, und der Neugewählte, den man zum Spott den Pfaffenkönig nannte, und der unter unwürdigen, dem Papste zugestandnen Bedingungen vom Papste aufgestellt ward, konnte nicht aufkommen. Wir haben ihn auch oben schon bei der Schlacht zu Crecy auf der Seite der Franzosen fechten sehen, wohin er, Deutschland verlassend, sich begeben hatte, und wo auch sein Vater Johann, wie wir wissen, starb, der ein gefährlicherer Feind für Ludwig hätte werden können, wäre er besonnener und ruhiger zu Werke gegangen. Aus Gründen, die schon oben erzählt, standen ihm zwar die schwäbischen Grafen bei, aber ohne Erfolg, eben so wenig glückte ihm der Versuch, sich Ty-

rols zu bemächtigen. Nur der unvermuthete Tod des Kaisers, der auf einer Bärenjagd, die er sehr liebte, vom Schlage gerührt starb, 1347, eröffnete ihm Aussichten zu einem glücklicheren Erfolg.

19.

Italien unter Ludwig.

(1326 — 1443.)

Wir sahen, daß die durch die Ankunft des Herzogs von Kalabrien anwachsende Macht der Guelfen, die Ghibellinen bewog, zu dem deutschen König Ludwig seine Zuflucht zu nehmen, dessen Beweggründe zur Annahme dieses Aufruhrs wir so eben erzählt. Er versprach daher auf der Reichsversammlung zu Trient den lombardischen Fürsten Cane della Scala, Passerino, Herrn von Mantua, dem Markgrafen von Este, den Söhnen des Viskonti, den Gesandten Castruccios, der Pisaner, der ausgewanderten Genueser und Friedrichs von Sicilien, die ihm Hoffnungen und 150,000 Goldfloren anboten, zu erscheinen, nachdem der Papst schon vorläufig durch die versammleten

Geistlichen, besonders Minoriten, für einen Kezer erklärt war.

Ohne vieles Geld und Truppen, welches beides Ludwig in Italien erwartete, rückte er ein und ward im Mai 1327 zu Mailand mit der eisernen Krone gekrönt. Ganz Italien gerieth, wie gewöhnlich in Bewegung, diesmal auch besonders Rom. Hier hatte das Volk die Anhänger Roberts, Stephan Kolonna und Porzellus de Ursini vertrieben, sich selbst unter Anführung des Sicarra Kolonna, dem ein Rath von 52 Bürgern beigesellt ward, zum Herren aufgeworfen und war, nachdem es von dem wohl beredten Papste auf seine Anforderung nach Rom zurückzukehren, keine erwünschte Antwort erhalten hatte, fest entschlossen, wie es auch jenem versichern ließ, den Kaiser in seine Stadt aufzunehmen. Sein fester Entschluß bewährte sich, als Robert einen blutigen und dennoch vergeblichen Versuch machte, sich durch seine Truppen der Stadt mit Gewalt zu bemächtigen, durch den Fürsten von Morea, seinen Bruder, ehe noch Ludwig angekommen wäre.

Dieser war noch in der Lombardei beschäftigt, die Angelegenheiten Mailands anzuordnen, wo er den Galeazzo Viskonti nebst seinen Brüdern abgesezt, weil sie, ihn überhaupt durch ihr stolzes Betragen beleidigend, nicht bereitwillig gewesen waren, eine Geldsumme für den Kai-

ser herbeizuschaffen, von den Einwohnern Mailands, die schon über die Abgaben unzufrieden waren. Diese Unzufriedenheit benutzte nun der Kaiser und setzte einen kaiserlichen Vikar ein, suchte aber doch auf einer Versammlung der Ghibellinen, sie über diese Behandlung der Viskontis, denen er Verrätherei Schuld gab, zu beruhigen. Sei es nun, daß Pisa dadurch mistrauisch geworden war, oder daß es sein voriges Schicksal oder den beim Kaiser vielgeltenden Castruccio fürchtete, genug der Kaiser mußte erst durch Eroberung der Stadt den Einzug erkaufen, ließ sich aber von den durch den sardinischen Krieg erschöpften Pisanern diesen Zeitverlust mit 60,000 Goldfloren ersetzen. Und da ihm Castruccio dabei so gute Dienste geleistet hatte, machte er ihn gegen eine Summe von 50,000 Goldfloren zum Herzoge von Lucca, Pistoja und Volterra, welches die Pisaner nur besorgter machen mußte, ahndend Castruccios Absichten, um derentwillen er auch eigentlich nur ungern den Kaiser nach Rom begleitete.

Der Weg dahin ward Ludwigen nicht erschwert, da Karl von Durazzo Toskana verlassen hatte, um nach Neapel zu gehen, der päpstliche Legat aber nur in Bologna und dessen Umgebungen sich festzusetzen suchte, Rom selbst aber den Kaiser mit offnen Armen aufnahm, ja bis zur lautesten Freudensbezeugung stieg, als Ludwig

wig am folgenden Tage in einer, dem römischen Stolz schmeichelnden Rede alle Herzen gewann. Die Krönung geschah mit allen Feierlichkeiten, Castruccio hielt während der Salbung als dazu erwählter Reichsfähndrich die Krone, und sollte Ludwigen die neapolitanische dazu erwerben, gegen dessen Besitzer der Krieg beginnen sollte. Aber dieser, wohl wissend, daß Castruccio allein der Leiter des kaiserlichen Kabinets und der allein fürchterliche war, hatte mit der florentinischen Hülfe durch List und Gewalt sich Pistojas bemächtigt, und nöthigte dadurch Castruccio den Kaiser, dem jener überhaupt ungern als Mittel diente, sondern dessen er sich, wie alle Ghibellinen lieber, als solchen bedienen wollte, zu verlassen, und nach Toskana zu eilen, wo er sich schnell Pisas bemächtigte, und zur Wiedererlangung Pistojas Hoffnung bekam. Sein Plan ward daher immer reifer, sich zum Könige von Toskana zu machen, sobald er nur nach Florenz würde bezwungen haben, wozu auch Ludwig sich nun anschickte, nachdem sein Plan gegen Neapel durch Castruccios Abzug vereitelt, und sein längerer Aufenthalt in Rom unmöglich gemacht war.

Rom nämlich war unzufrieden, daß die Abwesenheit der Päpste den Strom der Reichthümer von ihrer Stadt ableitete, konnten also wohl um so weniger zufrieden seyn, daß der Kaiser

statt ihnen durch seine Anwesenheit diesen Verlust zu ersetzen, noch eine Schätzung von 30,000 Goldfloren abforderte, und sie konnten voraussehen, als Ludwig in einer feierlichen Versammlung, prangend im kaiserlichen Ornate, dem Volke versicherte, daß er nur Deutschland und den Schooß seiner Familie verlassen habe, um der Hauptstadt der Welt das Haupt des christlichen Glaubens, welches nach geschehener Absetzung Johanns XXII. durch die Wahl eines Minoriten, unter dem Namen Nikolaus V. geschah, wieder zuzuführen, daß dies kein großer Trost seyn würde, da bei der feierlichen Protestation Johanns XXII. gegen alle diese Schritte, und bei dem Mangel an Macht und Gelde, welches letztere dem Kaiser immer fehlte, obgleich er auch sich des ghibellinischen Besitzers von Viterbo, Sylvestro de Gatti, bemächtigt hatte, um seinen aus 30,000 Goldfloren bestehenden Schatz zu bekommen, diesem neuen Papste keine lange Dauer zu versprechen war. Er zog auch mit seinem Gönner, dem Kaiser Ludwig, von Rom ab, mit Schimpfreden und Steinen von den erbitterten Römern verfolgt, nach Florenz, gegen welches mit Castruccio gemeinschaftliche Sache zu machen, der Kaiser entschlossen war, da hier auch nun die in Rom vergebens erwartete Hülfe Friedrichs von Sicilien ankam.

Allein abermals ward Florenz gerettet und

Ludwigs Plan vereitelt. Castruccio nämlich war durch die Anstrengung bei der Belagerung Pistojas, nebst Galeaz Visconti, der unter ihm gedient hatte, gestorben, und da sein Sohn, wohl bekannt mit Ludwigs Gründen zur Unzufriedenheit mit seinem Vater, vorzüglich wegen der Ermächtigung Pisas, sich mit Florenz zu verbinden Lust hatte, welches auch sein Vater selbst zu thun willens gewesen war, um nur erst des Kaisers los zu werden, so ging dieser unter so veränderten Umständen nun sogleich auf Pisa und Lucca los. Allein ein Theil seiner Truppen, ohne Sold, lehnte sich gegen ihn auf, nahm Lucca und wollte es den Florentinern verkaufen, Pisa hingegen machte sich, troß des kaiserlichen Vikars, frei. Auf beide aber machten die nachgelassenen Söhne Castruccios die Ansprüche, welche der Kaiser ihnen genommen hatte. Mit dieser Behandlung der Erben Castruccios war zugleich Azzo Viskonti, der jeßt wieder als kaiserlicher Vikar in Mailand lebte, unzufrieden und dem Kaiser abgeneigt, der zwar Mailand belagern wollte, aber nichts ausrichtete. Zwar hätte Ludwig vielleicht durch Cans Hülfe gegen jenen noch sein Ansehn retten können, wenn er sich von diesem hätte wollen brauchen lassen, um ihn durch Verringerung Viskontis groß zu machen. Denn nachdem Can auch Trevigo erobert hatte, dehnte er seine Absichten weiter aus. Aber gleich nach Erobe=

rung der letzten Stadt starb, man sagt vor Freude darüber, dieser seit Ezzelin furchtbarste Tyrann in der Lombardei, der mit dem Köcher und Pfeilen auf dem Rücken, wie er immer einherzugehen pflegte, seinen Feinden als der sicher und ferntreffende Apoll, den Gelehrten aber, die mit fürstlicher Freigebigkeit von ihm beherbergt, beschützt und verehrt wurden, als der Apollo im Chore der Musen erscheinen mußte. Uebersdem aber nahm die Macht der Kirche zu. Mailand versöhnte sich für jetzt mit ihr, Pisa lieferte den Gegenpapst in die Hände Johanns XXII. nach Avignon, der päpstliche Legat behauptete Bologna gegen die Angriffe Ludwigs, und brachte Ravenna, Parma, Modena, Viterbo unter päpstliche Herrschaft. Florenz aber, das nach dem Tode Karls von Durazzo, Roberts Sohne, wieder zu ihrer demokratischen *) Verfassung zurückkehrte, und troß so vieler Anstrengungen noch so wohlhabend war, daß Verbote gegen den ungeheuren Luxus ergehen mußte, fing an mit aufgerichtetem Muthe wiederum eine Uebermacht

*) Prioren regierten, ein Gonfaloniere der Gerechtigkeit wachte über die Gesetze, wodurch der Adel schon 1292 gänzlich beschränkt war, damit die Masse des Volks leicht aufgeboten und in Bewegung gesetzt werden konnte, war es in ein und zwanzig Zünfte getheilt, die ihre Anführer und Abzeichen hatten.

in Toskana auszuüben. Unter solchen Bedrängnissen ergriff Ludwig die 1329 erhaltene Nachricht von Friedrichs Tode gern, um mit Ehren Italien verlassen zu können.

Aber die Ruhe trat nicht an seine Stelle, vielmehr in dem folgenden Jahre (1330) erschien wie ein Meteor plötzlich in Italien, der König Johann von Böhmen, wovon wir schon in der vorhergehenden Geschichte Ludwigs die geheimen Triebfedern haben kennen gelernt. Ein Zufall schiens, daß er bei dem Herzog von Kärnthen sich wegen einer Hochzeitfeier seines Sohnes mit jenes Schwester, aufhaltend, von der Stadt Brescia zu Hülfe gerufen ward, welche von den Viskontis und von den Nachfolgern Cans, Albrecht und Mastino della Scala heftig bedrängt wurde, und wie eine Bezauberung wars, daß alle Städte der Lombardei Bergamo, Crema, Cremona, Parma, Reggio, Modena, ja Lucca, das dadurch von der Belagerung der Florentiner befreiet ward, ihm sich ergaben, um jeder von der Noth, in welcher er sich befand, los zu werden, die neue aber nicht ahndend. Doch Kaiser Ludwig ließ Johann um seine Absichten fragen, erhielt aber zweideutige Antwort, und den übrigen lombardischen Fürsten gingen endlich über die Absichten, welche der Papst und Frankreich mit diesem neuen Ankömmling hatten, aus der großen Vertraulichkeit, wel-

che sich allmählig zwischen Johann und dem päpstlichen Legaten entwickelte, die Augen auf. Nun aber zeigte sich auch sogleich das lebendige immer frisch aufwachsende Leben italienischer Politik. Zum Erstaunen aller, welche in politischen Bestrebungen den Eigensinn und die Festigkeit erglüheter Leidenschaften suchten, erschienen die getrenntesten Elemente in inniger Vereinigung mit einander gegen den gemeinschaftlichen Feind. Mastino della Scala und König Robert von Neapel, die Viskontis nebst Este, und Gonzaga, die in Mantua herrschten, nach Passerinos Vertreibung, mit den Florentinern vereinigt, führten ihre Truppen gegen Karl, Johanns Sohne, den sein Vater, jetzt nach Avignon gegangen, um mit Frankreich und dem Papste das Nähere abzureden, in Italien zurückgelassen hatte. Mastino della Scala eroberte Bergamo und Brescia, und sollte Parma noch dazu haben, als Theil von den Trümmern der Macht Johanns. Wurde zwar Estes Heer geschlagen, so unterstützten ihn doch die Florentiner, denen Lucca aus der Beute versprochen ward, und Azzo Viskonti eroberte Pavia und auch Cremona als sein Eigenthum. Mehrere Städte rebellirten gegen den Papst und Johann, der nach Italien zurückgekehrt war, verließ dies Land wohl bereichert mit den Geldsummen, für welche er die Städte, die er noch inne hatte, Einzelnen überließ.

Mit seinem Verschwinden verschwand auch die Einigkeit unter den Verbundnen, wie nothwendig war. Nachdem aus Bologna auch der päpstliche Legat vertrieben worden war, fing nun Florenz an zu fürchten, es möchte an Mastino della Scala oder Este sich ergeben, zumal da der letztere auch noch Reggio, was eigentlich dem Gonzagha bestimmt war, erhielt. Darüber war aber auch schon längst Viskonti unzufrieden, obgleich er auch Lodi und Piacenza hatte nach dem Vertrage. Denn Mastinos Uebermacht fing an das Gleichgewicht immer mehr zu stören (1335). Durch Unterhandlungen hatte er sich, die Florentiner überlistend, der von diesen vergebens angestrebten Stadt Lucca bemächtigt. Und da er vielen Anhang in andern toskanischen Städten hatte, wie nahe konnten Florenz und Bologna da ihrem Untergange seyn, wegen ihres inneren Zwiespalts, wenn nemlich Mastino neben seiner Klugheit zu Bestechungen das Geld benutzte, welches er als Einkünfte zog, 700,000 Goldfloren, eine Summe, die mehr betrug, als die Einkünfte eines christlichen Königs, etwa den von Frankreich ausgenommen.

Nun verbanden sich die Florentiner mit allen Guelfen, besonders mit Robert. Unerhört erschien es, als auch Venedig wie ein Fremdling an das feste Land trat, und sich mit Florenz verband, um an das eine Element auch das zweite

anzuknüpfen. Nothwendig schiens, wollte es nicht in dem ersten selbst gestört werden. Nur erst noch Gonzagha und Este vertrieben, wie Mastino wollte, so rückte ihnen dieser immer näher. Seine Großmuth und Pracht hatte alle Künstler und Gelehrte an ihn gelockt, sein Genie schien jeden Gegner sich unterwerfen zu können, und aus einer reich mit Edelgesteinen besetzten Krone, die er sich schon hatte machen lassen, schimmerten die Hoffnungen seines unternehmenden Geistes hervor. Auf die Beschwerden der Signorie, so nannte man die Republik Venedig, über neue Zölle auf dem Po, gegen alte Rechte, hatte er mit Stolz erwiedert, daß ihn bleierne Sigille nicht kümmerten.

Der Krieg war also unvermeidlich. Er begann in Trevigio. Mastino kam bald ins Gedränge, da Carrara, sein Unterhändler, durch die Aussicht auf Padua zum Verräther ward an ihm. Viskonti und Este traten mit als seine Feinde auf, und Viskonti erhielt das rebellirende Brescia. Padua ward überrumpelt, sein Bruder Alberto Scala ermordet, Karl von Böhmen nahm Feltre und Belluno, Mastino ward in Vicenza bedrängt. Um nicht alles zu verlieren, unterhandelte dieser heimlich in Venedig, weder Geld noch Bitten sparend. Es gelang. Venedig begnügte sich mit Trevigo, Bassano erhielt Ubertino da Carrera noch dazu. Florenz aber, zwischen

welchem und Venedig sich bei der ersten Verbindung auch jene Eifersucht, welche diese beiden im innern Geiste ihrer Verfassungen so verschiedene Staaten nachher zeigten, schon regte, erhielt Lucca nicht, ohnerachtet der Republik dieser Feldzug 450,000 Goldfloren Staatsschulden an die eignen Unterthanen kostete. Und sie mußten noch eine beträchtlichere Summe anwenden, um dem Mastino, dem Lucca, seitdem er Parma verloren hatte, nichts mehr nützte, abzukaufen, aber müßten es dennoch erst erobern, indem Lucchino Viskonti (seit Galeazzos Tode (1330) Herr von Mailand) nebst den übrigen Ghibellinen für Pisa die Stadt belagerte. Obgleich die Florentiner ein mächtiges Heer warben, den Malatesta von Rimini zum Anführer ihrer Truppen machten, wurden sie dennoch geschlagen, und Lucca ergab sich an Pisa. Florenz, von Gelde entblößt, *) in der größten Noth, nahm den Her-

*) Die Einkünfte von Florenz waren so bedeutend, daß Giovanni Villani, bei dem sich eine statistische Berechnung über die Finanzen dieser Republik findet, meint, sie könnten für ein Königreich hinreichen. Der Handel war blühend, die Wechselgeschäfte bedeutend. Das Steuersystem, vollständig eingerichtet, brachte das Geld in die Hände der Republik, die dadurch 300,000 Goldfloren und drüber Einkünfte hatte. Die Soldaten kosteten das meiste.

zog von Athen, einen französischen Prinzen zum Haupte, unter dem Titel eines Erhalters des Volks (1342).

Dieser aber nach Geld und Herrschaft begierig, betrog die Edeln, welche ihn am meisten unterstützt hatten, in ihren Hoffnungen, machte sich zum völligen Tyrannen, vernichtete alle Obligationen, welche für die Anleihen auf öffentliche Einkünfte gestellt waren, machte sogleich mit Pisa, Scala und Este Frieden, und drückte durch Geiz und Grausamkeit die ganze Republik so allgemein, daß 1343 eine förmliche Revolution ausbrach, die ihn vertrieb. Ihre Folge ward für die Verfassung des Staats wichtig, da alle Großen und Adlichen förmlich verjagt wurden, und eine noch strengere Demokratie eingeführt ward, indem die Regierung an den niedrigsten und ärmsten Theil des Volks kam. Neue Eifersucht ganz eigner Art zwischen den wohlhabenden und armen Bürgern entstand nun. Welche Veränderungen hierdurch hervorgingen, wie sie sich vertrugen mit den Unruhen Italiens, das von Venedig, Mailand und Neapel aus in Bewegung gesetzt ward, wird unten weiter folgen.

20.

Schweizer.

(1315 — 1358.)

Gegen das bunte italiänische Leben, das wir so eben gesehen, tritt nicht ohne Rührung für den Beschauer die schweizerische Einfachheit und Biederkeit auf, eben im Begriff die errungene Freiheit gegen die Gewalt zu retten. Der kühne, unerschrockene Leopold, voll leidenschaftlicher Heftigkeit, sah mit Unwillen die Waldstädte sich gegen seinen Bruder, Ludwig den Schönen und für Ludwig von Baiern *) bei der streitigen Kaiserwahl erklären. Sein Vater, Kaiser Albrecht, und sein Bruder sollten gerächt werden. Mit heftigem Zorn versammlete er ein Heer aus seinen und seiner Verbündeten Landen, um an der Spitze von 20,000 Mann in der Gesellschaft Landenbergs und der Verwandten Geßlers die rebellischen Bergbewohner „zu bekriegen, zu berauben und zu unterjochen." Und so sicher

*) Auch die übrigen freien Städte waren Ludwig treu. In Basel warf man den Boten des Papstes, der den Prozeß gegen Ludwig anschlug, in den Rhein, und Zürch blieb 18 Jahr wegen des Interdikts ohne andern Gottesdienst, als den die Barfüßer hielten.

war er seines Siegs über diese Bauren, die er mit seinem Fuße zu zertreten gedachte, daß man Stricke und Seile bei sich hatte, um mit ihnen die Heerden, den einzigen Reichthum dieser Armen, oder sie selbst als Gefangene hinwegzuführen. Die Waldstädte, dies vernehmend, wandten in Gebet und Fasten sich an Gottes Hülfe, nicht vernachlässigend aber menschliche Klugheit. Sie befestigten durch Kunst die schwachen Stellen, und erwarteten auf und hinter ihren Bergen den anrückenden Feind, in den engen Pässen ihn zu fahen bei Morgarten, wo, wie ihnen der Graf von Toggenburg entdeckt, die Oestreicher einfallen würden. Dreizehnhundert war ihre Anzahl, und Hellebarden, deren furchtbarer Anblick Johann von Böhmen einstmals in Erstaunen setzte, die einzige Waffe, gegen das ritterliche Heer, das aus dem zahlreichen Adel bestehend, auf seinen Rossen von Begierde des Sieges getrieben, voranzog durch das Gebürge. Allein die Schwierigkeit des Terrains verhinderte sie sowohl, als das nachrückende Fußvolk, sich frei zu bewegen. Von den Bergen herabgerollte Steine machten die Pferde schüchtern, und diese das Fußvolk verwirrt. Kaum sehen die Schweizer diese Unordnung, so steigen sie mit Behendigkeit auf den Bergen schreitend, herab auf ihre wie in ein Netz eingeschlossenen Feinde. Die Schlacht ward ein Schlachten, wie

ein Geschichtschreiber sagt. Die Hellebarden zerschmetterten die fest Gepanzerten, verschont ward keiner von dem Schwerdt, außer wer in den See fiel. Darin stürzte sich auch das Fußvolk, von Schrecken betäubt, lieber als in jener Hände zu fallen. Nur die, welche von andern Seiten hatten in das Land einfallen sollen, kamen glücklich davon. Auch Leopold hatte sich, aber aus jenem Getümmel, gerettet, und kehrte voll Traurigkeit und Schmerz, denn der Kern seiner Truppen war zu Grunde gegangen, in seine Heimath zurück. Die Schweizer blieben in den ihrigen, ohne etwas weiteres zu erstreben, und Leopold machte Stillestand, der fortdauerte, weil er für seinen Bruder mit Kaiser Ludwig, dem er die Reichskleinodien vorenthielt, im Kriege lebte, welcher nach der Schlacht bei Mühldorf nur in einigen Streifzügen über die Waldstädte ausgedehnt ward. Doch vergaß er nicht, als er sich, wie eben erzählt, mit Frankreich gegen Ludwig vereinigte, sich dabei von Karl IV. die Unterjochung der Waldstädte auszubedingen, ohne Erfolg.

Nach Leopolds 1326 erfolgtem Tode erneuerte den Stillstand sein Bruder Albrecht. Dieser aber, weil er die Lucerner über ihre Landmarken zu seinen Kriegen führte, auch Erhöhung der alten Steuren forderte, mußte sehen, daß auch Lucern sich an den Bund der Schweizer anschloß (1332). Albrecht, nicht minder ge=

schäftig und unternehmend als Leopold, obgleich an allen Gliedern so gelähmt, daß er in einem Tragsessel herumgeführt werden mußte, und sein Bruder Otto, durch anderweitige Kriege erschöpft, begnügten sich, einen Landfrieden aufzurichten, ohne die Lucerner weiter zu bekriegen, indem man sich durch Schiedsrichter über die Rechte, welche dem Hause Habsburg in, nicht über Lucern bleiben sollten, verglich. So war der Bund der vier Waldstädte geworden. Veränderungen und Bewegungen in den andern freien Städten dehnten den Bund immer weiter aus.

So trat zuerst die freie Stadt Zürch, durch Handel wohlhabend und bevölkert, zu dem Bunde 1351, durch vorhergehende Veränderungen in der Stadt bewogen. Der Rath derselben bestand seit langen Zeiten aus zwölf Rittern, welche in drei Rotten, jede vier Monate lang, die Regierung verwalteten, nach herkömmlichen Rechten, und mit billigem Urtheil, im Bunde mit den Herzogen von Oestreich, dem vornehmsten Landadel und den vornehmsten rheinischen Städten. Allmählig aber hatte sich die Stadt in Parteien getheilt, und man fing an Unzufriedenheit gegen die alte Regierung zu zeigen. Rudolf Brun, reich und selbst im Rathe, ward ihr Sprecher, und spielte alle Künste der Schlauheit, die Bürger zu gewinnen zu seinem Vortheil, auf den es

abgesehen war. Denn bald darauf ward in einer öffentlichen Versammlung der Gemeine die bisherige Form der Verwaltung verändert, und dem Rudolf Brun die Anordnung einer neuen übertragen (1335).

Mit einem Rath aus Rittern, Bürgern und Handwerkern sollte er nun als Bürgermeister auf Lebenslang Oberhaupt der Stadt seyn, und alle Bürger ihm gehorsam. Alle Ritter und ohne Handwerk lebende Bürger wurden vereinigt in eine Konstabel oder Kriegsgesellschaft, damit sie nicht in die Zünfte zerstreut, sich Anhang machen möchten als Zunftmeister, dergleichen an der Spitze einer jeden der dreizehn Zünfte, in welche die Handwerker getheilt waren, standen. Die Wahl des Raths stand unter Bruns Einflusse, und um über die Konstabeln zu herrschen, begünstigte er die Zünfte.

Kaiser Ludwig bestätigte diese Einrichtung, die durch Brun bei Gelegenheiten zur Vergrößerung seiner Macht immer mehr benutzt wurde, so daß er auch endlich eine Leibwache aus ihm treuen Knechten erhielt und 60 Mark Silbers jährlich zu ihrer Besoldung und die Härte, womit die nach einem mißlungnen Versuche, Brun zu stürzen, gefangnen, damals bei der ersten Veränderung der Regierung ausgewanderten Mitglieder des vorigen Raths bestraft wurden, schreckte andere ab. Doch weil an diesem letzten

Versuche mehrere von dem Adel Theil genommen hatten, fürchtete Brun von hier aus Oestreichs Antheil und Angriff, gegen welchen sich zu schützen er zu dem Bunde der Waldstädte trat.

Glarus sich weigernd gegen die Waldstädte in Krieg zu ziehn, und angegriffen von den Oestreichern, gegen die es sich rettet, ward auch Mitglied des Bundes. Zug aber, seiner Lage wegen, ward angegriffen von den Waldstädten, und nicht unterstützt von den Herzog, nahm man, besonders von Seiten der Landleute, jene als Freunde an. Nun wollte Albrecht mit einer großen Heeresmacht von vielen Fürsten Deutschlands unterstützt, auch von Kaiser Ludwigs Sohne, dem Kurfürsten von Brandenburg, Gewalt brauchen. Dieser leztere aber vermittelte einen Frieden zwischen den Oestreichern und dem Bunde, zu dem sich in demselben Jahre auch noch Bern wandte, eine sehr mächtige Stadt, von einer Menge adlicher Geschlechter bewohnt, weithin herrschend und strebend, daher sie auch unter dem Vorwande des päpstlichen Banns dem Kaiser Ludwig zu gehorsamen, angestanden hatten, so daß endlich im Jahre 1338 die Unzufriedenheit und Eifersucht der benachbarten Grafen und Herrn unter der Autorität des deutschen Kaisers, zu dem gemeinschaftlichen Entschluß ausgebrochen war, durch vereinigte Heeresmacht diese verhaßte Republik zu zerstören.

Bern

Bern, bei der Nachricht über diese mächtigen Zurüstungen, gerieth in keine andere Verlegenheit, als nur in die, wen sie ihrem streitlustigen Volke zum Hauptanführer geben sollte. Da sendete der Feind selbst einen Retter, den tapfern Rudolf von Erlach, der Bürger von Bern, aber zugleich Dienstmann des Grafen Nidau, des größesten Feindes der Berner unter jenen Verbundenen, war. Dieses doppelte Verhältniß, das ihn beengte, hatte er dem Grafen vorgestellt, der ihm gestattet, unter seinen Mitbürgern zu streiten, mit dem Zusatz, daß Ein Mann mehr oder minder ihm nichts verschlage. Da hatte Erlach gesagt: Nun wohl, Herr Graf, als ein Mann will ich zum wenigsten mich zeigen.

Sechs Feldschlachten, wo er mit gefochten, gaben ihm dieses Selbstvertrauen, die Erinnerung daran, seinen Mitbürgern den Entschluß, ihn zu ihrem Anführer zu machen, als sie ihn in die Stadt einreitend erblickten, rückkehrend von dem Grafen. Er setzte sich an ihre Spitze, und rückte gen Laupen, wo die Feinde versammlet waren. Nachdem er die Ordnungen vertheilt, sammlete er um sich die auserlesene Zahl der muntersten Jünglinge aus den Zünften der Gerber und Fleischer, um gegen das dichtgeschlossene Fußvolk zu ziehen. „Wo sind die fröhlichen Jünglinge, rief er ihnen entgegen, die täglich zu Bern geschmückt, mit Blumen und Federbüschen die er-

sten sind an jedem Tanz. Auf, heute steht die Ehre der Stadt bei euch!"

Als nun ein Theil seines Heeres den absichtlichen Rückzug der Schleuderer, nachdem sie geschossen, für Flucht haltend, auch floh, und die übrigen dadurch in Bewegung geriethen, rief Erlach mit freudigem Gesichte: „Freunde, wir siegen, die Furchtsamen sind von uns," und eilte mit seiner Schaar in den Haufen der Gegner. Sie wichen. Eine gänzliche Niederlage war das Schicksal der Feinde, Gott und ihrem Anführer Erlach zu danken, das Geschäft der gegenwärtigen Berner, den Tag zu feiern, als einen Festtag, die Sorge ihrer Nachkommen, und mit den Waldstädten Eidgenossenschaft zu stiften, für die geleistete Hülfe, die dankbare Pflicht beider (1553). So war entstanden der ewige Bund der acht alten Orte.

Aber Oestreich hörte nicht auf, trotz des Friedens, in neuen Händeln die Vernichtung desselben zu veranlassen, und hatte, um sie recht aus dem Mittelpunkte angreifen zu können, Rapperschwol käuflich an sich gebracht. Er verlangte, daß Zug und Glarus dem Bunde abschwören sollten, und verklagte sie deshalb bei dem Kaiser Karl IV., der anfangs die Vermittlung des Friedens übernehmend, nach vergeblicher Bemühung ausrief, ihr Bund, (den Oestreich nicht zugeben wollte,) sey ungültig, Reichsglieder dürf-

ten sich ohne des Oberhaupts Willen nicht verbinden. Oestreich und Karl rüsteten gegen die Schweiz, allein das prächtige zahlreiche Reichsheer zog bald eiligst, ohne etwas übernommen zu haben, ab. Den Schweizern glückten Streifzüge, das Volk wünschte Frieden, Albrecht unterhandelte und hoffte noch durch listige Stellung der Worte in der Schrift, welche Kaiser Karl IV. an die Schweizer erließ, zu hintergehen, aber diese merktens, und da Herzog Albrecht kränker und älter ward, kam endlich ein Waffenstillstand durch des Freiherrn von Thorberg Vermittlung zu Stande (1358). Noch aber war die Lage zwischen Oestreich und dem Bunde in kein festes Verhältniß gebracht, und blutige Kämpfe gingen dieser Entscheidung noch vorher, die wir weiter lesen werden.

21.

Karl IV.

(1347 — 1378.)

Die Geschichte des deutschen Oberhaupts erhält eine Einförmigkeit, die aus der Natur der Sache hervorgehet. Mit jedem neuen Regenten

erscheint ein neues Bestreben, sich nur deßwegen auf den kaiserlichen Thron zu setzen, um von dessen Höhe herab einen freien Blick auf die Gelegenheiten zu haben, innerhalb des deutschen Reichs die vorfallenden Veränderungen zur Vergrößerung des Hauses zu benutzen. Durch diese Absichten wurde aber noch mehr das einzige Recht der Kaiser, nämlich, um uns so auszudrücken, die Polizei zwischen den Fürsten zu üben, durch sie selbst erschwert. An ein anderes Regieren aber war unter den jetzigen Umständen nicht zu denken.

Keiner giebt davon ein besseres Beispiel als Karl IV., ein Regent, welchen Böhmen unter diejenigen zählt, welche große Verdienste sich um die Kultur des Landes erworben haben, während ihm von Deutschland aus der Vorwurf, schlecht regiert zu haben, gemacht wird. So deutlich zeigt sich darin, wie wenig diejenigen konnten, welche allenfalls wollten als eigentliche Regenten erscheinen, und wie sehr selbst das Gepräge eines solchen Kaisers dem Material, welches er zu bearbeiten hatte, widersprach. Karl IV. war früh am französischen Hofe erzogen, wo wir ganz andere Regeln der Staatskunst ausgeübt gesehen haben, und von einem Manne, dessen wir als nachmaligen Papstes, Clemens VI., schon oben erwähnt haben. Es läßt sich voraussetzen, daß eine solche Erziehung undeutsch werden muß:

te. Nichts von jener ritterlichen, kampflustigen Sinnesart eines Adolfs, Heinrichs und andrer, und dagegen mehr von jener Kunst durch geschickte Wendungen fremden Willen seinen Zwecken dienen zu lassen. Weniger verstand er mit Eisen die Gegner zu zwingen, als mit Gold, das aus den böhmischen Bergwerken herbeiströmte, sie sich verbindlich zu machen. Auf der andern Seite war er wissenschaftlich gebildet, er verstand lateinisch, französisch und italiänisch, schrieb einen Kommentar über die Bibel, und liebte Beschäftigung mit dergleichen Dingen so sehr, daß er, da er einst einer Prüfung der Studirenden zuhörte, die nach dem Essen verlangenden Hofleute zur Geduld ermahnte, mit dem Zusatze, dies sey seine Lieblingsspeise. Dagegen eilte er auch, als er als römischer Kaiser sich in Rom nur wenige Zeit verweilte, doch sogleich die Wasserfälle von Tivoli zu besehen. Jene Richtung der geistlichen Erziehung endlich, die sich durch seine große Hochachtung gegen diesen Stand und gegen die Reliquien bewies, welche letztern er mit großen Kosten aus allen Orten zusammen schleppte, mit diplomatischer Genauigkeit, machte ihn gewiß nicht, obgleich ein römischer Kaiser gleichsam diese Bestimmung hatte, zu einem eifernden Gegner gegen die Päpste, denen er auch, wie wie wir oben schon erzählt, die Nachfolge auf den kaiserlichen Thron verdankte.

Wir brauchen nicht noch einmal zu wiederholen, welches die politischen Zwecke waren, welche Karln dazu verhalfen, nur zur weitern Erläuterung des oben Gesagten brauchen wir nur hinzuzufügen, welches die Bedingungen waren, die er dem Papste zugestanden, um zu sehen, wie die Politik der Päpste sich nicht veränderte. Er mußte versprechen, sich weder von Ferrara, noch von Rom Meister zu machen, und in dieser letztern Stadt nur einen Tag zu bleiben, nichts vorzunehmen gegen Sicilien, welches von innern Unruhen seit Friedrichs Tode (1336) zerrissen, hätte von Neapel erobert werden können, noch gegen Korsika und Sardinien, welches letztere Land der Streitpunkt zwischen Genua und Arragonien war, so daß also dem Papst ein ungehinderter Einfluß auf diese Dinge blieb, in welchem Karl ihn nicht zu stören, hierdurch versprach.

Nachtheiliger für das kaiserliche Ansehn lauteten die Briefe, mit welchen er seine Wahl gegen Ludwig begründen wollte, indem er alle aufforderte, keinen für den römischen Kaiser zu achten, als den, welchen der Papst geprüft und bestätigt habe. Wie wenig er damit ausrichtete, haben wir gesehen, und wie Ludwigs Tod erst die Aussicht zu einer Möglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, darbot.

Aber leicht war es ihm auch nun nicht. So

wie beim Anfange der vorigen Regierung zwei Parteien bestanden hatten, die luxenburgische und östreichische, so trat jetzt die dritte, die bairische, hinzu, durch den unternehmenden Kurfürsten von Brandenburg geleitet. Die nähere Noth, die jetzt Oestreich von Baiern bedrohte, auch die Händel mit der Schweiz machten indessen dies Haus bald einiger mit der luxenburgischen Partei. Diese, das heißt Karl selbst, arbeitete um sich Anhänger zu verschaffen. In Franken und Schwaben gelang es ihm zuerst, wenn gleich durch Hülfe ansehnlicher Geldsummen und Versprechungen, anerkannt zu werden. Aber die Zahl seiner Gegner und ihre Macht war nicht gering, und selbst einzelne Städte zwangen ihn, wie zum Beispiel Mainz von ihm forderte, nicht den Erzbischof Gerlach von Nassau als Erzbischof einzuführen, den der Papst an die Stelle des bairisch gesinnten Erzbischofs Heinrich von Virneburg erwählt hatte.

Dieser war nun vorzüglich mit geschäftig, irgend woher einen Gegenkaiser aufzustellen. Bedenkt man Karls Macht, sein Verhältniß zu Frankreich und zum Papste, so wird es nicht ganz unzweckmäßig scheinen, daß die Wahlfürsten, worunter sich aber Trier und Kölln nicht befand, die deutsche Krone dem Könige von England Eduard III. antrugen. Aber theils widerriethen ihm die Großen selbst die Annahme der

Krone, da er eben mit Schottland und Frankreich zu thun hatte, und wie wir aus dem Vorherigen wissen, schon einem florentinischen Banker Peruzzi mehr denn 365,000 Goldfloren schuldig war. Es war also wohl schwierig für einen mit Gelde nicht überflüßig versehenen Ausländer gegen einen wohlbegüterten Einheimischen, wie Karl war, aufzutreten, auch läßt sich hoffen, daß Karl alle Mittel werde aufgeboten haben, die Schwierigkeiten dieses Unternehmens durch seinen Gesandten, den er abschickte an Eduard, zu vergrößern, und da Frankreich von neuem rüstete, wandte sich Eduard zu einem Bündniß mit Karl, das aber ohne allen Erfolg war.

Gegen Baiern, vorzüglich gegen den Kurfürsten von Brandenburg, bot sich Karln eine Gelegenheit dar. Ein Mensch, der wie sich nachher ausgewiesen haben soll, ein Müllerknecht, Jakob Rehbock genannt, war, gab sich für den oben genannten Waldemar aus, der damals nicht gestorben, sondern nach Palästina als Pilgrim gegangen sey, und jetzt zurückgekehrt. Der Geschmack jener Zeiten an solchen Reisen, machte ein solches Faktum überhaupt möglich, die Liebe der Unterthanen zu diesem Waldemar wünschte diese Möglichkeit, und der Eigennutz der Nachbaren, des Herzogs Rudolfs von Sachsen, von Mecklenburg und der Fürsten von Anhalt, be-

müheten sich, seine Wirklichkeit zu beweisen. Karls Politik endlich suchte daraus zum wenigsten den Vortheil zu ziehen, die baiersche Partei zu beschäftigen, die nicht aufhörte, ihm einen Gegner herbeizuschaffen.

Man fand einen solchen in dem tapfern und biedern Grafen Günther von Schwarzburg, der bereit war, die deutsche ihm angebotene Krone anzunehmen, wenn man, ein so hergebrachtes Verfahren war es also schon, ihn ohne Geldforderungen und ohne Simonie, bloß um Gottes Willen, wählen wolle. Es geschah. Durch den Mainzer Erzbischof Heinrich, den Pfalzgrafen Rudolf, den Kurfürsten von Brandenburg, und den Herzog von Sachsenlauenburg ward er 1349 zu Frankfurt zum Kaiser erwählt, und von den Wählenden ihm versprochen, Beistand zu leisten, und ohne seine Einwilligung weder mit Karln, noch mit dem Papste sich zu vergleichen. In die Stadt Frankfurt hielt er seinen feierlichen Einzug.

Karl versuchte durch Unterhandlungen seinen Gegner zu entkräften, ehe er ihn angriff. Er brachte den Markgrafen von Meissen und die nächsten Nachbarn Günthers, ihren Eigennuz oder Neid nährend, auf seine Seite, zog durch eine Vermählung mit der Tochter des Pfalzgrafen Rudolfs, des mächtigsten unter den bairischen Fürsten, diesen in seinen Vortheil, und einige

sagen, daß er sich auch des Giftes bedient habe, seinen Gegner aus dem Wege zu räumen. Andere sagen, daß dieses Gift von Günthers Anhängern selbst hergekommen sey, welche Lust hatten, seiner los zu werden. Denn nachdem Karl mit einem Kriegsheere endlich gegen ihn anrückte, in welcher Gestalt Günther Karln so wenig fürchtete, daß er nach Kassel, wohin dieser den Sammelplatz seiner Truppen bestimmt hatte, ein Turnier ausschrieb, so zog Günther, von Ludwig von Brandenburg und Heinrich von Virneburg begleitet, getrost ihm entgegen, denn im ritterlichen Kampf thats ihm keiner zuvor. Aber es kam nicht zum Kampfe, zum wenigsten zu keinem entscheidenden. Karls neue Gemahlin und ihr Vater Rudolf unterhandelten mit Ludwig von Brandenburg, und dieses wirkte so gut, daß Günther von Schwarzburg zu seinem Erstaunen von diesem seinen Gönner nun Vorschläge zur Niederlegung seiner Krone erhielt. Vergebens verwünschte Günthers redliches Gemüth diese verrätherischen Künste, denn da seine Gegner ihm alle Hülfe, selbst die seiner Gesundheit, die immer bedenklicher ward, abgeschnitten hatten, sah er sich zu Eltvil, wo er sich befand, zu einem Tausch seiner Rechte auf die kaiserliche Krone, gegen 20,000 Mark Silbers gezwungen, die ihm Karl auf die Einkünfte der Städte Gelnhausen, Friedberg und Frankfurt

anwies. Doch diese letztere Stadt, wohin Günther, immer kränker werdend, gebracht wurde, gewährte ihm nichts, als nach seinem bald erfolgten Tode (14. Juni 1350) eine Ruhestätte in der Bartholomäuskirche, wo er liegt, zur Erinnerung, daß wer Leidenschaften und ihren Zwecken dient, sicher ihnen selbst zum Opfer fällt.

Die bairische Parthei söhnte sich nun zu Bautzen vollends mit Karln aus. Dieser erklärte den unächten Waldemar für einen Betrüger, und erhielt die Reichskleinodien ausgeliefert von Ludwigen. Dagegen ward Ludwig mit der Mark Brandenburg belehnt, trat aber die Oberlausitz ab an Karl, der alle Ansprüche auf Tyrol fahren ließ, und sich nur den Durchzug durch dieses Land vorbehielt, für seinen vorhabenden Römerzug. Doch erfolgte dieser Römerzug erst später 1355, weil Deutschland zu verlassen, oder Italien zu besuchen, die große Pest verhinderte, welche mit unerhörter Wuth fast ganz Europa, besonders Deutschland und Italien entvölkerte, so beispiellos, daß dieses Uebel, welches das Mittelalter oft heimgesucht hat, diesmal vorzugsweise die große Pest genannt wurde. Die Wirkungen, welche sie auf die Gemüther der Bedroheten und Geretteten hervorbrachte, hat Boccacio in seiner schönen Beschreibung dieser Pest erzählt. Die Religionsüberzeugung suchte entweder in dem Hasse der Juden gegen die Christen

die Veranlassung dazu, und verfolgte diese daher mit beispielloser Wuth, welche ihre zahlreichen Schuldner zu benutzen wußten, um ihrer Schuld los zu werden, oder sie fanden dies Uebel als ein Strafgericht Gottes, dessen Zorn man abzuwenden suchen müsse. Daher die Geißler, die in großen Haufen, bedeckt mit Hüthen, von denen rothe Kreuze über die Augen herabgingen, sich zerfleischend den entblößten Rücken durch Deutschland zogen, zur Reue aufforderten und Sündenvergebung anboten. Ihrer gefährlichen Menge setzten sich die Fürsten entgegen, und der Papst donnerte den Bann über sie.

Denn dieser, Clemens VI., hatte 1350 zur Erlösung von allen Sünden ein Jubileum bestimmt, um dessentwillen die ganze christliche Welt in ungeheuren Strömen nach Rom wallfahrtete, so daß mehr denn eine Million von Menschen die Stadt und die Straßen erfüllte. Die Schätze, die dadurch in diese Hauptstadt der Welt flossen, zogen politische Bewegungen nach sich, so wie der durch die große Sterblichkeit veränderte Besitzstand ähnliche in mehrern Städten Italiens hervorbrachte. In Florenz, wo es nach dieser Pest keine Armen mehr gab, griff dies sehr ein in die zuletzt erzählte Staatsveränderung, welche die Regierung an den niedern Theil des Volks gebracht hatte, aber auch wohl in Gefahr, indem ihre Politik nicht kräftig genug

schien, gegen einen Gegner, wie Mailand war. Daher auch das wunderbarste sich ergab, daß diese so guelfisch gesinnte Stadt zuerst Anforderungen an den Kaiser in Italien zu erscheinen, ergehen ließ.

Mailand nämlich, indem Neapel durch innere unten zu erzählende Fehden und Kriege von dem Antheile an Italiens Händeln seit Roberts Tode abgeschnitten war, wurde jetzt der Mittelpunkt der politischen Bewegungen, da Luchinos († 1349) Plan zur Erweiterung der Macht von seinem Nachfolger, dem Erzbischof Johann Visconti mit eben so vielem Glück als Geschick verfolgt ward. Dieser hochherzige Prälat, der mit dem Schwerdte und dem Bischofskreuze in der Hand dem päpstlichen Gesandten auf seine Anforderung eins oder das andere fahren zu lassen, erwiedert hatte, er wolle mit dem einen das andere vertheidigen, strebte nach nichts geringerem als nach der Herrschaft über ganz Italien, und auch ihm schien es, wie andern vor ihm einleuchtend, erst auf den Trümmern von Florenz könne diese Herrschaft erreicht werden. Die sämmtlichen Ghibellinen der Lombardei hatte er durch die Versicherung an sich geknüpft, es sey jetzt die Zeit mit vereinten Kräften den guelfischen Namen zu vernichten, klüger darin, als es Heinrich VII. gewesen war, der unpartheilich erscheinen wollte. Florenz, „der rechte Arm der

Kirche," wendete sich an den Papst, der auch Bolognas wegen, das dem Erzbischof ebenfalls schon angehörte, mit diesem unzufrieden war. Aber Johann wußte den Schlag von hieraus abzuwenden durch Geld, womit er den päpstlichen Hof, den König von Frankreich, besonders aber die Gräfin von Turena gewann, welche alle wichtigen Entscheidungen des Papstes leitete. *) Der Papst selbst bot daher den Florentinern nur Friedensvermittelung mit Mailand, oder die Herbeiholung des Kaisers an. Auch schickten die toskanischen Kommunen Gesandte an ihn, aber der Kaiser hatte so viel Bedenklichkeiten, daß der florentinische Gesandte ihm sagte, er spönne alles gar zu fein. Sie nahmen daher den zweiten Vorschlag des Papstes an, und gingen mit Visconti einen Frieden ein. Aber die Bedrängniß ward doch größer, als auch Genua sich an Mailand ergab.

Diese reiche Republik, in steter Eifersucht gegen Venedig begriffen, war endlich zum offen-

*) Klemens VI. machte gar kein Hehl aus diesen Verbindungen. Damen besuchten ihn eben so öffentlich, als die Prälaten und Kardinäle. Seine Tochter hatte er mit einem Grafen vermählt, dem er unter päpstlicher Autorität in Romagna ein ansehnliches Besitzthum zu verschaffen hoffte. Doch dieser hatte nicht Cäsar Borgias Geist, und Clemens war nicht Alexander.

baren Krieg gegen den letztern Staat gekommen, über einen Handelsplatz im schwarzen Meere. In Verbindung mit Katalonien hatte Venedig mit abwechselndem Glück gegen Genua gefochten, denen die Türken beistanden, und Ludwig von Ungarn, aber endlich erfochten die Venetianer bei Sardinien einen großen Sieg mit einer Flotte von 70 Galeeren über sie, so glänzend, daß Genua sich dem von der Landseite es bedrängenden Johann ergab. Dieser suchte nun Frieden mit Venedig, welches aber nur in der Vernichtung den vollständigen Sieg findend, ihn ausschlug. Es verband sich die Signorie vielmehr mit den lombardischen Fürsten, die am Ende auch Johanns Macht, die sich über 22 Städte schon mit ihren Gebieten erstreckte, zu fürchten anfingen. Die Verbundenen, so wie auch Johann Visconti selbst, schickten nun auch an den Kaiser, nach Italien zu kommen.

Dieser aber sah einen Römerzug mit ganz andern Augen an, als andere deutsche Könige vor ihm. Mit sorgsamem Geiste betrachtete er seines Großvaters Schicksal und der Ghibellinen Betragen gegen ihn, so wie auf der andern Seite der Viscontis ansehnliche Macht, mit der er zu kämpfen hatte. Einem Papste wollte er so wenig hier Händel erregen, daß er vielmehr erst nach Avignon schickte, um die Erlaubniß dazu zu erhalten, und bei vielfachen Aussichten zu siche-

rer Vergrößerung in Deutschland, wollte er in Italien nichts suchen, als den Titel und den Glanz einer kaiserlichen Krönung, und vielleicht Geld. Die eiserne Krone war in der Macht Johanns, und eben so die eisernen Waffen des Krieges, denn die Macht der Ligue war eben dadurch, daß sie eine Ligue war, schwächer, ohnerachtet sie die berühmte Kompagnie des Fra Moriale in Sold genommen hatte für 150,000 Goldfloren auf 4 Monate. Dieser, ein bloßer Ritter, hatte die Anführer der fremden, teutschen, burgundischen und anderer Truppen mit sich vereinigt, bildete ein bewegliches Ganze, das förmlich in der Form einer republikanischen Gesellschaft, ganz Italien durchzog, um sich es zinsbar zu machen, aber eben deßwegen, wie alle folgenden, keinem treu war.

Dies alles überlegte Karls scharfsinniger Geist genau, und es erschien ihm als das zweckmäßigste Schlauheit und Anspruchslosigkeit allein zu Hülfe zu rufen, auf diesem Weg die kaiserliche Krönung, und durch das ehrwürdige Ansehn derselben seinen Vortheil zu erhalten. Er rückte als Freund der Viscontis mit einem kleinen Truppenkorps ein, welches um das Fünffache von den Truppen übertroffen wurde, mit welchen Visconti ihnen entgegen kam. Während man ihn aufs köstlichste bewirthete, defilirten vor seinen Fenstern mehr denn 16,000 Mann vorüber,

über, zur Schau, eigentlich aber Respekt ihm einzuflößen vor ihrer Macht. Karl ganz unbesorgt erscheinend, unterhielt sich mit Petrarka, am Fenster stehend. Mailands Thore waren während der Anwesenheit des Kaisers geschlossen. Sobald als möglich verließ Karl dies prächtige Gefängniß und eilte nach Pisa, durch Popularität und Herablassung alles überbietend, ja als die florentinischen Gesandten ihn in ihrer Anrede nicht ehrerbietig genug titulirten, und seine Räthe und Baronen darüber aufgebracht waren, blieb er allein ruhig und unbeleidigt. Mit Florenz stand er in einem förmlichen Handel. Er erhielt von ihnen 100,000 Goldfloren für die Aufhebung jener von seinem Großvater gegen sie bekannt gemachten Dekrete, ließ sich aber die Summen ganz heimlich bezahlen, damit er nicht gezwungen würde, sie mit seinen Begleitern zu theilen. Von Arezzo erhielt er auch für die Bestätigung ihrer Freiheiten ansehnliche Summen, auch von Lucca, welcher Stadt, damals unter Pisa stehend, er für eine ähnliche Summe ihre Freiheit gab, und so kam er nach Rom, wo er von dem dazu gewählten päpstlichen Legaten feierlichst und unter großen Ehrenbezeugungen gekrönt ward. Er verließ aber sehr schnell die Stadt, um nach des Papstes Willen nicht länger als einen Tag da zuzubringen. Die Anführer der ghibellinischen Partei beschwerten sich

zwar über ihn, und die geringe Theilnahme, die er für ihre Sache gezeigt habe, aber er antwortete ihnen, er wisse, daß die Rathschläge und Absichten der Ghibellinen nur immer auf die eigne Vergrößerung abzweckten. Er erduldete daher auch, daß bei seiner Rückreise Cremona ihn nicht einlassen wollte, als nur erst nach zweistündigen Unterhandlungen, und daß, als er sich um Frieden zwischen den Lombarden, zwischen denen der Krieg noch immer herrschte, bemühete, ihm von Seiten Viscontis geantwortet ward, er möge sich darum keine Sorge machen. So verließ also Karl Italien, ohne irgend eine Veränderung hervorgebracht zu haben. Der Krieg zwischen Mailand und den übrigen Lombarden dauerte fort, ja nahm noch zu, als der Herzog von Montferrat als Hauptfeind Viscontis auftrat; dem Kardinallegaten Albernoz, einem tapfern und kriegeskundigen Manne, der mit vielem Glücke den Kirchenstaat unter die päpstliche Hoheit zurückführte, hatte er nicht gehindert, vielmehr ihm noch, um dem Papste seine Ergebenheit zu bezeugen, einen Theil von den ihnen gesandten Truppen zu Hülfe geschickt, und Neapel, welches bei seinen innern Entzweiungen die Ankunft eines deutschen Kaisers fürchtete, und allen Grund dazu hatte, wurde von ihm selbst über die gänzliche Unschädlichkeit seiner Absichten belehrt.

Karl kam zurück, beladen mit Reichthümern, aber auch mit den Vorwürfen Petrarks, der Rom wiederhergestellt wissen wollte, und aller Geschichtsschreiber, die es übel nahmen, daß die Reliquie des römischen Kaisertitels den Italienern zur Anbetung und Opferung dargeboten, nicht aber, wie unmöglich, wieder lebendig gemacht ward. Ja man bedenkt nicht, daß Karln an dieser Krönung zu Rom viel gelegen seyn mußte, wenn er mit Nachdruck und Autorität jenes Reichsgrundgesetz aufstellen sollte, welches er nach seiner Zurückkunft von Italien (1356) sogleich vornahm.

Dies war nemlich die Anfertigung der berühmten goldenen Bulle, zu deren Bekanntmachung er einen großen Reichstag nach Nürnberg berief, und nachmals nach Metz, wo das Ganze vollendet wurde. Hier hielt Karl ein feierliches und prächtiges Hoflager, wo er an einem Tage mit den drei Kronen abwechselnd geschmückt erschien, und nachdem er am ersten Weihnachtsfeste in der Hauptkirche das Evangelium: „Und es ging ein Gebot vom Kaiser Augustus aus," abgesungen hatte, zog er auf den Markt, wo er im kaiserlichen Ornate auf dem Throne sitzend den letzten Theil der goldnen Bulle bekannt machte. Der Inhalt dieser Verordnungen betraf das Ceremoniel der Kaiserwahl, ferner die Bestimmung, den Rang, und die zufällig

entstandene, aber in der Bulle durch die sieben Leuchter der Apokalypse symbolisch bestätigte Zahl der Kurfürsten, so wie die Untheilbarkeit ihrer Länder. Durch diese letztere Verordnung suchte er fürs künftige die Wiederkehr der Streitigkeiten über die Befugniß zur Wahlstimme zu verhindern, die jetzt aufgehoben wurden durch die genaue Bestimmung der Länder, an deren Besitz die Kurstimme geknüpft seyn sollte. Dies war nämlich Pfalzbaiern, Sachsenwittenberg, gegen die ältere lauenburgische Linie, Brandenburg und Böhmen, denn über die Geistlichen Kurstimmen war niemals Streit gewesen. Daß Karl bei der Bestimmung dieser Kurstimmen seinen Vortheil bezweckte, ist offenbar, indem Pfalzbaiern durch Verwandtschaft ihm befreundet, Sachsenlauenburg seit der Gegenwahl Günthers aber mit ihm entzweiet war. Hatte er Lust das Kaiserthum an sein Haus zu bringen, wie er denn 20 Jahre später, 1376, mit Ausspendung großer Geldsummen noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn Wenzel zum römischen Könige wählen ließ, so hatte er nicht besser vorgearbeitet, als dadurch, daß er nun, ein bisheriges Herkommen feierlich als Reichsgesetz sanktionirend, das ganze Wahlgeschäft an sieben Fürsten brachte, die leichter zu gewinnen waren, während er zu gleicher Zeit durch die Erweiterung seiner Hausmacht den Formen, die ihn be-

günstigten, Nachdruck gab, zumal wenn er selbst allmählig Länder, an denen die Kurstimme haftete, an sein Haus brachte. Dieses Streben nach Erweiterung aber ist die Geschichte seiner folgenden Regierung.

So hatte er schon früh vorgearbeitet, zum Besitz der Mark Brandenburg zu gelangen, die seit 1351 Ludwig dem Römer und Otto, Söhnen Kaiser Ludwigs, gehörte, nachdem Ludwig der Aeltere, dessen Geschäftigkeit wir oben haben kennen gelernt gegen Karln, sie ihneu abgetreten hatte, mit Vorbehalt seines Rechtes an die Kurstimme, die aber durch die goldene Bulle Ludwig dem Römer allein zuerkannt ward. Späterhin 1363 entzweiten sich beide mit ihren baierschen Vettern, und Karl war sogleich geschäftig, das zu seinem Vortheil zu lenken, und sich von ihnen das Erbfolgerecht auszubedingen, wozu alle Aussicht sich zeigte, indem Ludwig der Römer ohne Kinder war, und Otto verhindert wurde, sich zu vermählen, durch Karls List sieben Jahre lang mit der Aussicht auf die noch unvermählte T chter des Kaisers hingehalten. Endlich aber wurde ihm eine Wittwe des östreichischen Herzogs Rudolfs gegeben, die auch eine Tochter Karls und bis jetzt ohne Kinder, war. Ja auch noch vor dem Tode dieses Otto, dessen Unfähigkeit der Beinahme des Faulen, den er führt, genug beweist, wußte ers dahin zu bringen, daß 1373

ihm gegen ein Jahrgeld an Otto die ganze Mark abgetreten wurde.

Dieselbe Tochter, welche ihm hier so gute Dienste leistete, hatte durch ihre erste Vermählung mit Rudolf, Albrechts des Lahmen Sohne, ihm die Bahn zu einer Verbindung mit Oestreich brechen müssen. Wir haben oben schon gesehen, daß er gegen die Schweizer zu Gunsten Albrechts verfuhr, und durch allerhand Unterhandlungen rück- und vorwärts brachte er sich endlich einen Erfolgevertrag zu Wege. Die Aussicht auf diese Erwerbung war um so wichtiger, da das bedeutende Tyrol nach dem Tode Mainhards, Ludwigs und der Margarethe Maultasche einzigen Sohnes, von Baiern an Oestreich gekommen war. Die Vereinigung Böhmens mit Oestreich erfolgte zwar erst später, dagegen erlangte er noch bei seinen Lebzeiten den sichern Besitz von Schlesien, indem er des einzigen, noch unabhängigen Herzogs von Schlesien, des Besitzers von Schweidnitz und Jauer, Tochter heirathete. Mit dieser Besitzung erhielt er zugleich die Oberlausitz, denn die Niederlausitz besaß er schon. Dies nun alles zusammen genommen mit kleineren Erwerbungen in der Oberpfalz und Sachsen, bildete eine Atmosphäre seiner Gewalt um das Königreich Böhmen, das wie der Kern war, von welchem jede Anziehung und Abstoßung ausgehen sollte. Noch kurz vor

seinem Ende hatte er mit Thränee im Auge von dem Prager Schlosse herab, die umliegende Gegend anschauend, gesagt: ich fürchte, daß meine Söhne die Böhmen um der Deutschen Willen hassen werden. Wüßte ich welcher, er sollte durch meine Hand den Tod empfangen. Dagegen hatte sein Sohn Wenceslaf, den ihm spät erst seine dritte Gemahlin gebar, 1361, in Nürnberg müssen zur Welt kommen, damit er mitten in Deutschland geboren, der Nation mehr angehören mögte. So wünschte er, scheint es, aus beiden Staaten Eins zu machen. Durch die goldene Bulle war auch, im Fall eines andern Kaisers, den Kurländern so viel Vortheile zugestanden, daß Böhmen, die meisten derselben genießend, wie unabhängig blieb.

Er bemühete sich daher, diesem Lande durch Kultur mehr Kräfte zu geben, und durch Entwickelung der königlichen Macht sich dieselben in die Hände zu spielen. Alle Räubereien ließ er streng verbieten, jedem Kreise setzte er zwei Hauptleute vor, welche für die Sicherheit der Straßen und die Bestrafung der Schuldigen sorgen mußten. Mit der unermüdeten Thätigkeit, mit welcher er vielerlei umfaßte, wie er denn selbst beim Gespräch niemals den ins Auge faßte, mit dem er sprach, sondern immer über alle Gegenstände hinwegschweifte, ohne doch irgend etwas zu überhören, war

er für dieses Böhmen stets besorgt. Bis nach Lübeck reisete er, um seinen Ländern, Böhmen und Brandenburg, vortheilhafte Handelsverbindungen zu verschaffen. Durch das Verbot gegen die Einfuhr fremder Weine, durch andere Begünstigungen und Gesetz, blühete schnell der Weinbau auf. Prag bekam die Neustadt, und durch seine Verwendung eine hohe Schule. Mehrere Bauten, womit Karl sich gern beschäftigte, wurden durch die Hände fremder Künstler, die er besonders aus Avignon, diesem Sitze des Luxus und der Pracht, kommen ließ, aufgeführt, sowohl in Brandenburg, als in Böhmen. Von dem erstern ließ er ein noch jetzt vorhandenes Lagerbuch machen und aufnehmen. Aus den Morgenländern ließ er geschickte Leute, die persische Tapeten und Zeuge zu wirken verstanden, nach Prag kommen. Durch dergleichen Mittel bereicherte er die Städte, deren Macht allmälig stieg in dem Maaße, wie Karl den Adel zu entkräften suchte. Ohne den Krieg zu lieben, hatte er doch in verschiednen Orten Waffen niederlegen lassen, um im Fall eines Angriffs sich leicht rüsten zu können. Alle diese Unternehmungen wurden ihm erleichtert durch den Besitz der Schätze, in welchen ihn seine Sparsamkeit und die böhmischen Bergwerke setzten. Ganze Haufen ungeprägten Silbers und Goldes zeigte er in seiner Schatzkammer den deutschen Fürsten, die ihn

nicht immer in Böhmen zu verweilen, wie er that, sondern auch Deutschland zu besuchen, baten. Was meint ihr wohl, ist das römische Reich im Stande mir alle Jahre solche Abgaben zu bezahlen. Es ist besser also, daß ich in Böhmen bleibe, denn gleich wie ihr dem Adler, so oft er zu Euch kommt, die Federn rupft, eben so müßte der Adler Euch, wenn er stets bei Euch wäre, die Federn ausrupfen.

Doch hatte er dem deutschen Adler manche Feder ausgerupft, und Reichsgüter wurden verpfändet, verschenkt, oder andere darauf angewiesen. Daraus aber sieht man wohl, wie er selbst statt zur Beruhigung Deutschlands beizutragen, vielmehr oft zu Unruhen Veranlassung gab. Noch in seinen letzten Tagen mußte er Krieg führen mit den schwäbischen Reichsstädten, welche einen großen Bund geschlossen hatten, um sich den Geldbedrückungen des Kaisers zu entziehn, die dadurch noch größer wurden, daß er dem Grafen Eberhard von Würtemberg, dessen Fehdelustigkeit ihm den Namen des Zänkers zugezogen hat, und gegen dessen Unterdrückungsabsichten Karl in frühern Zeiten die schwäbischen Reichsstädte hatte selbst schützen müssen, die Einforderung der Geldsummen übertrug. Das Beispiel der nahgelegenen Schweizer mochte freilich auch die Städte zu keckerem Widerstande aufreizen, denn sie weigerten sich unter andern auch

dem römischen König Wenzel zu huldigen, und Karl sah sich daher gezwungen, strengere Maaßregeln gegen ihre Macht zu ergreifen, die schon so weit gediehen war, daß der Kaiser sich 1378 zum Frieden bequemen mußte, und versichern für sich und seinen Sohn, daß sie nimmermehr verpfändet und verkauft werden sollten. Auch ward ihnen das Recht zugestanden, sich zu wehren und unter einander beholfen zu seyn, wenn ihre Freiheiten sollten bedroht werden.

Solche Erlaubniß aber, sieht man, konnte wohl nur entstehen, wenn die Macht der Theile größer war, als die des Ganzen, und wenn wir auch von Karls Bemühungen um Deutschlands Ruhe, den Landfrieden noch anführen, so wird klar seyn, daß diese nur die Bedrückungen und Räubereien des niedern Adels hemmen konnten und sollten. Aber auch dieser Adel, durch größere Verbindungen unter einander, trotzte, und fand in den Streitigkeiten zwischen den größeren Fürsten Vorwand genug, auf Kosten anderer seine ritterliche Thätigkeit zu üben. Daher die Schlägeler und Sterner, von ihren Wappen so genannt, die an den Fehden in Hessen, Thüringen, Mainz und andern Orten tapfer mitfochten, so daß Deutschland auch unter dieser Regierung keines wahren Friedens genoß, und man kann sehen, wie groß die Noth war, wenn zum Beispiel der Bischof von Paderborn, in

Westphalen die Grafen und Ritter zu verpflichten und zu vereinigen suchte, sich dahin zu bemühen, daß die Kirchen und Kirchhöfe, die Geistlichen, Kaufleute und Pflüger Sicherheit ihres Lebens und ihres Eigenthums haben könnten.

So viel Streitlustigkeit und kriegerischer Sinn lebte in diesen Deutschen, unerschöpflich, wie es schien, da auch Italien voll ganzer Heere Deutscher war, die um Sold bald diesem, bald jenem dienten, sich aber am meisten. Wir haben oben schon des Fra Moriale erwähnt, nach seinem Tode aber war ein anderer deutscher Anführer, Lando, so furchtbar geworden, daß er ebenfalls im Sinne hatte, sich ganz Italien zinsbar zu machen und so günstige Gelegenheit dazu fand, daß selbst der vorsichtige Karl zu dem Lando gegangen war, ihm die Sache vorzustellen, ihm Glauben beimaß, und ihn zu seinem Vikar in Italien bestellte, um das reiche Toskana unter der Hand sich durch ihn zu unterwerfen. Denn ganz hatte Karl seine Absichten auf Italien nicht aufgegeben, wo er nämlich hoffen konnte mit seinem kaiserlichen Ansehn ohne große Gefahr etwas zu erlangen, zu welchem Ende er auch die Sache mit seinem Schwiegersohn, dem Herzog Rudolf von Oestreich († 1365) versuchte, den er zum Könige der Lombardei machte. Aber beides gelang ihm nicht. In Toskana widerstand Florenz, das zwar niemals

wegen der Form seines Staates schnell und mit Konsequenz weit aussehende Pläne verfolgte, aber doch, wo Noth und Ehre es forderte, mit Energie handelte. Dieser Energie mußten auch die deutschen Kompagnien weichen aus Toskana, obgleich schon Siena, Perugia und andere kleinere Staaten mit 5000 Goldfloren und drüber, jährlichen Zinses sich die Entfernung der Kompagnien erkauften.

In der Lombardei aber war Visconti zu mächtig und zu reich, und Johanns Tod hatte in den Plänen Mailands keine Lücken gemacht, indem die beiden Brüder Bernabo und Galeaz Visconti gemeinschaftlich handelten, und vorzüglich dem erstern weder Kühnheit, noch Schlauheit, weder Härte noch Geld zur Ergreifung eines jeden Mittels fehlte. Daher der bei Karls oben erzähltem Abzuge aus Italien noch fortdaurende Krieg zwischen Visconti und den übrigen verbundenen lombardischen Fürsten, obgleich die Truppen des erstern einigemal geschlagen waren, doch zu seinem Vortheile endete (1358), weil er reich an Kräften und Hülfsquellen, die freilich seine Unterthanen hülflos machten, nach jedem Verlust mächtiger und gefährlicher da stand. Pavia lange belagert, und durch einen schwärmerischen Predigermönch lange regiert und vertheidigt, mußte sich ihm endlich

auch ergeben und gegen Bologna hatte er eben=falls Absichten.

Diese mächtige und reiche Stadt ward von einem gewissen Johann Oleggio beherrscht, der lange mit Visconti in freundschaftlichem Verkehr gestanden, und während des Krieges, den Visconti führte, ein Korps von Hülfstruppen jenem gehalten hatte. Visconti, nach Beendigung des Krieges, lockte durch ansehnliche Geldspenden diese Truppen an sich, und überfiel nun schnell und unversehends unter ganz nichtigen Vorwänden den so von aller Vertheidigung entblößten Oleggio. Dieser vertheidigte sich eine Zeitlang hinter den Mauren seiner Stadt, unterstützt von dem päpstlichen Legaten, der voraussehend, daß sich Oleggio durch sich selbst nicht lange würde halten können, wie ein Raubvogel auf diese Beute lauerte. Sie fiel ihm bald in die Hände, denn der Tyrann von Bologna, von aller Hülfe entblößt, ergab sich bald darauf durch einen Vertrag der Kirche, ohne daß es Visconti hindern konnte am päpstlichen Hofe, wo er es mit Bestechungen zum wenigsten so weit gebracht hatte, daß eine Partei der Kardinäle, denn der damalige Papst Innocens VI. (seit 1352) war ein schwacher, nur auf Bereicherung seiner Verwandten bedachter Mann, lange dem Entschlusse, diese Erwerbung für die Kirche zu machen, widerstrebte. Nachdem nun aber einmal die Kirche

es gewollt hatte, erging von Seiten des Kardinals an Bernabo der Befehl, mit seinem Heere Bologna zu verlassen. Visconti weigerte sich, und er mußte nun mit der Kirche anbinden, deren Macht nicht gering war, durch die Bemühungen des öfters schon genannten Kardinallegaten Albernoz.

Diesem war zuletzt nur der Tyrann von Forli, Cesena u. s. w. Ordolaffi übrig gewesen, um den Kirchenstaat ganz zu besitzen. Aber dieser hatte ihm auch viel Mühe gemacht. Die Gemahlin desselben, Donna Cia, hatte allein Cesena lange vertheidigt. Mit unermüdetem Eifer von den Mauren herab, ihre Soldaten ermunternd, hatte sie jede Aufforderung zur Uebergabe zurückgewiesen, und ihrem Vater, der von dem Legaten hineingeschickt war, ihre bedrängte Lage ihr vorzustellen und ehrenvolle Bedingungen anzubieten, hatte sie bloß geantwortet: als er sie einem Manne gegeben, habe er ihr befohlen, nur diesem zu gehorchen, welches sie auch jetzt wolle. Endlich, als die Mauren, wegen der Minen den Einsturz drohend, wankten, und die Treue und der Muth der Konstabeln von den Soldtruppen, entschloß sie sich zur Uebergabe, allen freien Abzug, sich allein nur die Gefangenschaft bedingend. Mit nicht minderer Hartnäckigkeit ward auch Forli vertheidigt, bis die Noth zur Uebergabe zwang. Aber weil nun die Händel um Bologna

anhuben, schloß sich Ordolaffi an Visconti an, ohne ihm weiter große ersprießliche Dienste zu leisten. Denn mit der Kirche verbanden sich viele lombardischen Fürsten abermals, und obgleich Bernabo mit tyrannischem Uebermuthe die Gesandten dieser Fürsten, die diese Erklärung überbrachten, behandelte, als gering schätzend ihre Kraft, fand er sich doch bald bedrängt. Der Herzog von Montferrat, in Verbindung mit Genua, welches sich während des ersten Krieges wieder frei gemacht hatte, griff ihn an auf der einen Seite, eben so, als Gonzagha mit den Verbündeten von der andern Seite. Urban V., der neue Papst, seit 1362, der ehemals als Gesandter an Visconti geschickt, von diesem auf das schimpflichste behandelt worden war, und also von persönlicher Feindschaft geleitet ward, sprach den Bann über ihn aus. Visconti bot nun die Hände zum Frieden, 1364, und trat gegen 500,000 Goldfloren Bologna ab. Aber so wie er durch seine Strenge seinen Unterthanen furchtbar war, blieb er es auch seinen Feinden. Denn durch Geldschätzungen der Geistlichen wurde er reich und durch Heirathen mit Oestreich, Baiern, Frankreich und Savoyen mächtig. Beides machte er bald gegen den deutschen Kaiser geltend.

Im Jahre 1366 nemlich wurde in Avignon abermals ein Bündniß geschlossen öffentlich gegen

die Bedrückungen der Kompagnien, eigentlich aber gegen Visconti. Außer den vorigen nahm auch Ludwig von Ungarn Theil, und der Papst Urban V., der seinen und der Italiäner Wunsche folgend, selbst nach Italien kam. Dem deutschen Kaiser Karl IV. aber gab es die Veranlassung zu seinem zweiten Römerzuge (1368), der abermals ohne glücklichen Erfolg für die kaiserlichen Rechte blieb. Man vermuthete, daß er um eine ansehnliche, von Visconti ihm gegebene Summe, bald zum Waffenstillstande und zur Entlassung eines Theils seiner Truppen sich verstand, da er mit denselben nichts gegen Visconti ausrichten konnte, und unverrichteter Sache von der Belagerung eines festen Platzes abziehn mußte. Er verfolgte daher seine alten Grundsätze, und versuchte bei den einander immer entgegenstrebenden Kommunen in Toskana sein Heil. Pisa zahlte ihm viel Geld, in Florenz versetzte er seine Krone, und ließ sie sich von den Sienensern wieder auslösen, und eilte dann nach Rom, wo er, der in der goldenen Bulle stillschweigend die Rechte des Papstes bei der Wahl römischer Kaiser, auf welche er sich fußend einst gegen Ludwig aufgetreten war, aufgehoben hatte, das lange nicht gesehene Schauspiel gab, von der Engelsburg bis an die Peterskirche, neben des Papstes Pferde, das er beim Zügel führte, zu Fuße einherzugehen. Zwischen den lombardischen Fürsten ward

bald

bald ein Friede vermittelt, Karl aber kehrte nach Deutschland zurück. Auf seinem Rückwege wurde er zu Siena bei einem entstandenen Aufruhre zwischen Volk und Adel in seinem Pallaste belagert, und die Stadt entschuldigte mit 20,000 Goldfloren diese Schmach beim Kaiser, Lucca setzte er in Freiheit gegen 25,000 Goldfloren, ähnliche Summen zog er noch von Florenz und Pisa, so daß er auch diesmal bereichert mit Gelde zurückkam nach Deutschland 1369. Daß ihm dies Geld sehr zu Statten kam bei der Erhebung seines Sohnes 1376, ist oben schon erzählt, und die letzten Jahre seines Lebens erfüllte der schon genannte Krieg in Schwaben und eine Reise nach Frankreich, nach dessen Zurückkunft er 1378 starb, unter Ermahnungen an seine Söhne, deren einem, nämlich Wenzeln er Böhmen und Schlesien gab, Johann erhielt Schweidnitz und die Lausitz, Sigismund erhielt Brandenburg. So zerstückelte Karl seine Macht, und es konnte nicht dagegen schützen, daß er jene Länder auf alle Ewigkeit Böhmen hatte einverleiben lassen.

22.

Cola di Rienzi.

(1340 — 1354.)

Wenn man sagen könnte, daß Frankreichs Geschichte eine Ahndung sey, eines hervorzubringenden Zustandes und Verhältnisses der königlichen Macht, so ist Italien während dieser Zeit eine Erinnerung an einen vorherigen und ehemaligen Zustand, und die Wiederherstellung der Wissenschaften, oder das Aufleben einer Litteratur, die einstmals aus der Mitte desselben Volkes und Landes hervorgegangen war, sollte auch zu gleicher Zeit diesen politischen Zustand der Dinge wieder lebendig machen. Es wird daher nicht unziemlich seyn, diese politische Schwärmerei in dem Leben jenes Rienzi darzustellen, der aus dem niedrigsten Stande, denn seine Mutter war eine Wäscherin, zwischen den Trümmern römischer Herrlichkeit geboren, früh mit diesen kühnen Erinnerungen erfüllt ward, und mit einem dafür empfänglichen Geiste in den Schriften des Livius, Cäsar, Cicero, Seneca und Valerius Maximus das kühne Streben jener römischen Herrlichkeit auffaßte. Mit ihnen hatte er zugleich jene glänzende Beredsamkeit empfangen, mit welcher und mit seiner übrigen großen

Gewandheit er als einer der Gesandten, welche die Stadt Rom an Clemens VI. nach Avignon schickte, den Papst so bezauberte, daß er ihn reich beschenkt, und zum Notarius der römischen Curie gemacht, nach Rom zurücksandte.

Dieser Platz verschaffte ihm Gelegenheit öffentlicher, den Unmuth über die Ausartung der jetzigen Römer vor jenen alten auszulassen, und besonders gegen die Großen. Eine von Kolonna erhaltene Ohrfeige für eine solche an die Rektoren der Stadt gehaltene Rede, bewog ihn auf anderem Wege seine Wünsche und Hoffnungen an das Volk zu bringen. Auf einem Gemählde, das er beim Kapitol aufstellte, zeigte sich auf dem von Stürmen bewegten Meere, ein dem Versinken schon nahes Schiff, ohne Ruder und Seegel, aus dem ein mit zerrissenen Haaren schreiendes Weib herausblickte, mit der Umschrift: „das ist Rom." Auf einer Insel zur Linken saß Italien, in der Gestalt eines kleinen von Schaam erfüllten Weibes, und auf einer andern, die vier Tugenden der Alten: Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit, gegenüber der christliche Glaube ausrufend: Wo ist, wenn Rom vergeht, wohl meine Heimath. Unter der Gestalt verschiedener wilder Thiere waren die mächtigen Baronen, die falschen Richter, die Räuber u. s. w. dargestellt.

Nach diesem berief er eine öffentliche Ver-

sammlung am Pfingstfeste, um mit der Ausgießung des heiligen Geistes seine eigne Begeisterung in Verbindung zu setzen, und in phantastischer Kleidung von einem Gerüste herab, beklagte er in einer zierlichen Rede Roms Schicksal, dem seine beiden Augen, der Papst und der Kaiser, entrissen wären, und bewies aus einem alten Dokumente die ehemalige Macht des römischen Senats. Ein allgemeines Beifallrufen zeigte, daß diese Erinnerungen wohl aufgenommen wurden von des römischen Volkes Hoffnungen. Nur die mächtigen Baronen verlachten ihn, und die Drohungen der Strafen, die er als einstiger Herrscher an ihnen üben wollte.

Dieses zu werden, hoffte er als Wohlthäter des Volks und der Stadt. Er sprach in einer neuen öffentlichen Versammlung von der Nothwendigkeit, Rom zu reformiren, da, ohne alle Handhabung der Gesetze, weder Zucht noch Ordnung, weder Sicherheit noch Ruhe in und vor den Mauren der Stadt sich fände da sie immerfort der Schauplatz bürgerlicher Kriege gewesen sey, indem mit Unrecht dem Volk von den vornehmen Familien, lauter Fremdlingen, der Besitz der Stadt streitig gemacht werde. Nicolaus ging an das Werk und machte öffentliche Gesetze bekannt, deren Inhalt die Abhelfung aller dieser Unordnungen war, und vorzüglich die Besorgung der gehörigen Kornzufuhr, wofür das Volk ihm

mit dem Titel eines Tribuns die volle Gewalt übertrug (1347). Als aber Stephan Colonna sich ihn widersetzen wollte, gerieth er in so große Gefahr, daß alle übrigen Baronen durch dieses Beispiel geschreckt, seinem Befehle gemäß, Rom verließen, um für die Sicherheit der Wege zu sorgen, und ihm Gehorsam schwuren. Die Hinrichtung eines gewissen, vornehmen, mit den Orsini verwandten Mannes, vermehrte noch diesen Schrecken. Und es erreichte also Rienzi, was weder Kaiser noch Päpste hatten erreichen können, nämlich diesen Adel zu bändigen, und eben so durch seine Energie, Schnelligkeit und Festigkeit bald Frieden und Ordnung in der Stadt herzustellen, so daß Reisende und Kausleute volle Sicherheit auf ihren Wegen fanden.

Darauf machte er allen Mächten Italiens und dem damaligen Kaiser Ludwig seine Unternehmung durch Briefe bekannt, in welchen er sich nannte: Nicolaus, der Strenge und Gnädige, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, und der römischen Republik berühmter Befreier. Er forderte sie auf, zu einer allgemeinen Synode ihre Gesandten zu schicken, um den Zustand und die neue Verfassung Italiens darin zu verabreden, und meldete ihnen die wieder hergestellte Ordnung in der Stadt Rom. Ohne Waffen, bloß mit einem silbernen Stäbchen in der Hand, reiseten die Boten, welche diese Briefe trugen.

Tag und Nacht diktirte Cola seinen Sekretairen Briefe; oder entwarf zweckmäßige Gesetze zur weitern Ausführung seiner Absichten. Den adlichen Familien der Orsini, Kolonna u. a. ward verboten, sich den Namen Herr zu geben, und ihre Wappen wurden abgerissen. Das Volk wünschte seinem Unternehmen Glück, und freuete sich dieser Sicherheit, wegen welcher man sogar unbesorgt auf den Landstraßen ohne Gefahr Waaren liegen lassen konnte. Eine Stadtmiliz ward vollständig eingeführt, und die Abgaben wurden von den reichen Baronen selbst, so wie von allen Nachbarn mit großer Bereitwilligkeit gegeben, ja, als der Präfekt Johann de Vico sich weigerte, Gehorsam zu leisten, ward er mit den Waffen gezwungen, obgleich er zu den mächtigsten Tyrannen gehörte, und eine weit ausgedehnte Herrschaft besaß.

Cola fand auch außerhalb Rom großen Beifall. Von allen Kommunen Toskanas, von Venedig, einigen lombardischen Fürsten erhielt er Briefe und ehrenvolle Gesandschaften, Lucchino Visconti theilte ihm sogar in einem Schreiben die Maximen einer guten Regierungskunst mit, und vorzüglich die Mittel, die reichen Baronen zu züchtigen. Selbst Ludwig der Kaiser soll eine heimliche Botschaft an ihn haben abgehen lassen, um seine Händel damals mit der Kirche auf diese Weise zu enden. Der Papst sah dem Spiele

zu, weil Rienzi anfangs zum wenigsten in seinem Namen handelte, und schickte ihm auch ermunternde Briefe. Alle diese Briefe strotzten von rednerischem Pomp, und nur Philipp von Valois schrieb einen Brief, der alles Schmuckes entblößt, einem Kaufmannsbriefe ähnlich, auch nur durch einen gemeinen Boten überbracht ward. So handelte ein König zwar ohne Gelehrsamkeit, wofür ihn auch Petrarka einen Barbaren nannte, aber nicht ohne Klugheit.

So viel Beifall raubte dem Tribun, das einzige Mittel des Gelingens, die Mäßigung, die bis jetzt mehr das Produkt des Wiederstandes, als seines Gemüths gewesen war. Seine Frau und seine Anverwandten, alle dem niedern Stande entwachsen, erschienen öffentlich nie anders, als in feierlichen Aufzügen, von den vornehmsten Leuten Roms begleitet. Er selbst aber beschloß sich zum Ritter machen zu lassen. Dies geschah in einem feierlichen Aufzuge, dessen Pracht alles übertraf, was bis jetzt gesehen war. Weil es Sitte war, daß die, welche zu Rittern geschlagen wurden, sich vorher badeten, that dies Rienzi in dem kostbaren Becken, in welchem sich einst der Kaiser Konstantin sollte gebadet haben. Nachdem dieses geschehen, forderte er in einer allgemeinen Versammlung den Papst auf nach Rom zu kommen, und die deutschen Kurfürsten ihr Recht zur Wahl nachzuweisen,

schlug mit dem entblößten Degen nach drei Seiten in die Luft, ausrufend: Das ist mein.

Damit gab er seinen Gegnern gerechten Grund ihn anzuklagen, und weil er mehrere der großen Baronen gefangen nehmen und ihnen den Tod ankündigen, hernach aber wieder frei ließ, foderte er diese, so bedrohet, natürlich zu offner Gewalt auf. Sie rüsten sich gegen ihn, befestigen ihre Schlösser, und denken heimlich auf Rache. Nachdem sie alles wohl eingerichtet, gehen vorzüglich die Kolonnas nach Rom mit gewaffneter Hand, um sich der Stadt zu bemächtigen, aber es mißglückt, und drei von den Kolonnas verherrlichen durch ihren Tod den Triumph Kolas, der mit einer silbernen Krone auf dem Haupte siegreich in Rom einzieht, aber nicht klüger, sondern übermüthiger wird. Ohne seinen Sieg zu verfolgen, oder dem Adel die letzten Zufluchtsörter zu nehmen, trieb er Pracht und Luxus bis zu einem fast lächerlichen Grade. Er plünderte die Reichen, versammlete das Volk nicht wie sonst, und empörte die Menge durch neuen Uebermuth. An der Stelle, wo Kolonna gestorben war, machte er seinen Sohn zum Ritter, ihn besprengend mit dem mit Blut des Getödteten vermischten Wasser aus dem nahe gelegenen Graben. Dem von dem Papste abgeschickten Legaten ging er bedeckt mit dem prächtigen Mantel, in welchem die Kaiser gekrönt zu wer:

den pflegten entgegen. Doch wandelte sich sein Uebermuth bald in Kleinmuth, als unter Anführung des Legaten und eines neapolitanischen Barons der Aufstand ausbrach, den er leicht hätte verhindern können, denn die römischen Baronen zauderten zwei Tage lang nach Rom zu kommen, den Tribun noch fürchtend, der indessen in der Engelsburg versteckt, von den päpstlichen Legaten für einen Ketzer erklärt und förmlich verdammt ward.

Heimlich entfloh er (1350) nach Apulien, wo er lange in einem Kloster versteckt lebte, und dann nach Prag zum Kaiser Karl IV. ging; dem er näher anzugehn vorgab, als Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrichs VII. Er kündigte an, daß Gott der Vater und der Sohn die Welt bis zu dieser Zeit regiert hätten, daß sie aber künftighin allein von dem heil. Geist sollte beherrscht werden, versprach ihm auch, wenn er ihn vorausschicken wolle, ihn zum König von Rom zu machen. Aber Karls Besonnenheit paßte schlecht zu diesem Schwärmer, er ließ ihn vielmehr ins Gefängniß sperren, und schickte ihn nach Avignon zum Papste, wie Rienzi es wünschte, um sich vor diesem zu rechtfertigen. Unterweges ward er überall geehrt und feierlich empfangen; nicht so vom Papste, der ihn ins Gefängniß legen und schließen ließ, bis er nach ent-

schiedenem Proceß als unschuldig befunden ward, und zu Gnaden wieder aufgenommen.

Als nun der Papst den oft schon genannten Kardinallegaten Albernoz nach Italien schickte, mußte ihn Nicolaus begleiten, weil man sich in Rom seiner bedienen wollte. Die Römer, vorzüglich das Volk, strömten ihm auch Haufenweise zu, und luden ihn ein nach Rom zu kommen. Nachdem er sich Geld verschafft, nahm er wieder prächtige Kleider an, und die vorigen glänzenden Hoffnungen. Von dem Legaten darauf zum römischen Senator gemacht, zog er nach Rom (1353) durch Triumphbögen, welche das jauchzende Volk errichtet hatte. Die Baronen ließ er sogleich zum Gehorsam auffordern, und da die Kolonnas sich weigerten, so belagerte er Präneste mit Soldtruppen.

Sie zu bezahlen, legte er auf Wein und Salz große Abgaben, und erregte dadurch die Unzufriedenheit allmälig. Diese wuchs, da er den Moriale, dessen Brüder von Cola gewonnen, ihm eben jene Soldtruppen zugeführt hatten, und der diese zu besuchen nach Rom gekommen war, gefangen nehmen und hinrichten ließ, nicht ohne Verdacht, er habe dies gethan, um sich des ansehnlichen Vermögens desselben zu bemächtigen. Gelang es ihm, dieses Verfahren zu entschuldigen damit, daß jener für die vielen Bedrückungen, die er über Italien gebracht, dieses

Schicksal verdient habe, so fehlte doch diese Entschuldigung, als er bald darauf wiederum einen vornehmen, aber beliebten Römer, ohne Schonung und Mitleid hinrichten ließ.

Ehe er also noch vermuthete, erhoben sich eines Morgens, als Cola di Rienzi noch in seinem Bette lag, Stimmen: Es lebe das Volk, es sterbe der Verräther. Bald wuchs die Zahl der Unzufriedenen, die herbei strömten, zu einer ansehnlichen Menge. Der Tribun, von Schrecken überfallen, traf keine Gegenanstalten. Als er das Volk von seinem Fenster herab anreden wollte, wurde er durch ein allgemeines Geschrei zum Schweigen gebracht. Von allen verlassen, von dem Feuer bedrängt, welches von dem erbitterten Volke an sein Haus angelegt, schon um sich griff, wollte er nun entfliehen. In gemeine Kleidung gehüllt, mit Betten auf dem Kopf, ging er durch den Haufen hindurch, der ihn für einen seines Gleichen hielt, der schon die Stücke geplündert habe, welches jener nach der Sitte des römischen Volks, ebenfalls im Begriff war zu thun. Aber als er unten an der Treppe war, ward er von einem Vorübergehenden erkannt und festgehalten. Anfangs wollte keiner sich an ihn machen, endlich aber, nachdem er den ersten Hieb bekommen hatte, fielen alle über ihn her. Sein Leichnam ward an Haken über die Straßen geschleppt und dann an den Galgen gehan-

gen. So war das Volk selbst geschäftig in der Hitze, zu welcher es mehr unter der Hand von dem Adel bewegt war, als durch seinen eignen Vortheil, den umzubringen, welcher ihm seine Freiheit hatte geben wollen. Aber Cola war nicht ganz der Aufgabe gewachsen gewesen, und das Volk nicht besonnen genug, sie ihm durchführen zu helfen. Daher triumphirte der Adel dennoch. Nach Rienzis Tode begann nun der alte Zustand, und der Kampf beider Partheien. Im Jahre 1359 hatte das Volk wieder die Oberhand, da es Rom nach dem Muster der florentinischen Republik einrichtete, und so wechselte bald diese, bald jene Parthei. Die Rückkehr der Päpste und kräftigere Könige in Neapel modificirten diese innern Kämpfe auf neue Weise.

23.

Dante Allighieri und Franz Petrarka.

(1265 — 1374.)

Wenn die politischen Begebenheiten selbst, in ihrer nationalen und zeitlichen Eigenthümlichkeit, nur die eine Seite sind von dem Geiste, der die Geschichte schafft, und der, wie jener indische

Gott, in mannigfaltigen Gestalten von Zeit zu Zeit auf der Welt erscheint, so wird es zum Verständnisse desselben nicht weniger beitragen, auch die Kunst und die Wissenschaft und ihre Beschaffenheit in denjenigen darzustellen, welche als Heroen derselben ihr einen eignen Weg bezeichnet haben, so wie diese beiden, welche hier genannt sind. Man hat sie als diejenigen bezeichnet, welche die Wiederhersteller der Wissenschaften gewesen sind. Aber es möchte in diesem bestimmten Sinne nur von Petrarka gelten, während Dantes Verdienst in einem andern Ausdruck gefaßt werden müßte, wie man aus ihren Bestrebungen und aus ihren Werken sehen wird. Beide kommen aber darin überein, daß sie jene Trennung zwischen dem Leben, der Kunst und der Wissenschaft aufhoben, und die getrennten Elemente wieder einander anzuknüpfen suchten, der eine, Dante, in seinen Werken selbst, der andere, Petrarka, mehr in seinem Leben, und nur von diesem Gesichtspunkte läßt sich auch die Liebe des letztern für die alte Litteratur erklären, die eben einst aus einem solchen gemeinschaftlichen Quell entsprungen war. Beide gehören zugleich Italien an, wo, indem die politischen Formen des Mittelalters am frühesten zerfielen, mitten unter dem Geräusch der Waffen und dem Andrange aller Kräfte, diese Vermählung am schnellsten und am nothwendigsten erschien.

Dante, oder wie eigentlich sein Taufname hieß, Durante, war geboren 1265 zu Florenz, dieser Stadt, welche wir aus den vorigen Erzählungen als den Schauplatz eines fortwährenden inneren Kampfes zwischen Adel und Volk kennen gelernt haben. Aber mitten unter diesen Unruhen hatte sich auch am frühesten der Sinn für schöne Künste wiederum geregt, und die Beschaffenheit dieser Verfassung forderte mehr als irgendwo die Kultur des Einzelnen. Eine Menge schöner Geister jener Zeit nennen diese Stadt als ihr Vaterland, wie Guido Cavalcanti, der liebliche Cino von Pistoja und Dante von Majeno, aber keinen erhob sein Genie bis zur Höhe, welche Dante erstieg. Früh ward er in allen Künsten seiner Zeit unterrichtet, damit er fähig würde, den Platz auszufüllen in der Republik, wozu ihm die Geburt und der Stand seiner Eltern berief. Brunetto Latini, Staatssekretair der florentinischen Republik, theilte ihm als Lehrer seine eigne Bildung mit, und eigner Fleiß vollendete seine Kenntnisse in allem, was das Zeitalter Wissenschaftliches hatte, in der Rhetorik, Astrologie und der tiefgrübelnden Scholastik. Aber der Ernst dieser Dinge verscheuchte nicht aus seinem Herzen die zarteste Liebe, welche schon in seinem zehnten Jahre, Beatrice Portinari, ihm eingeflößt, und die, ob sie gleich früh starb († 1290), doch wie das Bild

und Ideal schöner Weiblichkeit, sein Gemüth reinigte und heiligte, und die Seele seines Lebens, wie seiner Werke geblieben ist, die ihn und sie unsterblich gemacht haben.

Als Soldat diente er in den Kämpfen gegen Arezzo und Pisa (1289, 1290) seinem Vaterlande, und späterhin als Staatsmann, indem er zu einem der Prioren erwählt ward, welche damals meistens aus Ghibellinen oder Weißen bestanden, zu denen auch Dante, eigentlich keiner Parthei zugethan, aber dem Namen nach gehörte, obgleich seine Vorfahren von langen Zeiten her zu den Guelfen oder den Schwarzen, wie dieselbe Parthei mit einem neuen Namen hieß, der aus einer Familienzwistigkeit in Pistoja seinen Ursprung genommen, gehört hatten. Diese letztern, als Anhänger der Kirche, und von ihr beschützt, wandten sich an den Papst Bonifacius VIII. und baten ihn, ihnen irgend einen königlichen Prinzen zu schicken, der die Stadt reformirte, und wie sie dann hofften, ihrer Parthei das Uebergewicht verschaffte. Um diese Zeit befand sich gerade am Hofe des Papstes Karl von Valois, wegen eines Unternehmens in Neapel. Diesen sendete ihnen der Papst, und mit ihnen erhielten die Guelfen sogleich ein Uebergewicht, und als es zum förmlichen Kampfe kam, zwangen sie als Sieger die Weißen, Florenz zu verlassen. Welches nun auch Dante

mußte mit Verlust seines Vermögens und seiner Wohnung, die zerstört ward. Mit Gewalt der Waffen versuchten nun zwar die Vertriebenen wieder zurück zu kehren nach Florenz, aber es mißglückte ihnen, und Dante sah sich gezwungen, bei den großmüthigen Fürsten seiner Zeit eine Zuflucht nehmen zu müssen, vorzüglich bei Can della Scala, bei dem alle nur irgend berühmte Männer auf Schutz rechnen konnten, ja auf mehr als bloßen Schutz. Denn in prächtigen Zimmern, dekorirt gemäß den verschiedenen Beschäftigungen, in der Gesellschaft von Männern aller Art, in fröhlichen Festen lebten sie angenehm, und Can selbst zog viele an seine eigne Tafel, welches auch Dante wiederfuhr. Doch blieb dieser nicht beständig hier, sondern hielt sich bald hier und da auf.

Als Heinrich VII. nach Italien kam, hoffte Dante eine neue Epoche für Italien, und auch seine Wiederherstellung, und schrieb deshalb im Namen der Ghibellinen an diesen Kaiser, worin er ihn aufforderte, nicht in der Lombardei zu verweilen, das rebellische Florenz zu bezwingen, und das Zeitalter Saturns nach Italien zurück zu bringen. Aber auch diese Hoffnung, wie wir wissen, scheiterte, und abwechselnd, bald hier, bald da, hielt sich Dante zuletzt bei dem Guido Novello da Polenta, Herrn zu Ravenna, auf, bei welchem er auch 1321 starb. Wie dieser

ſer ihn im Leben groſsmüthig geehrt hatte, that ers auch im Tode. Die vornehmſten Bürger Ravennas muſsten auf ihren Schultern den Leichnam zu ſeiner Grabſtätte tragen, und nur ſein eigenes Unglück, das ihn betraf, verhinderte ihn an der Vollendung eines groſsen und koſtbaren Denkmahls.

Aber hätte es wohl gröſser und daurender ſeyn können, als das, was ſich Dante ſelbſt in ſeinem berühmten Werke, der göttlichen Komödie, errichtet hat? Dante, ahndend gleichſam die Beſtimmung ſeines Werks, veränderte ſeinen erſten Entſchluſs, es in lateiniſchen Hexametern zu ſchreiben, und bediente ſich der italiäniſchen Sprache, oder der zu ſeiner Zeit verachteten Volgare, für welches dieſes Gedicht ſelbſt der Quell geworden iſt, aus welchem ihr jetzt anmuthiger und tiefer Strom hervorbricht, damit es auch durch die Sprache der Zeit angehören möchte, der es entquollen. Denn dieſe letztere, auch mit allen ihren Elementen, wogt in der Tiefe dieſes Werks in herrlicher Gemeinſchaft, die romantiſche Liebe und die ſcholaſtiſche Philoſophie, die geiſtliche und die weltliche Macht, die Erinnerung an die alten Götter und Heroen, und die lebendige katholiſche Religion. Dies ganze Leben geſtaltete ſich hier zu einer Organiſation, von der man nicht weiſs, ob ihr Mittelpunkt im Kopfe, oder im Herzen iſt. Zur Ver-

herrlichung seiner geliebten Beatrice sollte das ganze Werk nur dienen, und doch ist es das Abbild und der Spiegel einer ganzen Welt geworden, deren Formen, obgleich sie selbst nur historisch und vorübergehend sind, doch von dem idealisirenden Dichter gebraucht wurden, um die ewigen Formen und die unvergänglichen Gestalten der Menschheit darin auszuprägen. Daher die tiefe Allegorie dieses Gedichts, welche das Ewige ist, hinter diesen vorüberschwebenden Schatten. Sehr schön sagt deßwegen Boccacio von diesem Gedichte, es gleiche einem Strome, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen könne, anspielend auf die Bedeutsamkeit des Werks, dessen historischer und allegorischer Sinn, obgleich eins ausmachend, doch jeder selbstständig ist.

Beatrice ist bedeutsam genug in diesem Werke, als die, welche dem Dichter sein neues Leben *), durch die Schönheit ihrer Seele und durch die Liebe ihm geschaffen hat und jetzt verherrlicht wird, aber sie tritt in einer andern Bedeutung als das Symbol der christlichen Weisheit auf. Virgil und des Dichters kindliche Ergebung für ihn, ist erklärt dadurch, daß er der erste und schönste Wiederhall war, der jener

*) Unter diesem Titel hat Dante selbst die Geschichte seiner Liebe poetisch beschrieben.

Zeit, die mit Sehnsucht zwischen den Gräbern des verschütteten Alterthums rief, entgegen tönte, aber Dante wußte ihm noch eine andere Bedeutung zu geben, daß er ihn zum Symbol der Vernunft und Philosophie machte, die durch die Theologie noch nicht aufgeklärt, den Menschen nur bis zum irdischen Paradiese führt, wie Virgil mit Dante thut. Denn das ganze Werk selbst nemlich ist dargestellt als eine Reise, welche der Dichter erst von Virgil, zuletzt von der Beatrice geführt, durch die Hölle, das Fegefeuer und den Himmel macht, weßwegen auch das Gedicht als anhebend mit dem Schrecklichen, und endend mit dem Erfreulichen, den Titel einer Komödie führt.

Die Art der Einkleidung war der Zeit des Dichters nicht fremd. Erzählt doch Villani, daß die Florentiner bei Gelegenheit einer Feierlichkeit, auf mehreren Barken, die auf dem Arno schwammen, Vorstellungen von den Qualen der Hölle gaben, wozu sie unter Trompetenschall einluden, mit der Ankündigung, wer von der andern Welt etwas wissen wolle, solle nur auf die Brücke des Arno kommen. So also fand Dante diese Formen gegeben, von seiner Zeit, die aber für alle Zeit die Allegorie sind, von der Existenz des Menschen, der mit dem sinnlichen Leben anfangend, durchgehend durch das Bewußt-

seyn der Sittlichkeit, die im Kampf noch mit der Unsittlichkeit als Reue sich äußert, zuletzt sich vollendet in der Liebe nnd Anschauung Gottes. So daß man diese Reise nennen kann die Lehrjahre eines Meisters in der höhern Lebenskunst, jedem gleichsam zum Muster aufgestellt. Denn das Jahr 1300, in welchem Bonifacius das allgemeine Jubiläum ausschrieb zur Vergebung aller Sünden, und in welchem die ganze christliche Welt nach Rom strömte, reuige Herzen und Schätze darbietend, dieses Jahr setzt auch Dante, wo ihn Beatrice aus dem Irrthume der Leidenschaften losreißt, und zu dieser Reise auffordert, damit er auf einem andern Wege zur Buße ermuntere und zum höhern Leben weihe sich und andere, denn die Wiedererzählung derselben soll wie ein Strom seyn, der über die höchsten Gipfel dahin fährt, um allen zu erscheinen.

Daher werden ohne Schonung die mächtigsten und bekanntesten hervorgeführt, um an ihnen, wie Dante selbst einmal sagt, in einer andern Schrift, den Menschen zu bezeichnen, wie er der strafenden oder belohnenden Gerechtigkeit Gottes unterworfen ist je nachdem er recht oder unrecht handelt mit Freiheit. Und da es ohne die letztere weder Schuld noch Verdienst geben würde, so sind eine Menge von scholastischen Untersuchungen eingestreut über dieselbe, um jene alten,

der grauen Vorwelt aufgefallenen Zweifel, in Rücksicht ihrer zu lösen, vorzüglich im Paradiese, weil die höchste Vollendung zugleich die von jedem Zweifel gereinigte Erkenntniß fordert. Und so wenig der, welcher die Geschichte jener Zeit und die Absicht des Werks versteht, keine der vorgeführten Personen für zufällig halten wird, eben so wenig sind die aufgeworfenen Fragen und Zweifel, ja bis auf die Untersuchung über die Flecken im Monde (Paradies II.) ohne Grund für das Ganze. Dieses mußte ja eben sowohl die Philosophie in sich mit aufnehmen, wenn das ganze Leben darin sich bewegen sollte, und ist diese Philosophie freilich nach der oben schon gelieferten Beschreibung, der Poesie entgegen gesetzt und entfremdet, so ist sie doch in ein poetisches Ganze als Theil aufgenommen, und es sollte ja auch dieses Werk die Vermählung beider beginnen, die nur vollendet seyn kann, wenn Philosophie und Poesie zu gleicher Höhe gesteigert sind.

In den Ernst und in die Hoheit eines solchen Werkes und eines solchen Karakters, wie nach aller Erzählung Dante hatte, würde aber sehr schlimm eingestimmt haben der Uebelklang persönlicher Leidenschaften, und man hat Unrecht, wenn man ihn in seinem Leben oder in seinen Werken für einen Ghibellinen hält. Sehr bitter tadelt er beide (Parad. VI.), daß sie ihren

eignen Zwecken das Wohl der ganzen Menschheit aufopfern. Denn ihm schien bedingt und nur möglich zu seyn, so wie die Glückseligkeit des Einzelnen nur durch das Gleichgewicht seiner irdischen und geistigen Natur, eben so die des Ganzen durch die Erhaltung jener beiden Gegensätze, deren Kampf die bisherige Geschichte dargestellt hat, die Dante aber idealisirend festhielt. Nämlich die geistliche und weltliche Macht sollte die vollendete Einheit bilden durch ihr Gleichgewicht, und die Störer derselben werden daher mit gleicher Strenge gezüchtigt. Darum prangt in diesem Werke auf der einen Seite die geistliche Macht von dem Statthalter Christi anhebend, und durch alle Zweige der geistlichen Würde absteigend, umgeben von den beiden Mönchsorden, den Franziskanern und Dominikanern, die gleichsam „die Räder des Wagens sind, auf welchem die Kirche kämpfend fährt (Parad. XII.)" und der scholastischen Philosophie, deren Verehrer und Bearbeiter in der Sonne (denn die Seligen sitzen in den verschiedenen Planeten) wohnen, andeutend das Licht, welches von dieser Wissenschaft ausgeht.

Diesem geistlichen Reiche gegenüber steht das römische Kaiserthum, welches, wie Justinian (Parad. VI.) erzählt, von den Römern auf die Deutschen gekommen ist. Unter diesem höchsten Monarchen sollten alle übrigen Könige und Fürsten

regieren, damit so der höchste Friede und die höchste Glückseligkeit einkehren möchte. Dante hat selbst einen Traktat geschrieben, in welchem aus historischen Gründen gelehrt das Daseyn, und aus philosophischen Gründen, mit Scharfsinn, die Nothwendigkeit einer solchen Universalmonarchie bewiesen wird.

Dieser allgemeinen Ansicht der Welt gemäß, sind die Gestorbenen vertheilt. Friedrich II. brennt in der Hölle (X.), weil er gestrebt hat, im Kampfe gegen die geistliche Macht dieses Gleichgewicht zu stören, und Rudolf von Habsburg büßt mit zerknirschtem Herzen (Fegefeuer VII.) die Schuld seiner Läßigkeit, die ihn abhielt, sich um Italien und die Kaiserkrone zu bekümmern, dagegen Heinrich VII. und Can della Scala als die möglichen Retter und Hersteller dieses Reichs gepriesen werden.

Mit gleicher Strenge werden die Verweser der geistlichen Macht getadelt, weil sie abgewichen sind von der Idee, die ihrem Stande, nach der Meinung des Dichters, zum Grunde liegt, und nicht ohne Unmuth sieht er die Excommunication, als Waffe gebraucht in weltlichen Kämpfen. Ganz im Geiste der Zeit leidet aber Mahomed in der Hölle (XXVIII.) die schrecklichste Quaal, welche in ihrer Art das Verbrechen symbolisirt, welches er begangen gegen die christliche Religion. Gegen den Glanz dieser kann auch der

Wiederschein der von dem geliebten Alterthume, dessen Höhen nur herüber ragten, in jene Zeit fiel, doch nicht aufkommen. Die Philosophie, die wie natürlich von der Autorität ausging, wie oben gezeigt, kann keinen Grund angeben, warum sie niemals in das Paradies gelangen, so oft auch dieser Zweifel vorgelegt wird. Daß aber Virgil den Dichter begleitet auf diesem Wege, daß Cato von Utika als das Symbol der Freiheit, ohne deren Bewußtseyn keiner zum Fegefeuer gelangen kann, am Eingange des Purgatoriums wohnt, das sind Aeußerungen, worin sich des Dichters freies Urtheil und seine Liebe zu jenen Heroen ausspricht. Dieses liebevolle und zarte Gemüth ist es auch, was den Dichter „mit gebücktem Haupte, wie ein Mann, der Ehrfurcht hat," neben seinem Lehrer Brunetto Latini, gehen macht, den er für seine Sünden gestraft in der Hölle sieht. So unpartheiisch zwischen Liebe und Urtheil ist er. Auch ists nicht Unmuth, welches seinen Tadel über Florenz, sein Vaterland, hervorruft, weil es sich den gelben Lilien (der französisch-neapolitanischen Parthei) anschließt und dem allgemeinen Paniere (dem Kaiserthume) sich entgegen stemmt. Auch läßt er sich mehrmals sein Exil auf seiner Reise vorhersagen, damit es als nothwendig begriffen und dargestellt, auch ohne Leidenschaft getragen werde.

Nach dieser Darstellung, die bloß die histo-

rische Beziehung des Gedichts betrifft, wird es klar seyn, daß die Zeitgenossen dasselbe als den Mikrokosmos mit allem Enthusiasmus aufnahmen. Schon 1373 gab Florenz Befehl, öffentliche Vorlesungen darüber zu halten, und Boccacio selbst, einer von denen, dessen Werke die neuere Litteratur verherrlicht haben, bekleidete zuerst diese Lehrstelle, und entwickelte die allegorische und historische Beziehung dieses Werks mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welche dieses Werk erfoderte, und er besaß.

Ein verwandter, doch verschiedner Geist, lebte in Franz Petrarka, der den 20. Julius 1304 zu Arezzo geboren wurde. Seine Eltern, als zur Parthei der Weißen gehörig, waren im Jahre 1300 gezwungen worden, Florenz zu verlassen, und nach mancher Abwechslung begab sich sein Vater nach Avignon 1313. Von hier sandte er seinen Sohn nach Carpentras zum Unterricht und dann zum Studium der Rechte nach Montpellier und Bologna, den beiden berühmten Universitäten. Auf dieser letztern lehrte Cino von Pistoja, den wir oben schon als einen berühmten Dichter genannt haben. Was dieser aber konnte, die Poesie mit dem trocknen Rechtsstudium zu verbinden, welches nicht historisch, sondern bloß scholastisch betrieben wurde, wollte Petrarka nicht gelingen. Hingegeben

der Lektüre der alten Schriftsteller, vergaß er so sehr darüber jenes Studium, daß sein Vater selbst nach Bologna eilte, und, indem er jene Bücher ins Feuer warf, hoffte, die Wärme des Jünglings dafür zu erkälten. Nur die heißen Thränen des Sohns retteten den Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen.

Doch der bald erfolgte Tod seines Vaters führte ihn wieder ohne Zwang jenem Studium und dem Alterthume zu, die Liebe aber zu seiner Laura, die er hier in Avignon kennen lernte, 1327, und welche fast bis an das Ende seines Lebens die lebendige Blüthe seiner Empfindungen geblieben ist, band ihn an die neuere Zeit und seine Gegenwart. So stand er zwischen zweien Welten, welche zu vermitteln in der äußern Erscheinung, der Sinn seines ganzen Lebens geblie: geblieben ist. Fesselte ihn die erste Liebe an sein geliebtes Italien, welches der Schauplatz jenes grauen Alterthums gewesen war, so sehr, daß er nicht gern gestehen mochte, es gäbe in Frankreich irgend einen so schönen Platz als in Italien, oder daß er frohlockte über Homer, der in Italien den Schauplatz seines Gedichts versetzt habe, so trieb ihn die Sehnsucht nach seiner Laura, mitten aus jenen Erinnerungen zurück nach Avignon, und ein Kuß Karls IV. auf die Stirn seiner Laura erhob ihn selbst zur Begeisterung. Drängte ihn jene Empfindung seines Herzens,

die römische Geschichte zu schreiben, damit er die Vorwelt der Gegenwart wieder einverleiben möchte, oder in einem großen epischen lateinischen Gedicht, Afrika genannt, sich und den Scipio zu verherrlichen, so entströmten der andern Empfindung süße italiänische Lieder auf seine Laura, durch welche er sich und jene der Nachwelt verewigt hat, und die so melodisch waren, daß sie, wie Peter Villani sagt, auch den ernstesten Greis zwingen, sie auszusprechen oder so vollendet, daß Petrarka selbst gesteht, er könne alle seine Werke verbessern, nur diese nicht. Welche Freude nun für Petrarka, als er, in sein geliebtes Vaucluse zurückgezogen den Kampf zwischen sinnlicher und geistiger Liebe, zwischen antiker und moderner Empfindung, (der nie verheirathete Dichter hatte zwei uneheliche Kinder,) in der Einsamkeit zu schlichten, an einem Tage von Paris und Rom die Aufforderung erhielt, sich krönen zu lassen, und während er Lauren im Herzen trug, den Lorbeer (lauro) auf seinem Haupte zu tragen, den die erfreute Mitwelt dem gelehrten Kenner der Vorwelt reichte! Ob er zu Paris oder auf dem Kapitol sich sollte krönen lassen, konnte er nicht zweifelhaft sein! Nur darüber schien ers, ob auch die Meinung seiner Zeitgenossen über die Würdigkeit gegründet sey. Dies zu erfahren, reisete er zum Könige von Neapel, dem oft genannten Robert, der nach seinem

eignen Ausdrucke lieber die Wissenschaften ohne Diadem, als das Diadem ohne Wissenschaften haben wollte. Dieser sollte ihn prüfen. Dies geschah in einer öffentlichen Versammlung, vor welcher von diesem Könige Petrarka in allen Zweigen des Wissens befragt und seine Verse geprüft wurden. Und hätte nicht das Alter den König Robert verhindert, würde er selbst mit nach Rom gegangen seyn, um mit seinen königlichen Händen, die das Schwerdt eben so oft und leicht, als die Schriften der Dichter und Philosophen gehalten hatten, dem Petrarka die Krone aufzusetzen.

Dies geschah nun 1341 am Osterfeste von dem Senator Roms auf dem Kapitol, wohin sich Petrarka in einem feierlichen, mit allegorischen Vorstellungen ausgestatteten Aufzuge, begeben hatte, und wozu auch das Volk unter Trompetenschall eingeladen hinströmte, eben so geehrt und geschmeichelt durch diese Feierlichkeit, als es Petrarka selbst nur immer werden konnte, auf welchen Stephan Kolonna vor der zujauchzenden Menge eine Lobrede hielt. Nach geendigter Feier erhielt Petrarka ein Diplom, worin seine Verdienste um die Poesie und die Gelehrsamkeit als Grund dieser Ehre genannt wurden, und wodurch er zugleich zum römischen Bürger gemacht ward.

Kennt man Petrarka wohl, wird man leicht

begreifen, daß diese leztere Ehre von ihm nicht gering angeschlagen ward, war es auch dies Rom nicht, was ihn entzückte, war es doch das, was vor seinem Geiste schwebte, dessen Bürger er zu seyn wünschte, war es doch die Sprache dieses untergegangnen Volks, und die Werke in ihr, welche seinem Ruhm gründen sollten. Gleich berührt von der Liebe und Freundschaft, dieser, dem Alterthum so eignen Tugend, schien es doch, daß nachdem seine geliebte Laura 1348 an der Pest gestorben war, und in dem Maße, wie er sich dem höhern Alter näherte, jene allmählig verschwand, daß die Freundschaft die stärkste und ihn am lebendigsten erfüllende Empfindung ward, und daß das Alterthum die Oberhand in ihm erhielt. Darf man seinen Worten glauben in einem Briefe an Pandolf Malatesta, der, ein eben so großer Feldherr, als Verehrer der Musen, ihn um seine italiänischen Werke bat, so sah er mit einer Art von geringerer Liebe auf diese Werke, und hielt die Empfindung der sie entsprungen waren, nur für eine Eigenschaft der Jugend, nicht des Alters. Und so verkannte er sein Schicksal bei der Nachwelt, daß er die Werke, welche nicht aus der Liebe, sondern seiner Gelehrsamkeit entsprungen waren, mit der meisten Liebe ansah, weil sie seinen Ruhm begründen sollten. Es läßt sich auch begreifen, warum er bei dem größten Eifer, mit welchem er

die Werke der alten Litteratur sammlete und auf-
trieb, und wodurch er manches Werk der Ver-
gessenheit entrissen hat, sich dennoch um die Werke,
welche seine Zeit hervorbrachte, wenig bekümmerte.
Obgleich ein zwanzigjähriger Freund Boccacios,
las er doch erst am Ende seines Lebens den De-
cameron dieses Freundes, und zwar nur flüch-
tig. Dantes Komödie war lange Zeit von ihm
ungelesen geblieben, und bei allem Lobe, das er
ihr in einem Briefe giebt, erkennt man nicht
undeutlich, wie wenig er auf den Ruf hielt, den
dieses Werk, eben weil es in der Sprache und
dem Geiste der Nation redete, bei der Masse der
Nation fand, eben so wie seine eignen Sonnette
und Canzonen, die manchen Sänger, der sich
mit ihnen hören ließ, reich machten.

Petrarka wollte den Gelehrten und Fürsten,
die doch an seinen italiänischen Werken Geschmack
fanden, gefallen, und rechnete auf die Zeit, die
er hervorrufen wollte. Bei aller Liebe zu der
Zurückgezogenheit, lebte er deshalb mit den Gro-
ßen und Fürsten, welche die Geschichte machen.
Doch wollte er niemals eine Stelle annehmen,
die eine eigentliche politische Wirksamkeit würde
verschafft haben. Er hätte ja die Beschäftigung
mit der Gelehrsamkeit und die Freiheit aufgeben
müssen, aus welcher alle seine Wünsche kamen.
Ließ er sich auch zu Gesandschaften brauchen, wie
zum Beispiel von Johann Visconti, dem gröss-

ten Italiäner, wie Petrarka ihn nennt, um zwischen Genua und Venedig an diesem letzteren Orte einen Frieden zu vermitteln, so hing das mit seinen Hoffnungen in Italien zusammen, und es war mehr die Ehre, die seine Gegenwart der Gesandtschaft geben sollte, als der prächtige Galeaz Visconti, sein Gönner und Freund, durch ihn dem Könige Johann von Frankreich (1360) zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft Glück wünschen ließ. Denn ohne eigentlich sich in den Tumult des geschichtlichen Lebens einzulassen, wollte Petrarka nur wie der Chor in den griechischen Schauspielen in die Tragödie Italiens hineintreten, mit Ermahnungen und Rath, mit Tadel und Lob, mit Hoffnungen und mit Klagen. Verschwindet daher Dantes Leben fast ganz und geht er unter in seinem Werke, so sind dagegen Petrarks Briefe und Reden die Begleitung zu der Zeitgeschichte.

Keiner war geschäftiger als er, den römischen Tribun, Cola di Rienzi, bei seinem Unterrehmen zu loben und zu preisen. Obgleich ein Freund der Kolonnas, nahm er sich jenes an, und ohne persönliche Feinde zu fürchten, vertheidigte er ihn zu Avignon, am päpstlichen Hofe, mit kühnem Enthusiasmus. Aber auch sein Schmerz und seine Schaam war nicht gering, als Rienzi in die Reinheit der Idee, wie sie Pe-

trarka aufgefaßt hatte, die Gährung seiner Leidenschaften goß.

Voll eben so froher Hoffnungen begab er sich zum Kaiser Karl IV., der öfters durch Briefe von ihm eingeladen, das römische Reich in Italien und Rom wieder herzustellen, endlich nun in Mantua angekommen war (1354), und Petrarka zu sich entbieten ließ. Mit der Demuth, die er für Männer hatte, die seine Ideen ausführen sollten, näherte er sich ihm, aber mit der Kühnheit, die das Bewußtseyn dieser Ideen gab, sprach er zu ihm. Als Karl IV. wünschte, daß das noch nicht vollendete Werk Petrarks über die berühmten Männer, unter seinem Namen erscheinen möchte, sagte Petrark ganz ernst: dazu bedarfs von meiner Seite der Muße, von eurer der Tugend. Um ihn zu dieser zu ermuntern, zeigte ihm Petrark Medaillen von römischen Imperatoren, erzählte ihm Züge aus ihrem Leben zur Nachahmung für ihn, wobei Karl mit Wohlgefallen und Theilnahme zuhörte, unbeleidigt von dieser Kühnheit, die noch stärker ward, als der Kaiser, ohne Petrarks Hoffnungen erfüllt zu haben, nach Deutschland zurückkehrte. So geh denn, schrieb ihm der Dichter, weil du es willst, aber vergiß nicht, daß kein Fürst vor dir einer so schönen, nahen und herrlichen Hoffnung entsagt hat. Dein Großvater und dein

Vater

Vater dachten anders, aber ich sehe, daß die Tugend sich nicht vererbt.

Als zu Pavia, wie oben erzählt, ein Predigermönch durch die Salbung geistlicher Beredsamkeit und durch die Heiligkeit seines Standes herrschte, und durch die Religion das erreichte, was Rienzi durch die Geschichte erreicht hatte, Galeaz Viscontis Waffen aber gegen diesen kriegerischen Mönch nichts ausrichteten, trug Visconti dem Petrark auf, mit seiner Beredsamkeit ihn zu besiegen, aber ohne Erfolg.

Ein besserer Erfolg schien seine Wünsche in Absicht des Papstes zu krönen. Mehrmals schon hatte er in Briefen, deren Kühnheit und Kraft kaum glaublich scheint, die Päpste aufgefordert, die falsche Geliebte, Avignon, zu verlassen, und in die Arme der rechtmäßigen, aber verlassenen Gattin, Rom, zurück zu kehren. „Papst bist du überall, aber zu Rom bist du Bischof. Zeige, daß du ein wahrer Hirt und kein Miethling bist," schrieb Petrark noch zuletzt an Urban V. (1366), der auch, wie wir schon wissen, nach Italien kam. Der Dichter wollte selbst nach Rom eilen, den Papst zu sehen, als eine heftige Krankheit zu Ferrara ihn überfiel, und nach Padua, dessen Beherrscher, die Familie Carrara, ihn mit der größten Liebe und Freundlichkeit behandelten, zurückkehrte. In der Zurückgezogenheit zu Arqua, ohnfern Padua, wollte er seiner

Gesundheit und seinen Schriften leben, aber der zwischen Venedig und Franz Carrara ausgebrochene Krieg, vertrieb ihn aus seiner Einsamkeit. Da sein Gönner, von den Venetianern überwunden, um Frieden bat, den das stolze Venedig neben andern harten Bedingungen nur dann geben wollte, wenn Carrara oder sein Sohn selbst nach Venedig ginge, die Signorie um Verzeihung zu bitten, so begleitete Petrark diesen Sohn, den Bitten seines Gönners nachgebend, dahin. Von dem Anblick des majestätischen Senats erschüttert, konnte Petrark am ersten Tage seine Rede nicht halten und blieb stecken. Der Senat, ihn zu hören wünschend, verschob die Sitzung auf den andern Tag, wo er unter großem Beifall sprach. Nach seiner Zurückkunst verschlimmerte sich seine Gesundheit immer mehr, und man fand ihn eines Tages in seiner Bibliothek über ein Buch gelehnt, eingeschlafen. Kurz war der tiefe und allgemeine Schmerz seiner Zeitgenossen, ihn zu verlieren, und ewig die Freude der Nachwelt, ihn zu besitzen.

Mit wenigen Worten brauchen wir noch an den Boccacio zu erinnern, der 1313 geboren, und 1375 gestorben, zwischen den beiden bis jetzt genannten Männern stand. Durch seinen Kommentar über die göttliche Komödie und durch seine Lebensbeschreibung des Verfassers hat er seine tiefe Ehrfurcht gegen diesen Geist und die

Richtung seiner Werke, in die er selbst durch seine italiänischen Schriften eingriff, an den Tag gelegt. Seine Liebe zu der alten Litteratur, die ihn auch zur Erlernung der damals noch wenig bekannten griechischen Sprache führte, und die er doch mehr denn Petrarka als gelehrtes Studium trieb, war ein Bindungsmittel der innigen Freundschaft zwischen ihm und dem letztgenannten Dichter. Das Vermächtniß von einer Summe Geldes, welches Petrarka in seinem Testamente Boccacio bestimmte, für einen warmen Anzug bei seinen Nachtstudien, und der Zusatz, daß es ihn schmerze, für einen so großen Mann so wenig zu hinterlassen, ist charakteristisch für beide.

24.

Ungarn und Neapel.

(1342 — 1386.)

Wir verließen diesen Staat durch die Bemühungen des Papstes Clemens V., unter der Regierung eines neuen Regentenstamms, aus dem Neapolitanisch-Anjouischen Hause. Die Bemühungen des Papstes für diesen neuen Kö-

nig Karl Robert, bezweckten auch die Erweiterung der kirchlichen Macht; indem er sich das Recht ausbedung, den gewählten König jedesmal zu bestätigen, welches aber ohne alle Wirkung blieb, aber bei einer solchen Verfassung natürlich war. Vielleicht rechnete er auf Ausbildung der königlichen Macht, die Robert versuchte, dessen Sohne und Nachfolger aber, Ludwig dem Großen, auf eine Weise gelang, die dem Lande wohlthätig, diesem Könige aber so rühmlich gewesen ist, daß sein Beinahme sowohl dem edlen Regenten, als dem hochherzigen Sieger gebührt.

Er erweiterte das Reich so, daß alle Länder zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere gehorchten. Servien, die Wallachei, die Bucharei und die neu bevölkerte Moldau erkannten seine Herrschaft. Lodomirien und Gallizien eroberte er von Rußland (1340) für den polnischen König Kasimir, der Ludwigen die Nachfolge in diesem Reiche versprochen, welches auch beim Tode dieses Königs Kasimirs 1370 geschah. Dieses Reich war aber bedeutend geworden, seitdem 1309 unter Lokietek, Großpolen (Südpreußen) und Kleinpolen (Krakau, Sendomir u. s. w.) mit Ausschluß Masoviens, das noch einen besondern Staat bildete, zu einem Ganzen vereinigt war. Kasimir aber (1330 — 1370) durch seinen Beinamen des Ge-

setzgebers und Bauernkönigs beweist, daß er sich habe die Verbesserung des Landes angelegen seyn lassen, das aber unter Ludwigs Regierung nichts gewann, da er sich weniger darum bekümmern konnte. Dehnte er doch nicht einmal über Polen die Maaßregel gegen die Juden aus, die er aus Ungarn alle vertrieb *), dagegen sie im erstern Lande blieben, obgleich sie durch Kasimirs Gefälligkeit gegen seine jüdische Maitresse, oder aus nicht richtiger Kenntniß ihres Karakters, in Polen zahlreicher und begünstigter waren.

Wichtiger war für den König noch die Eroberung Dalmatiens, als eines Küstenlandes, in welchem Venedig sich unter seinem Vorgänger festgesetzt hatte. Mehrere Kriege wurden darüber geführt. Es hatte sich Ludwig, wie wir schon wissen, mit Genua auch verbunden und mit Franz von Carrara, der die Ausbreitung Venedigs auf dem festen Lande in der Lombardei sehr ungern sah, auch waren die Unternehmungen Ludwigs so glücklich, daß Venedig nach mehrern von Zeit zu Zeit gemachten Friedensschlüssen (1338, 1341,) (1315, 1328,) ihm ganz Dalmatien, bis nach Durazzo abtrat, und eine Geldentschädigung anbot, welche Ludwig, als der-

*) Aber ihr durch Wucher aufgehäuftes Vermögen, sagt sein Lebensbeschreiber Kikullew, zu konfisciren, mochte er, als etwas gemeines, nicht.

selben nicht bedürftig, mit Großmuth ausschlug. Diese leitete ihn vielleicht mehr als künstliche Politik in seinen Unternehmungen gegen Neapel. Dieses Land gehörte seit Roberts Tode der Johanna I., seiner Enkelin, zwischen welcher und Ludwigs Bruder Andreas der König von Ungarn, die Väter, eine Heirath vermittelt hatte, um so zwischen beiden Staaten eine Verbindung und eine mögliche Vereinigung zu erhalten. Allein es gab nur zu größerer Trennung im Reiche selbst Veranlassung, indem eine ungarische und eine französische Parthei entstand, die in den Intriguen einer großen Anzahl von Mitgliedern der königlichen Familie, zu welcher auch viele unternehmende Frauen gehörten, Nahrung fanden. Nicht ohne große Summen hatte es Ludwig beim päpstlicheu Hofe dahin gebracht, daß man den Andreas krönte, aber die dadurch vermehrten Ansprüche des Königs an die Regierung, welche Johanna nicht mit ihm zu theilen Lust hatte, beschleunigten seinen Tod, indem er Nachts zu Aversa von der Seite seiner Gemahlin gerissen und schimpflich ermordet ward (1345). Karl von Durazzo, ein Abkömmling Karls II., der die Schwester der Johanna, Maria geheirathet, und im Fall, daß sie keine Erben hinterließe, die Nachfolge in der Regierung hatte, bestrafte viele, die für Mörder gehalten wurden, ohne daß man bei so verwickelten Bestrebungen am Hofe,

genau wußte, wer die Thäter waren, und welchen Antheil die Königin selbst daran mochte gehabt haben, so daß der Verdacht auf diesen oder jenen haftete, auch auf Karln von Durazzo selbst, nach der Meinung Ludwigs von Ungarn, wenigstens, wie man gleich sehen wird.

Dieser nämlich es für Pflicht haltend, ein solches Verbrechen zu strafen, folgte den Auffoderungen der ungarischen Parthei, und ging zu Lande durch Italien, unterstützt von denjenigen Fürsten dieses Landes, die entweder gegen Venedig Schutz suchten, oder gegen die Kirche, welche mit Ludwig von Ungarn wegen seiner Verbindung mit dem deutschen Kaiser Ludwig unzufrieden war, nach Neapel. Aller Widerstand, der überdem nur gering war, ward überwältigt, und Johanna, unterdessen vermählt mit dem Ludwig von Tarent, einem Brudersfohne ihres Vaters, bezeugte durch ihre Flucht nach der Provence die gänzliche Eroberung ihres Landes durch die Ungarn, deren König mehrere der sich ihm unterwerfenden Baronen gefangen nahm und nach Ungarn schickte, den Karl von Durazzo aber, als seiner Meinung nach den Haupturheber des Verbrechens an derselben Stelle, wo Andreas ermordet worden war, niedermachen ließ.

Nachdem er aber nach Ungarn zurückgegangen war, und seine Statthalter die Zuneigung der Neapolitaner nicht erhalten konnten oder

wollten, Nicolaus Accajuoli der Erzieher Ludwigs von Tarent, und die Seele und der Geist seiner Unternehmungen und Rathschläge, nach Neapel eilte, die Unzufriedenheit mit den Ungarn in das Verlangen nach der Johanna umwandelte, und die Uneinigkeit unter den ungarischen Truppen, die auch aus deutschen Miethssoldaten bestanden, benutzte, so kam Ludwig von Tarent mit der Johanna, die indessen durch die Veräußerung Avignons sich Geld und die päpstliche Gunst verschafft hatte, nach Neapel zurück, und ihr Schicksal nahm eine so gute Wendung, daß der ungarische Statthalter um neue Unterstützungen bat, welche auch Ludwig, obgleich er damals mit den Venetianern, der Stadt Zara wegen, kriegte, selbst zuführte. Allein die furchtbaren Anstalten endigten sich in einem Waffenstillstand, der, nachdem Ludwig 1350 Italien verlassen hatte, 1352 zu einem Friede wurde, durch des Papstes Vermittlung, der nach angestelltem Proceß die Johanna für unschuldig an dem Morde ihres Gemahls erklärt hatte. Ludwig zog seine Truppen zurück, und verschmähete mit einer abermaligen Großmuth 300,000 Goldgulden Schadenersatz, weil er Gerechtigkeit, nicht Gewinn suche, obgleich der Papst sie ihm zuerkannt hatte, dem die Festsetzung eines so mächtigen Königs in Italien nicht lieb seyn konnte.

Dieser Papst, damals mit der Wiedererobe-

rung seines Kirchenstaats beschäftigt, hätte wohl dazu einer kräftigen Unterstützung von Neapel aus bedurft, aber dies war in seinem Innern so zerrüttet, von den deutschen Soldtruppen, dem Moriale, Lando, Wolfram und andern, deren Abzuge aus dem Lande man mehrmals, denn sie kehrten öfter zurück, erkaufen mußte, entkräftet, durch die Befehdung *) der Baronen unter einander so verheert, daß es kaum zu entscheiden war, welches Land unglücklicher zu nennen sey, Neapel oder Sicilien. Doch schien es das letztere zu seyn, da es dem von der französischen Parthei herbeigerufenen Acciajuoli gelang, mit einer geringen Macht und mit Korn, denn vor den ewigen Fehden konnte man das Land nicht bestellen, und um des Hungers wil-

*) Den Zustand der innern Polizei dieses Landes ersieht man auch daraus, daß selbst in den Straßen von Neapel, die des Nachts von jungen Leuten durchschwärmt werden, so viel Unsicherheit herrschte, daß kein Mensch auf derselben zu erscheinen wagte, indem jeder angegriffen ward, und auf Tod und Leben kämpfen mußte. Petrarka darüber erstaunt, hörte, daß es ein so eingewurzeltes Uebel war, daß keine Gesetze und keine Strenge etwas dagegen hatte ausrichten können. Von ähnlichen, mit allgemeiner Schaulust angesehenen ernsthaften Spielen, wobei jedesmal einige der Kämpfer, die aus den Söhnen der angesehensten Familien bestanden, blieben, wendete Petrarka sich mit Abscheu weg.

len waren mehr denn 10,000 Menschen nach den nahgelegenen Ländern ausgewandert, in diesem erschöpften Lande glückliche Fortschritte zu machen, die noch größer würden gewesen seyn, wenn nicht die arragonische Parthei von Arragonien aus unterstützt worden wäre, bis 1572 endlich mit Bewilligung des Papstes ein Friede zu Stande kam, vermöge dessen die Unabhängigkeit beider Länder von einander anerkannt wurde.

Johanna, die zum drittenmale sich mit einem Prinzen von Majorka vermählt hatte, ohne ihm aber Antheil an der Regierung zu überlassen, war beschäftigt genug, in ihrem Innern Ruhe und Frieden zu erhalten, wobei sie mit Klugheit und Kraft verfuhr. Weil sie aber bis jetzt ohne Kinder war, so entstanden unter denen, welche ein Recht zur Nachfolge zu haben meinten, Bewegungen, um sich diese Nachfolge zu versichern. Weil Ludwig, König von Ungarn, ohnstreitig der gefährlichste Bewerber war, so hatte Johanna dem Karl von Durazzo, einem Brudersohne jenes Ermordeten Karls von Durazzo, der bei Ludwig beliebt war und seine Heere gegen Venedig geführt hatte, das Versprechen der Nachfolge gegeben, zumal da er noch der letzte Sprößling des königlichen Stamms war. Dennoch aber vermählte Johanna zu ihrer ihrer Unterstützung sich zum viertenmale mit dem Prinzen Otto von Braunschweig, der seit

langer Zeit in Italien sich als weiser und redlicher Mann, so wie als tapfrer Krieger gezeigt hatte. War vielleicht selbst Mißtrauen von Johannas Seite an diesem Schritte Schuld, so erzeugte er auch eben so viel Mißtrauen wieder in Karls Seele, an welches andere politische Verbindungen sich anknüpften.

Gregor XI. nämlich war 1378 nach Rom gegangen, zur Freude des römischen Volks, das, um sich diesen Vortheil nicht abermals entrückt zu sehen, beim Tode Gregors XI. mit lautem Geschrei von dem Conclave einen römischen Papst verlangte. Es erhielt wenigstens einen italiänischen in der Person Urban VI., des vormaligen Erzbischofs von Bari. Allein die Härte dieses Mannes und die Vorliebe der Franzosen für ihr Land, bewog die französischen Kardinäle, einen neuen Papst, Clemens VII., zu Fondi zu wählen, wo sie von der Königin Johanna unterstützt wurden, welche die Absichten Urbans V. mit Karl von Durazzo und seinem Neffen, dem er die einzige Erbin von Sicilien, Maria, verheirathen wollte, wohl kennend und übermüthig behandelt von diesem Papste, mit ihm unzufrieden war. Dies reizte nun den leidenschaftlichen Papst noch mehr auf. Er rief den Karl von Durazzo herbei, sich sogleich des neapolitanischen Throns zu bemächtigen, versah ihn mit nöthigem Gelde, mit welchem er 10,000 Mann, die in

dem eben geendigten venetianischen Kriege gedient hatten, in Sold nahm.

Johanna in der Noth, sah keine andere Rettung, als in einem mächtigen Schutze, dem sie durch die Adoption des Herzogs von Anjou, Bruders Karls V. von Frankreich, sich verschaffte, dem sie schon seit langer Zeit mit dieser Hoffnung von der Ermächtigung der Provence abgehalten hatte. Ehe aber dieser noch Italien erreichte, verzögert durch die oben erzählten Hofstreitigkeiten nach Karls V. Tode (1380), bei welchem er, um sich mit Gelde zu versehen, den königlichen Schatz plünderte, war Karl von Durazzo schon in Neapel erschienen, von einem Theil der Baronen mit Freuden aufgenommen. Otto von Braunschweig verlor gegen ihn eine Schlacht und seine Freiheit, und die Königin mußte sich ihm ergeben. Anfangs hoffte er durch eine freiwillige Verzichtleistung von ihrer Seite zugleich Provence zu erhalten, wo ihr einige Galeeren zu Hülfe gekommen waren, als sie aber diese vielmehr zum Kampf gegen ihn auffoderte, ließ er sie strenger verwahren, und wahrscheinlich 1382 erdrosseln. Er eilte um so mehr, sich ihrer zu entledigen, weil Urban VI., der für seinen Neffen nicht die reichen versprochenen Besitzungen erhalten konnte, nun selbst Intriguen gegen ihn spielen wollte, Ludwig von Anjou aber in Italien einrückte (1382), und von den Vis=

contis kräftig unterstützt ward, so wie von dem Papste Clemens VII. mit geistlichen Waffen. Aber Mangel an Geld, an Unterstützung von Frankreich, wo man mit andern Dingen beschäftigt war, und Krankheit schwächten Ludwigs Heer, und sein Tod zerstreuete es ganz (1374). Karl von Durazzo blieb alleiniger Herr, da er auch die Forderungen des Papstes, den er in Nocera belagerte, abwies, und seinen Neffen gefangen hielt.

Aber Karl, anstatt sich mit der Beruhigung seines Reichs zu beschäftigen, folgte einem Rufe, der ihn von Ungarn herkam. Hier war König Ludwig gestorben 1382, der bemüht gewesen war, die Gesetzmäßigkeit an die Stelle der Willkühr in den bürgerlichen Verhältnissen zu setzen, der dadurch, daß er auch die Gutsbesitzer, welche unter dem Aufgeboten eines Grafen standen, für Edelleute erklärte, die Oligarchie der mächtigen Aristokraten gewiß verhinderte, und durch die Bekehrung der Kumanen die Zahl seiner christlichen Unterthanen vermehrte. Aus seinen kräftigen Händen fiel das Ruder in die eines Weibes, nämlich seiner Tochter Maria, und weil diese noch minderjährig war, in die ihrer Mutter Elisabeth, einer klugen und schlauen Frau, die aber von dem Palatin Nic. von Gara beherrscht ward. Weil sie daher auch an seinen Privatfeindschaften Theil nahm, trieb sie die

königliche Macht in den Strudel persönlicher Leidenschaften. Karl III., König von Neapel, aufgefordert von einem Theil der Großen, unternimmts da zu regieren, wo er nur diesen Leidenschaften dienen soll. Vergebens widersetzt sich seine Gemahlin, er hofft mit den Kräften Ungarns dem ihm feindlichen und mächtigen neapolitanischen Hause Sanseverino, dem erzürnten Papst, den drohenden Rüstungen aus Frankreich, und seinem Geldmangel zu begegnen. Er steigt hoffnungsvoll zu Schiffe. Sigismund, der nachmalige deutsche Kaiser, der verlobte Bräutigam Marias, verläßt das Reich, wie es Karl betritt.

List wird gegen List gesetzt. Der König von Neapel und seine Versicherungen, daß er bloß aus Dankbarkeit gegen Ludwig, der Tochter das Reich gegen ihre Feinde retten wolle, werden von den beiden Königinnen scheinbar mit Freundlichkeit und mit Glauben aufgenommen, den Namen eines Statthalters, den er zuerst annimmt, ehren sie durch Demuth, den Titel des Königs, den ihm seine Parthei auf der Reichsversammlung verschafft, bestätigen sie dadurch, daß sie seiner Krönung beiwohnen mit heiterm Gesicht, nachdem sie vorher an Ludwigs Grabe ihre Thränen ausgeschüttet haben. So hatte ihre List über sein Mißtrauen gesiegt. Denn ohne solches noch zu fühlen, begiebt er sich, bloß von seinen italiänischen Hofleuten begleitet, zu den Königinnen,

welche, um ihm Briefe von Sigismund und Geheimnisse mitzutheilen, zu sich einladen. wo sich auch der Palatin von Gara, mit dem alles verabredet war, einfand. Indem der Palatin und Elisabeth, zu des Königs Seiten sitzend, ihn in ein Gespräch verwickeln und seine Begleiter sich entfernt haben, spaltet ein Ungar ihm mit starkem Säbelhiebe das Haupt (1386). Spaltungen anderer Art zerrissen nun die Reiche, die ihm gehört hatten. In Neapel blieb ein minderjähriger Prinz, in Ungarn erschien Sigismund, dessen Verbindungen und Verhältnisse mit Deutschland, zu diesem Lande zurückführen, das jetzt von seinem Bruder Wenzel beherrscht ward. Der Weg dahin wird am besten durch die Schweiz führen.

25.

Schweizer.

(1358 — 1411.)

Der Bund der acht alten Orte war entstanden, und der Thorberger Friede hatte den Kampf der Eidgenossen der Entscheidung näher gebracht. Die Kompagnien, die nach geendigtem Kriege zwischen England und Frankreich in gefährlichen Haufen auch hier herumzogen,

und selbst den Papst Innocentius VI. in Avignon beunruhigten, von den Lucernern und Unterwaldnern, als jene das vordere Land und Elsaß beunruhigten, mit den Entlibuchern am Büttisholz, und von Bern bei Frauenbrun (1375) geschlagen worden, hatten die Oestreicher am meisten bedrohet. Deßwegen hatten diese den Thorberger Frieden mehrmals verlängert, auch hielt sie zurück der Bund der Schweizer mit den deutschen Reichsstädten. Aber der Groll war noch nicht erloschen, der Krieg des Grafen von Kiburg, der die Besitzungen seines Hauses, von denen vieles an Bern gekommen war, wieder erlangen wollte, und Solothurns, der freien Reichsstadt sich bemächtigen, und der für Bern wiederum glücklich abgelaufen war (1384), hatte in dem Adel und den östreichischen Fürsten den Unmuth nur vermehrt. An der Spitze der letztern stand ein muthiger und kräftiger Fürst. Leopold III., Sohn Albrechts II. des Lahmen und Besitzer fast aller östreichischen Erblande, seitdem Rudolf IV., der Scharfsinnige oder Geistreiche, dessen wir oben als Schwiegersohns Karls IV. erwähnt, zu Mailand an Gift 1365 gestorben war, und sein anderer Bruder Albrecht III. sich mit Ober- und Unteröstreich begnügend, mit stillem Gemüthe den Wissenschaften oblag.

Bei einer solchen Lage der Dinge giebt ein

einzelner Vorfall nur Veranlassung, nicht Grund zum Kriege; und so war es auch hier. Sobald also diese Veranlassung von den Oestreichern gefunden, oder von den Schweizern dargeboten war; als Leopold geschworen, er wolle der Schweizer trotzigen Bund im gottgefälligen Kriege strafen; so erhielten auch die Schweizer innerhalb zwölf Tage Fehde von 167 geistlichen und weltlichen Herrn, unter denen auch die Grafen von Würtenberg waren. Mit gleicher Ungeduld rückten die Eidgenossen, Bern ausgenommen, welches nicht mitzog, dem Feinde entgegen. dagegen betrachtete Glarus die Sache der Eidgenossen als eigne, obgleich der Friede mit Oestreich, den Bern vorschützte, den Glarnern von den Eidgenossen zugestanden war. Leopold wollte ihre Macht trennen, bedrohete mit einem Theil Zürch, der andere eilte nach Sempach, angeführt von ihm selbst. Rache glühete in ihm und dem Adel, der ohne das Fußvolk die Bauren schlagen wollte. Alle in undurchdringlichen Harnischen und mit breiten Schwerdtern, saßen sie ab von ihren Pferden, und bildeten einen eng zusammen gedrängten Kriegshaufen, aus dem die langen Spieße auch aus dem vierten Glied hervorragten.

Als die Eidgenossen jene zu Fuß sahen, und ihnen gleich, wenn auch nicht an den Waffen, rannten sie nach gehaltenem Gebete muthig auf

den Feind los. Doch mit ihren kurzen Waffen vermochten sie nichts gegen diesen Wald von Stacheln; viele der Schweizer waren schon gefallen, die starre Reihe schwenkte sich, wenn auch unbehülflich, in einen halben Mond, die Schweizer zu umringen. Da rettete Arnold Strutthan von Winkelried, ein Unterwaldner, die Eidgenossen vom nahen Untergange. „Ich will euch eine Gasse machen, rief er den Seinigen zu, sorgt für mein Weib und meine Kinder,“ und somit sprang er an den Feind heran, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und als ein großer und starker Mann, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Ueber seinen Leichnam drangen die Eidgenossen in die gemachte Lücke, und der Kämpfenden dichtgeschlossene Kette war gesprengt. Die Ritter sanken nieder, Leopold von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, suchte in dem feindlichen Haufen den Tod, in den, wie er mit edlem Stolze sagte, so mancher Graf und Herr für ihn gegangen sey. Er fand ihn auch. Mit dem Panier in der Hand, das er kurz vorher einem sterbenden Ritter entrissen hatte, fiel er im Gedränge der Schlacht zur Erde. Als er sich mit der schweren Rüstung emporheben wollte, durchstach ihn ein Mann aus Schwyz, dem er zurief: „ich bin der Herzog von Oestreich.“ Die allgemeine Verwir-

rung machte die tapfern Thaten derer, die nicht flohen, vergeblich. Die Schweizer siegten. Herzog Leopold, was er vorher gewollt, lag auf dem Seinen, um der Seinen willen, mit den Seinen, denn mehr als 656 Freiherrn, Grafen und Ritter waren von östreichischer Seite gefallen (1385), von den Schweizern nicht wenigere. Winkelrieds Andenken lebt bis auf diese Stunde, ist auch seine Kapelle in unsern letzten Tagen verwüstet.

Der Krieg, den beide noch, die Schweizer glücklich, fortführten, nicht ohne schreckliche Verwüstung auf beiden Seiten, endete ein anderthalbjähriger Waffenstillstand (1387). Der Haß aber wurzelte nur immer tiefer *), und der Krieg hörte nicht auf. Die Schlacht bei Näfels (1388) vereitelte abermals den Angriff der Oestreicher auf Glarus, das sich der Stadt Wesen bemächtigt hatte. Hundert drei und achtzig erschlagene Ritter, und drittehalbtausend umgekommene Leute, bewiesen der Eidgenossen Tapferkeit, und ein jährliches Fest erinnerte die Nachkommen daran. Die Berner machten Eroberungen, Zürch und andere glückliche Züge, Oestreich verlor Länder (Büren und Nidau an

*) Man erzählt, es habe in der ganzen Schweiz kein Pfau seyn dürfen, weil die Oestreicher mit Pfaufedern ihre Hüthe und Helme zu schmücken pflegten.

Bern u. s. w.) Menschen und Geld, es schloß daher mit den Eidgenossen einen 7jährigen Frieden (1389), und da ein Versuch durch List den Bund zu trennen, mislang, einen zwanzigjährigen (1394). Während dieser Zeit erweiterten fast alle Eidgenossen ihr Gebiet durch Kauf von den geldarmen Edlen und Fürsten, oder viele Herren und Städte bei dem Verfall des Hauses Habsburg traten in Burgrecht mit ihnen. In andern östreichischen Städten, wie Freiburg und Schafhausen, erhob sich, nach dem Untergange des Adels in den Schlachten, ein bürgerlicher Sinn und also Zutrauen zu den Eidgenossen. Von den Kaisern wurde überdem die Schweiz immer unabhängiger. Karl IV., Wenceslaf und Sigismund gaben ihnen die Reichsrechte. Auch gingen die Waldstätte über den Gotthardt, und verbanden mit sich das Leventiner und Urseren Thal, wichtige Päße nach Italien. Die Appenzeller wurden 1411 schweizerisch, nachdem sie muthig ihre Freiheit gegen den Abt von St. Gallen geschützt hatten. Rhätien aber hob an unter sich und mit Glarus Bünde zu errichten. 1412 wurde mit Friedrich IV., Sohne Leopolds, der bei Sempach fiel, der Friede auf 50 Jahr erneut, wie es der Herzog am meisten wünschte. Dahin hatte es die Beharrlichkeit der Schweizer und die ih-

rer Art zu kämpfen angemessene Lage ihres Landes gebracht.

26.

Wenzel.

(1378 — 1400.)

Der Regent verschwindet mehr als jemals aus der Geschichte Deutschlands und in der Gährung aller Kräfte durch einander, war auch nicht einmal ihm eine eigene Richtung zur Erweiterung seiner Macht möglich zu verfolgen. Nicht einzelne Partheien der Gleichen unter einander waren es, die sich befehdeten, obgleich es auch daran nicht fehlte, es waren vielmehr die Elemente einer bürgerlichen Verfassung selbst, die im Kampf um ihre Existenz begriffen waren. Durch Handel reich, durch Vereinigung mächtig, durch das schweizerische Beispiel aufgeregt, standen die Städte zur Vertheidigung gegen Unrecht bereit, mehr behauptend als erobernd, aber vielleicht eben dadurch zerstörbar. Die Schwachheit des Einzelnen durch gemeinschaftliche Bündnisse stärkend, trotzte der kleinere Adel, durch den Geist seines Standes zu ritterlichem Kampfe bestimmt,

durch Mangel an Geld zu Streifzügen und nach Beute lüstern. Die Martinsvögel, die Schlägler, die Bengler waren den Städten durch ihre Raubgier, durch ihren Freiheitssinn den Fürsten furchtbar, daher man Städte und Fürsten manchmal gegen sie, als den gemeinschaftlichen Feind vereinigt sieht. Diese letztern strebten nach freier Herrschaft, darum suchten sie den Uebermuth des Adels zu bändigen, nach Erweiterung ihrer Besitzungen, daran hinderten sie die freien und nicht weichenden Städte, sie suchten endlich Selbstständigkeit, darum verachteten sie die Kaiser. Was sollte dieser machen vollends nun, da Karls IV. goldene Bulle den mächtigsten dieser Reichsfürsten das gesetzmäßige Recht gegeben hatte, den zu wählen, der durch Versprechungen aller Art noch die übriggebliebenen Reste der kaiserlichen Macht verschenken mußte, wenn endlich unter den mächtigsten dieser Fürsten auch Geistliche waren, die wiederum von andern Zwecken bestimmt als die Weltlichen, durch ihre Verbindung mit den Päpsten die Leiter eines Einflusses auf den Kaiser von dorther waren, der noch freier und willkührlicher werden konnte, da der päpstliche Stuhl selbst, wie wir wissen, von zwei Prätendenten besetzt oder vielmehr gesucht wurde.

Unter solchen Umständen folgte Wenzel seinem Vater, der durch Freigebigkeit mit Reichsgütern und Reichsrechten alle jene Partheien

mehr gestärkt als geschwächt hatte. Aber Wenzel war nicht im Stande, den so aufgelösten Zustand des Reichs destomehr für sich zu benutzen, verhindert durch eine Art von Indolenz, die entweder das Produkt seines Karakters war, oder die Folge anfangs vergeblich gemachter Versuche, denn diese machte er zum wenigsten. Mehrmals versuchte er durch einen allgemeinen Landfrieden alle, besonders die Fürsten und Städte, mit einander zu einer allgemeinen Einigkeit zu bringen, und ihre Kraft in sich zu vereinigen (1381), dies aber war bei dem gegenseitigen Haß nicht möglich. Anstatt den Städtebund zu einem Gegengewicht mit gegen die Fürsten zu gebrauchen, ahndete man vielleicht größere Gefahr von ihnen, da doch die Lage Deutschlands und der Schweiz ganz verschieden war. Denn Wenzel versuchte sogar den Städtebund zu trennen, indem er nach Aufhebung aller einzelnen Verbindungen, die sämmtlich durch jenen Landfrieden vereinigten Fürsten, Herrn und Städte in vier Abtheilungen bringen wollte, wodurch die Städte aufgehört haben würden, ein Ganzes zu machen, sondern nur einen Theil in den einzelnen Abtheilungen. Deßwegen wollten sie es sich auch nicht gefallen lassen. Noch weniger konnten sie damit zufrieden seyn, daß Wenzel den Herzog Leopold zum Landvogt in Schwaben machte.

Das gegenseitige Mißtrauen brach daher

bald aus bei Gelegenheit einer Privatfehde zwischen dem Herzog Friedrich von Baiern-Landshuth *) und dem Erzbischof von Salzburg. Dieser, weil er dem Herzoge nicht gewachsen war, machte sich zum Haupte des Bundes der schwäbischen Städte, die also gleich aufstanden zu seiner Vertheidigung, als heimlicher Weise der Bischof von Friedrich gegen das gegebene Wort in Verhaft genommen ward. Der Krieg zog sich sogleich durch Baiern, Schwaben, Franken und die Rheingegenden (1388). An der Spitze der Fürsten schlug Eberhard von Würtenberg, der alte Feind der Städte, diese letztern bei Döffingen, bei Worms schlug sie der Kurfürst von der Pfalz, in Franken unterlagen sie ebenfalls den siegreichen Waffen des Burggrafen von Nürnberg, der von den sächsischen und fränkischen Fürsten unterstützt ward. Nun kam Wenzel hinterher, hob ihren Bund auf, und ordnete wieder einen allgemeinen Landfriedensbund auf 6 Jahr (1389). Ein ordentliches Landfriedensgericht, zu dem die Fürsten vier

*) Das baiersche Haus war seit Ludwigs des Kaisers Tode durch Theilung geschwächt. Drei Linien waren jetzt zu Landshuth, München und Ingolstadt von dem Sohne Ludwigs, Stephan II. Die Tyrol und Brandenburg waren verloren, und so jene mit Mühe zusammengebrachte Macht zerstört.

Beisitzer gaben, und die Städte vier, der Kaiser aber den Obmann setzte, sollte nun die Ruhe herstellen. Aber dazu war er nie einig genug bei so verschiednen Zwecken der Mitglieder, und um dem Kaiser die Macht wieder in die Hände zu spielen, war es gewiß nicht der rechte Weg. Auch erstreckte er sich fast nur über einen Theil von Deutschland. Oestreich wurde mit größerer Selbstständigkeit beherrscht von seinen Fürsten, und der Norden Deutschlands stand fast gar nicht unter dem Einflusse des Kaisers, von welchem unabhängig auch eben ein langwieriger Kampf um die Erbfolge in Lüneburg zwischen Sachsen und Braunschweig geführt worden war.

Wenzel war auch in seinem eignen Staate zu bedrängt, um oft und beständig sich mit Deutschland beschäftigen zu können. Fehlte es ihm vielleicht an der Klugheit, mit welcher sein Vater zu Werke gegangen war, und war die Grausamkeit, die man ihm Schuld giebt, mehr die Folge seines Gemüths als seines Verstandes, denn man könnte wohl glauben, daß italiänische Maximen bei den vielen Familienverbindungen, welche entstanden waren, kurz, er verfuhr nicht allein gegen den Adel streng, sondern auch gegen die Geistlichkeit, die Karl IV. mit vieler Schonung scheint behandelt zu haben. Zwei solchen Kräften, die gegen ihn auftraten, war die königliche Macht beim Mangel eines stehenden

Heeres nicht gewachsen. Der Adel, aufgebracht durch die Zurückforderung und Einziehung der Kammergüter, welche Wenzel wieder an die Krone zurückbringen wollte, schloß sich an den Erzbischof, der auch mit Verlust bedrohet ward, wenn des Königs Maxime durchging, und überdem auch über Eingriffe in seine geistliche Macht von Seiten des Königs Klagen führte. Es kam also zu einer förmlichen Verbindung der Unterthanen gegen ihren Landesherrn. Sigismund, König von Ungarn und Wenzels Bruder, in Vereinigung mit dem Markgrafen von Meißen, und Jodoc, Markgrafen von Mähren, stellte sich an ihre Spitze und nahm 1394 den König gefangen, der zu allerhand Versprechungen gezwungen ward.

Nun kam ihm aber sein anderer Bruder Johann zu Hülfe, so wie die deutschen Reichsstände, und er ward frei aus seiner Gefangenschaft, doch machte er Sigismunden zu seinem Verweser in Italien, Böhmen und Deutschland, und bewies dadurch, wie ihn die Umstände oder die Kraftlosigkeit seines Willens gänzlich unfähig machten zu regieren. Indem er aber doch in Vereinigung mit Frankreich in den Streitigkeiten um den päpstlichen Stuhl als römischer Kaiser handeln und entscheiden wollte und verlangte, daß beide Päpste, jetzt Benedict XIII. an Clemens VII. Stelle und Bonifacius IX. seit

Urbans Tode, ihre Würde niederlegen sollten, so setzte nun Bonifacius, dem viel daran gelegen war, von dem römischen Kaiser anerkannt zu werden, alles bei den Kurfürsten in Bewegung, den König Wenzel ganz von dem Throne zu verdrängen. Dazu aber fand er die Fürsten schon geneigt, denen die päpstliche Autorität sehr willkommen war.

Die weltlichen Fürsten Pfalz und Sachsen, vielleicht unzufrieden, daß ihnen durch Sigismunds Verweserschaft das in der goldenen Bulle zugestandene Reichsvikariat entzogen ward, hatten 1399 schon mit dem Kurfürsten von Mainz, Johann von Nassau, der nur nach vielem Kampf und durch Bonifacius Vergünstigung zu dieser Würde gelangt war, so wie mit dem Kurfürsten von Kölln sich verbunden. Viele Fürsten nahmen Theil, mit der Aussicht gelockt, den neuen Kaiser aus ihrer Mitte gewählt zu sehen. Den Städten wurde erst spät die Absicht der Fürsten mitgetheilt. Diesen leztern war es aber nicht so leicht, nun einig zu werden über die Wahl. Friedrich von Braunschweig und sein Schwager, der Kurfürst von Sachsen, verließen bald die Versammlung, als sie die Vereitelung ihrer Absichten merken konnten, aus den Zwecken, welche Mainz mit dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz hatte. Dieser wurde nämlich 1400 zum römischen Könige gewählt,

nachdem vorher Wenzel zu Lahnstein durch den Erzbischof von Mainz förmlich entsetzt worden war. Man warf ihm seine Läßigkeit vor in Beilegung des päpstlichen Schisma, Verminderung der kaiserlichen Rechte, weil er den Johann Galeaz Visconti für eine Summe von 100,000 Goldgulden zum erblichen Herzog von Mailand gemacht hatte, die vielen Fehden in Deutschland, denen er nicht kräftig gesteuert habe, da doch der Kurfürst von Mainz selbst eben eine neue Fehde veranlaßt hatte, weil man ihm allein die Gefangennehmung des Herzogs von Braunschweig und des Kurfürsten von der Pfalz auf ihrer Rückreise von der Versammlung, wobei der Herzog von Braunschweig ermordet ward, Schuld gab (1400). Auch führten sie unter ihren Absetzungsgründen noch das an, daß Wenzel mit eigner Hand, oder mit Beihülfe anderer Uebelthäter, Geistliche und andere ehrbare Männer ermordet habe, welches in Böhmen geschehen war.

27.

Ruprecht von der Pfalz.

(1400 — 1411.)

Da die deutscheu Fürsten es dem neuen Kaiser besonders zur Pflicht machten, die Rechte des deutschen Reichs in Italien wiederum geltend zu machen, und Ruprecht auch mit dem größten Ernst den Zug dahin unternahm, wird es nothwendig seyn, die Geschichte Italiens vorauszuschicken, da anknüpfend, wo wir dies Land bei dem zweiten Römerzuge Karls ließen.

Die beiden Visconti herrschten in der Lombardei mit immer steigender Uebermacht, und schon erstreckte sich ihr Wirkungskreis bis in den Kirchenstaat und Toskana, seitdem Perugia und Sanmiato sich in ihren Schutz begaben. Neue Bündnisse, welche ihre Gegner gegen sie errichteten, endigten stets in einen für sie vortheilhaften Frieden, da sie mit ihrem Gelde die Soldtruppen mehr als andere an sich fesseln konnten. Jede Gelegenheit benutzten sie, sich zu verstärken oder ihre Gegner zu entkräften, und als daher Florenz von dem päßtlichen Legaten und seinen ehrgeizigen Absichten beleidigt, zur Strafe und Rache den ganzen Kirchenstaat in Aufruhr setzte, so daß aller Schein der Herrschaft der Kirche

verschwand, und die Städte sich frei machten, oder die alten Tyrannen wieder aufstanden, so war Bernabo nicht unthätig gewesen, sondern hatte sich mit Florenz verbunden. Gregor IX. kam zwar selbst 1378 nach Italien, schleuderte das Interdikt gegen die florentinische Republik, gab alle ihre in andern Ländern vorhandne Waare als herrenloses Gut frei, und vertrieb alle des Handels wegen sich an verschiednen Orten aufhaltenden Florentiner, aber dennoch richtete er weiter nichts aus. Selbst in Rom hatte er nicht einen sichern Zufluchtsort, und er nahm daher gern den Antrag zu einer friedlichen Ausgleichung an, über welche er aber hinstarb. Die nach seinem Tode entstandne Wahl zweier Päpste oder das sogenannte oben schon erzählte Schisma, welches die Päpste, um ihre Existenz kämpfend, zwang, vielmehr bei andern Fürsten Hülfe zu suchen, befreiete von allem Widerstande von Seiten der Päpste, wenn ein Fürst Geneigtheit hatte, kühnere und weitgreifende Plane zu bilden.

Ein solcher kühner Geist war nun Johann Galeaz Visconti, der 1378 seinem Vater Galeaz folgte. Zwar gelangs ihm nicht, durch eine Heirath mit der Besitzerin Siciliens, Maria, diese Insel zu erlangen, aber die Hoffnung, Herr von Italien zu werden, tröstete für diesen Verlust, und er näherte sich der Erfüllung derselben, als er durch Ermordung seines Oheims

Bernabo die beiden Hälften der mailändischen Macht zu einem Ganzen verbunden hatte. Man kann kaum glauben, daß dieser Schritt bloße Nothwehr gewesen sey, denn es war Vertheidigung und Angriff so künstlich gemischt in dem ganzen Verfahren des Johann Galeaz. Erst suchte er sorgfältig den Schein der Frömmigkeit einer dieser Regentenfamilie nicht eignen Tugend, um sich her zu verbreiten, so wie den Verdacht einer großen Einfalt, um seinem Oheim als ganz unbedeutend und gefahrlos zu erscheinen, und dann ließ er unter dem Vorwande einer Procession nach Mailand demüthig auf einem Esel reitend, den ihm entgegen kommenden Oheim gefangen nehmen und nachher tödten (1385). Die Grausamkeiten und Härten, welche Bernabo ausgeübt, beraubten ihn aller Hülfe von seinen Unterthanen, und gaben seinem Neffen Gründe, seine That vor den über so etwas eben nicht verwunderten Italiänern zu rechtfertigen. Der große Schatz des Bernabo aber ward ein gutes Hülfsmittel zu Unternehmungen.

Dazu bot eine gute Gelegenheit dar, der eben ausgebrochene Krieg zwischen dem Besitzer von Verona und Vicenza, Antonio della Scala, und dem thätigen und klugen Franz von Ferrara, Herrn von Padua, Feltre, Belluno und Trevigo, welche drei letztern Städte ihm nach einem langen Kriege, Leopold von Oestreich zu

andern Kämpfen, wie wir gesehen, gerufen (1384), für eine große Summe Geldes verkauft hatte. Carrara, der seine Lage wohl begriff, war ein unversöhnlicher Feind Venedigs, dessen Feinden er immer Freund gewesen war. Da nun Venedig damals eben mit der Wiedereroberung Dalmatiens beschäftigt war, so hetzte es durch Geld den Scala zum Angriff gegen Carrara auf, der einen so hartnäckigen Gegner an Antonio fand, daß zwei verlorne entscheidende Schlachten ihn nicht zur Annahme des von Carrara angebotenen Friedens bringen konnten. Nun trat Johann Galeaz, der bis jetzt immer den großmüthigen Friedensstifter gespielt hatte, auf Carraras Seite, und es konnte keine schwere Aufgabe seyn, dem nun schon entkräfteten Gegner vollends zu besiegen. Scala, nachdem er alles verloren, mußte fliehen, und fortan von den Almosen der Republik leben, die ihn ins Verderben gestürzt hatte.

Von dem besiegten Feinde erhielt nun Visconti Verona, Vicenza aber von dem betrogenen Freunde Carrara, dem, dem Vertrage gemäß, diese letztere Stadt als Beute zufallen sollte, dem Johann Galeaz sie aber nicht auslieferte, unter dem Vorwande, daß Vicenza eine große Abneigung vor Carrara habe. Der Gewinn dieser Städte war bedeutend, und damit er noch mehr Unterstützung gegen Westen finden möchte, und

zugleich

zugleich den Glanz einer königlichen Verwandtschaft, verheirathete er seine mit der Stadt Asti ausgestattete Tochter an den Herzog von Orleans. Auf der andern Seite war ihm nun noch Carrara übrig, dessen Rache über den letzten Betrug nur durch seine Vernichtung konnte verhindert werden. Die Fürsten Este und Gonzagha boten die Hand dazu, als sie einen Theil der Beute haben sollten, und selbst Venedig ward durch die Aussicht auf Trevigo gelockt. So vielen Feinden konnte Carrara nicht widerstehen. Vater und Sohn kamen in die Gewalt Visconti's, ihre Länder theilten sich die Sieger (1388). Von Vercelli bis nach Bellund erstreckte sich nun die mailändische Herrschaft, und zwischen Mailand und Venedig gab es kein Mittelglied mehr.

Aber noch vorwärts sollte die Erweiterung gehen, und Bologna und Florenz die Basis seiner Operationen werden. Die letztere Republik hatte eben eine starke Erschütterung erlitten. Dem niedrigsten Pöbel war es endlich gelungen, unter der Anführung eines unbeschuheten Wollenkrämers Michael Lando, der aber doch die Leidenschaften des Pöbels zwar als Mittel, aber nicht als Zweck seiner Herrschaft brauchte, die Regierung an sich zu reißen, die er bis 1387 behielten, wo sie wieder in die Hände der wohlhabenden Bürger zurückfiel. Diese verfuhren mit aller Weisheit, als wirklich Bologna schon von

Visconti und seinen freilich gezwungenen Verbündeten, Este und Gonzagha angegriffen ward. Sie schickten den jungen Carrara, der aus seiner Gefangenschaft entflohen war, nach Padua, um Johann Galeaz eine Diversion zu machen. Es gelang. Die alte Anhänglichkeit eröffnete dem jungen Fürsten die Thore von Padua. Venedig, Florenz und Bologna frohlockte laut, Este und Gonzagha heimlich. Ja sie traten endlich selbst über zu den Verbundenen, wenn gleich sie nur neutral erscheinen wollten, da Visconti seine Truppen aus Toskana nach der Lombardei, wo er von zwei Seiten angegriffen ward, zurückzog. Aber siegreich blieb er. Das eine Heer schlug er bei Alessandria, und von Vicenza zwang er den berühmten Truppenanführer Aucud sich nach Florenz zurück zu ziehn, welcher Republik er von Siena aus, Händel zu erregen gewußt hatte. Um den Carrara sich für jetzt vom Halse zu schaffen, erkannte er ihn als Herrn von Padua.

Aber dieser wußte zu gut, daß er abermals später oder früher eine Beute werden müßte, wenn nicht Visconti unterdrückt würde. So dachte auch Venedig, Gonzagha, Florenz, das auch Pisa unter seinem Einflusse schon sah, und Este. Ein mächtiger Bund war also von neuem gegen ihn zu Stande gekommen. Aber während er sich vom Kaiser Wenzel für 100,000 Goldfloren den Titel eines Herzogs von Mailand ge-

den ließ (1395), und einen Prinzen aus dem Hause Este, der seine Truppen anführte, gegen den damaligen minderjährigen Besitzer von Ferrara, Nicolaus von Este, aufstellte, wodurch er die Geschäftigkeit und Aufmerksamkeit auf den dadurch entstehenden Krieg ableitete, mußte er durch einen Frieden (1396) sich ganz aus dem Gesichtskreise seiner Gegner zu entfernen. Aber nur um sie desto sicherer zu überfallen. Ehe man es glaubte, mit einem leicht gefundenen Vorwande, griff er den Hauptanstifter jenes Bundes, den Fürsten von Gonzagha in Mantua, Florenz aber von Pisa aus, an, und obgleich die Verbundenen Hülfe sendeten, und selbst den Herzog von Oestreich herbeiriefen, mußte Gonzagha doch mit dem Sieger Frieden schließen. Bologna unterwarf sich ihm.

Der Kirchenstaat war dem Worte, nicht der That nach, dem Papste unterworfen. Die kleinen Tyrannen herrschten überall. Ja der neue Papst Bonifacius IX. seit 1389, hatte sogar mehrmals Rom verlassen müssen, um sein Leben zu retten. Nach andern Maximen handelnd, als der starrsinnige Urban VI., der Neapel seinem Neffen erobern wollte, wendete Bonifacius seine ganze Aufmerksamkeit und sein Geld nur darauf, Neapel für den jungen König Ladislaus und so mittelbar für sich zu erhalten, gegen Ludwig von Anjou, der unter=

stützt von dem Gegenpapste, die Ansprüche seines Vaters geltend machte. Es war um so nothwendiger, sich von hier aus zu sichern, da Frankreich und der Kaiser Wenzel ernstliche Anstalten trafen, die beiden Päpste mit Gewalt zur Niederlegung ihrer Würde zu zwingen, zu welchem Ende auch schon Benedict XIII., der Nachfolger Clemens VII. seit 1396, in Avignon belagert ward. — Sicilien war nun durch die Verheirathung der Maria mit einem arragonischen Prinzen an dies letztere Haus gekommen.

So war die Lage des Landes, wo Ruprecht als Kaiser auftreten sollte, also nicht ohne viele Schwierigkeiten, die erst überwunden werden mußten. Visconti war bis jetzt den vereinigten italiänischen Mächten überlegen gewesen, was konnte nun ein Kaiser thun, der mehr mit einem Titel, als mit reellen Kräften auftrat, welcher Titel noch wieder etwas an seinem Ansehn verlor, da der Papst Ruprechten die Einwilligung nicht verstatten wollte, als wenn Ruprecht vorher ihn als rechtmäßigen Papst würde erkannt haben, welches der Kaiser nicht geradezu wollte.

Doch nach allen überstandnen Schwierigkeiten rückte endlich Ruprecht von vielen deutschen Fürsten begleitet, in Italien ein, und ging darauf mit dem Heere auf Brescia los. Man sagt, er habe dadurch, daß er seinem Heere den Franz Carrara zum obersten Anführer

gab, die deutschen Fürsten mit sich unzufrieden gemacht. Aber gegen die feindlichen Generale, welche den Krieg mit eben so vieler Schlauheit und italiänischer Kunst handhabten, als die Politik, war gewiß ein mit jenen Künsten vertrauter Anführer nöthig, und es war auch seine Kunst, welche die Deutschen, die bei Brescia von den mailändischen Truppen angegriffen und besiegt wurden, von einer gänzlichen Vernichtung rettete. Dieses Schicksal aber traf Ruprechts Plane, man unterhandelte in Venedig hin und her, Florenz gab auch endlich etwas Geld, aber es fehlte an diesem dennoch so sehr, daß Ruprecht seine Kleinodien versetzen mußte. Auch hatte Johann Galeaz den bei Brescia gefangnen Herzog Leopold sogleich frei gelassen, um sich seiner gegen Carrara zu bedienen, und Ruprecht mußte in eben dem Jahre, in welchem der mächtige Johann Galeaz durch seinen Tod Italien von aller Furcht einer Unterjochung befreiete, nach Deutschland zurückgehen (1402).

Hier wollte Wenzel, obgleich er Böhmen so wenig beherrschte, daß er abermals 1402 gefangen saß, doch den Ruprecht nicht als römischen Kaiser anerkennen. Man möchte glauben, daß Sigismund, der es auch war, der seinen Bruder gefangen setzte, den Wenzel zu dieser Weigerung zwang, und nur durch seine Händel

in Ungarn abgehalten wurde, selbst jetzt auf=
zutreten als Bewerber. Denn Wenzel that doch
selbst nichts für sich, wenn sich auch gute Gele=
genheiten darboten. So hatten mehrere Fürsten,
an deren Spitze der Erzbischof Johann von
Mainz stand, nebst einigen Städten den soge=
nannten marbachischen Bund geschlossen, des=
sen Tendenz unverkennbar gegen den Kaiser ging.
Zugestehung der Forderungen des Erzbischofs, un=
ter denen sich sogar eine Schuld von Karl IV.
an das Erzstift befand, hätte Wenzeln wieder
aufhelfen können. Aber er nahm eben so wenig
Notiz hiervon, als davon, daß die von den Kar=
dinälen nach Pisa ausgeschriebene Kirchenver=
sammlung, welche Ruprecht mit klugem Geiste,
die schlimmern Folgen derselben voraussehend,
nicht billigen wollte, nun sich an Wenzeln hielt,
und diesen für den rechtmäßigen Kaiser ansah.
Ja Wenzel trat nicht mit seinen Ansprüchen auf
den Kaiserthron auf, als sein Gegner Ruprecht
1411 starb, gegen den man dieselben Vorwürfe
erheben konnte, die Wenzels Absetzung begründen
sollten, wenn man nämlich dem Einzelnen hätte
wollen Schuld geben, was doch aus den Zeiten
und der Lage der Dinge hervorging. Denn auch
Ruprecht hatte es geschehen lassen müssen, daß
Limburg, Brabant und Luxenburg an
das jüngere burgundische Haus fielen, ohne daß
er diese Provinzen, wie er bei Uebernehmung

der Krone versprach, hatte an das Reich zurückbringen können.

Nach Ruprechts Tode entstanden neue Intriguen über die Wahl eines Nachfolgers, die mit der Beschaffenheit und dem damaligen Zustande der geistlichen Macht zusammen hingen. Durch die Kirchenversammlung zu Pisa nämlich, wie Ruprecht, als er sich der Haltung eines Conciliums entgegen setzte, sehr richtig vorhergesehen, war eine Drivaltigkeit statt einer Zweiung entstanden. Zu den beiden Päpsten, nämlich Gregor XII. und Benedict XIII., war Alexander V., und da dieser bald starb, Johann XXIII. gekommen. Von diesem schien Johann, Erzbischof von Mainz, gewonnen, während Gregor XII. von dem Erzbischof von Trier und Pfalz beschützt ward. Ohne nur der besondern Vortheile eines jeden, die er sich ausbedung, zu erwähnen, sollte nun der Wahl eines Kaisers zugleich eine Bestimmung, wer rechtmäßiger Papst sey, vorausgehen, zum wenigsten wünschten dies die Bischöfe von Mainz und Kölln, denen vielleicht ein neues Concilium, entweder wie die Erfahrung lehrte, nicht zweckmäßig, oder wie sie voraussahen, dem geistlichen Stande nicht ersprießlich zu seyn schien. Die beiden letztern widersetzten sich daher in der Stadt Frankfurt lebhaft der Wahl Sigismunds, die von Pfalz, Trier und dem Burggrafen von Nürnberg, als

brandenburgischem Gesandten, geschehen war, und wählten statt seiner den Markgrafen Jodoc von Mähren, (denn über das luxenburgische Haus war man einig). Weil aber dieser bald darauf starb (8. Januar 1411), so stimmte endlich der Mainzer Erzbischof auch auf Sigismund, nachdem dieser vorher Johann XXIII. als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, und versprochen, keine neue Zölle auf dem Rheine anzulegen, ohne des Erzbischofs Willen keinen Vikar in Deutschland zu setzen, und Mailand an das Reich zu bringen (17. Jul. 1411).

28.

Ungarn und Italien.

(1386 — 1414).

Sigismund, als er zum römischen Kaiser erwählt ward, war abwesend und mit einem Kriege gegen Venedig beschäftigt, den er als König von Ungarn führte. Dieses Reich beherrschte er seit Karls Ermordung, wenn gleich erst nach vielen innern Kämpfen, welche die italiänische Parthei veranlaßt hatte, um die Ermordung des neapolitanischen Königs zu rächen. Nicolaus

von Gara war, als er mit den Königinnen ohne weitere Bedeckung, im Vertrauen alles nur sicher zu haben, durch das Land reisete, von dem Palatin Johann Horvarth ermordet worden, die beiden Königinnen aber waren in schmälige Gefangenschaft gesetzt, aus welcher sie nur die Ankunft Sigismunds (1386) mit einem Heere von Böhmen gerettet hatte. An dem Palatin Johann ward gegen das ausdrückliche Versprechen, gegen welches er die Königin frei gelassen hatte, von Sigismund und auf der Königin Wunsch, eine harte Strafe geübt. Auch die Grausamkeit, mit welcher sie geübt ward, mußte den innern Gährungsstoff nicht mindern, wie Sigismund vielleicht vermuthet hatte, wenn nämlich dieses Verfahren aus Klugheit und nicht aus Leidenschaftlichkeit hervorging, sondern vermehren, da nochähnliche Scenen hinzukamen, und auch die große Liebe Sigismunds gegen das schöne Geschlecht neue Klagepunkte gab.

Den Ausbruch der Unzufriedenheit beförderte der unglückliche Ausgang eines Krieges gegen die Türken, welche den Woiwoden von Siebenbürgen bei seiner Rebellion unterstützt und sich Bulgariens bemächtigt hatten. Bei Nicopolis (1396) unterlagen die ungarischen Waffen, und Sigismund selbst rettete sich mit Mühe. Die Unzufriedenheit der Nation mit ihrem König bei dieser Gelegenheit, benutzten die unzufriedenen

Baronen, einen fremden König herbei zu rufen, welches mit so größerem Scheine von Recht geschehen konnte, da theils seine Gemahlin Maria, die eigentliche Erbin, gestorben und Sigismund seit der Schlacht bei Nicopolis beinahe anderthalb Jahre wie verschollen war, denn weil alles unsicher vor den Türken war, hatte er müssen die Donau hinab in das schwarze Meer fahren, und von da durch das adriatische Meer in Dalmatien landen.

Die Noth vor den Türken ward immer größer. Die Fürsten der Moldau und Wallachei gaben sich unter polnische Lehnshoheit, und Sigismund war nach seiner Zurückkunft nach Böhmen gegangen, um die Streitigkeiten Wenzels mit seinen Unterthanen auszugleichen. Man rief daher den König von Neapel, Ladislaus, des ermordeten Karls Sohn, ins Land, und nahm Sigismunden, der nach Ofen gekommen war (1401), gefangen. Er ward aber bald wiederum frei, und ging nach Böhmen, wo er Wenzeln ins Gefängniß setzen ließ, während ganz Dalmatien und der König von Bosnien dem Ladislaus huldigte, und Bonifacius IX., der auf diese Weise dem luxenburgischen Hause, das auf ein Concilium drang, Unruhen machen wollte, denselben zum Könige krönen ließ. Aber Ladislaus verließ bald Dalmatien wieder, Bosnien ward erobert, Güte und Milde gewann die Ge-

sinnungen der Mißvergnügten, denn mit Gewalt konnten sie nichts mehr machen. Sigismund war daher eben, als er zum römischen König gewählt ward, nur noch beschäftigt, den Venetianern Dalmatien abzunehmen, worauf diese des Ladislaus Rechte abgekauft hatten. Den nicht mit Glück geführten Krieg, weil die Venetianer seinen Feldherrn bestochen hatten, endigte er nun, weil er nach Deutschland wollte, durch einen Frieden, in dem er Dalmatien für 200,000 Dukaten an Venedig zwar nicht überließ, aber doch die Gelegenheit es zu erobern.

Diese Republik nämlich trat immer klarer hervor, mit der Absicht, sich auf dem festen Lande festzusetzen, und es gieng dies um so mehr an, da der Tod den Johann Galeaz in dem Augenblicke, wo er den höchsten Gipfel seiner Macht erreichte, überfiel. Mit ihm zerfiel sein Staat, den er aus der Tiefe und dem Geheimniß seiner Einsamkeit heraus gebildet hatte. Denn die Theilung unter seine beiden Söhne, wurde vervielfältigt durch die Generale seiner Heere, die jeder ein Stück nahmen, indem sie meistens alle selbst Italiäner waren, wie Pandolf Malatesta, Facino Cane u. a., denn man führte nicht mehr durch Ausländer Krieg. Vor allen aber war der jüngere Franz Carrara geschäftig, seine Macht zu erweitern, und hatte sich auch Veronas bemächtigt, erst nur Scalas

Rechte vor= und beschützend, dann sie aber durch Ermordung desselben vernichtend. Nun ging er auf Vicenza los. Die Wittwe des Johann Galeaz und ihr Sohn schickten nach Venedig, um in Erregung des Hasses gegen Carrara Schutz für sich gegen diesen zu finden. Venedigs eigne Lust brauchte kaum durch das Geschenk mit Vicenza aufgeregt zu werden. Als Besitzer dieser Stadt forderten diese nun den Sohn des Carrara auf, das Heer von der Stadt zurück zu ziehn. Welche Gesinnung und Erbitterung herrschte, zeigt die Ermordung des Herolds durch Carrara. Die Venetianer rüsteten sich nun mit unglaublicher Sorgfalt, um den Carrara gänzlich zu vernichten, daher sie auch alle friedliche von ihm angebotene Ausgleichung verwarfen. Es ward von Seiten Carraras mit aller Anstrengung gefochten, aber von allen Bundesgenossen entblößt, denn selbst sein Schwiegersohn, der Markgraf von Este, blieb bald aus Furcht vor der Macht Venedigs neutral, und durch Verrätherei ward ein Thor von Padua den Feinden geöffnet, sah er kein anderes Rettungsmittel, als die Gnade der Signorie. Er ging daher mit seinem Sohne nach Venedig, warf sich dem Senat zu Füßen und bestürmte ihn mit Thränen und mit Bitten. Nichts half, man hielt ihn vielmehr fest, gegen das sichere Geleit, welches der venetianische Feldherr gegeben hatte, fügte

zu Vicenza, Feltre und Belluno, welche Gebiete Venedig von Mailand erhalten hatte, nun noch Padua, und besiegelte mit dem geheimnißvollen Tode, den Franz Carrara mit seinen Söhnen im Gefängniß litt, das neu erworbene Recht (1406).

Franz hätte, wo nicht seinen Staat, doch sein Leben und ein Jahrgeld von Venedig retten können, wenn er nicht auf Florenz und auf die Unterstützung von hieraus, für welche auch der französische Statthalter in Genua, Boucicaud, sich bemühete, sich verlassen hätte. Allein die Republik fürchtete für jeßt weniger Venedig, sondern wünschte nur die Vernichtung der mailändischen Macht, der zu unterliegen sie schon nahe gewesen war, wie oben bereits angegeben ist, nur nicht das Mittel, das zu ihrer Bezwingung gewählt worden war von Johann Galeaz. Wohl wissend, daß ihr Handel und das dadurch erlangte Geld die Hauptstüße dieses Staats war, beschloß er, diesen ihr ganz zu sperren, welches ihm auch schon so weit gelungen war, weil er Bologna, Perugia, Siena, Pisa und die ganze Lombardei inne hatte, so daß er eben im Begriff war, ihr den leßten Weg von Lucca noch abzuschneiden. Diese Maaßregel war um so gefährlicher bei den inneren Spaltungen zwischen den wohlhabenden Bürgern und den ärmern, deren Subsistenz, da sie meistens Wollenkrämer waren, von

dem Absatz ihrer Waaren abhing. Der vielleicht von Florenz herbeigeführte Tod hätte diese Plane zerstört, und die Republik gerettet, die nun bei der Minderjährigkeit der beiden nachgelassenen Söhne Johann und Philipp Maria, und bei der allgemeinen Verwirrung auch nicht ruhete, sondern auf Pisa ihre ganze Aufmerksamkeit wendete, das sie dem natürlichen Sohne des Johann Galeaz zwar abkaufte, aber von den Bürgern erst erobern mußte. Belagerer und Belagerte bewiesen dabei eine Hartnäckigkeit *), welche nur da zu begreifen ist, wo das politische Verhältniß bei jedem Einzelnen zur Empfindung geworden ist. Endlich, von Hunger überwältigt, übergab Gambacorta Pisa, als „den schönsten Juwel Italiens," dessen Glanz und Werth die fast unsinnige Freude in Florenz darüber bewies.

Aber kaum befreiet von dieser Seite, entstand für sie ein neues Gewitter von Neapel her. Lange Kämpfe hätte Ladislaus unter der Vormundschaft seiner Mutter, gegen den ebenfalls minderjährigen Prätendenten, Ludwig II. von Anjou, kämpfen müssen, während Urban VI., selbst ein Neapolitaner, in der allgemeinen Anarchie des Reichs, Anstalten machte, es so für seinen Neffen zu gewinnen, und damit seinen

*) Man sehe davon die Beschreibung bei Palmerius und Gino Capponi.

Gegenpapst am besten zu verdrängen und sich Nachdruck zu geben. Sein Nachfolger Bonifacius IX. verfolgte einen einfachern Plan, wünschte nur die französische Parthei in Neapel vernichtet zu sehen, und trug am meisten dazu bei, die Baronen, vorzüglich das mächtige Haus Sanseverino mit ihm auszusöhnen. Er unterstützte ihn auch mit Gelde, welches er mit dem Jubeljahre und mit einem unerhörten, aber durch die Noth erpreßten Kauf aller geistlichen Würden, gewann. Aber dadurch hatte man dem kühnen Geiste des Ladislaus nur Mittel zur Macht gegeben, die ihm ganz Italien furchtbar machte. Seine Pläne gingen daher schon über Neapel hinaus auf Florenz und den Kirchenstaat, welcher letztere ein so vielköpfiges Ungeheuer war, und aus Mangel einer Einheit durch List, die dem Ladislaus in vollem Maaße zu Gebote stand, konnte bezwungen werden. Am heftigsten aber schlug das Herz dieses Körpers, nämlich Rom, und durch das Gegenstreben der beiden Partheien der Kolonnas und der Orsini, konnte der Papst nicht darin verharren, sondern wurde bald in dieses, bald in jenes Glied seines Staats getrieben.

In diesem Mittelpunkte wollte Ladislaus sich festsetzen, und bemühete sich unter der Hand die Stadt gegen den neuen Papst Innocentius VII. (seit 1404) aufzuhetzen und sich an die Familie

Kolonna anzuschließen. Es kam zu förmlichen Schlachten in der Stadt zwischen den Bürgern und den päpstlichen Soldaten. Der Papst mußte auch einmal flüchten. Sein Tod (1406) stillte die Unruhen nicht. Ladislaus nahm Spoleto weg und Ascoli, breitete sich in der Mark aus, und bemächtigte sich endlich förmlich Roms (1408). Während der Zeit saß der Papst Gregor XII. zu Lucca, um mit dem Gegenpapste eine friedliche Ausgleichung herbeizubringen, wozu aber keiner Lust hatte, und ließ im Grunde gern Ladislaus sich da ausbreiten, weil er wußte, daß Florenz mit dem Gegenpapste Benedict XIII. heimlich unterhandelte, für Livorno, welches Benedict verschaffen wollte, den Gregor XII. nach Pisa zu locken, festzunehmen, und dann den Benedict nach Rom zu schaffen. Dieser Plan ward aber vereitelt.

Die Kardinäle der beiden Päpste, die Unmöglichkeit einer friedlichen Abdankung des einen von seiner Würde sehend, halten zu Pisa ein Concilium, und wählen, wie wir schon wissen, den neuen Papst Alexander V. (1409), dabei unterstützt von Florenz und von dem päpstlichen Legaten Balthasar Cossa zu Bologna, wogegen Ladislaus Gregor XII. erhalten wissen wollte, von dem er für 25,000 Floren die Rechte auf Bologna, Faenza, Forli, Perugia u. s. w. erkaufte. Mit Lucca stand er im Bunde, auf

Siena

Siena ging er los. Florenz vereinigte sich nun mit dem Legaten gegen den gemeinschaftlichen Feind. Dieser Legat war seit Johann Galeaz Tode von dem Papste abgeschickt, Bologna wieder zu erobern, welches ihm auch glückte, so wie die Bezwingung vieler anderer kleinerer Tyrannen in Romagna. Nach Alexander V. ward er auch Papst unter dem Namen Johanns XXIII. *) Man rief den Ludwig II. von Anjou, Titularkönig von Neapel, nach Italien, der aber gegen das mit Ladislaus verbundene Genua, welches das französische Joch wiederum abgeschüttelt hatte, nichts ausrichtete. Ihn vollends durch Mißtrauen aus dem Spiel zu bringen, ging Ladislaus einen Frieden mit Johann XXIII. ein, der ihm Geld gab, und das Versprechen, von Anjou jetzt abzulassen, wogegen er bloß Gregor aus seinen Staaten trieb, der zum Karl Malatesta ging.

Johann war nun nicht wenig überrascht, als er bald darauf sich dennoch genöthigt sah, vor den anrückenden Heeren des neapolitanischen Königs abermals aus Rom zu fliehen, und selbst in Bologna vor ihm nicht sicher war. Aber der Tod trat wiederum ins Mittel, und raubte dem

*) In weltlichen Dingen sehr groß, in geistlichen aber fast ein Idiot (ineptus), sagt Leonardus Aretinus von ihm. So wollten es die Zeiten.

weitstrebenden König, der an das eroberte Italien Ungarn zu knüpfen gedachte, in der Blüthe seiner Jahre (1414). Florenz war einer gedroheten und fast sichern Vernichtung wieder entgangen, Italien von der Hoffnung entfernt, ein Ganzes zu werden. Aber das Streben darnach war nicht entfernt. Für Venedig, das die Wellen des Meers nicht beschränkt hatten, schien die Etsch keine unverrückbare Gränze bleiben zu können, obgleich ein nicht kraftloser Hüter heranwuchs, der Herzog Philipp Maria von Mailand, allein mit seinen Ansprüchen, da sein Bruder durch wilden Sinn seiner Feinde Rache zum Opfer gefallen war, reich schon an Besitzungen, durch Verheirathung mit der Wittwe des Facino Cane, der die meisten Trümmer von seines Vaters Macht an sich gezogen hatte, ähnlich diesem Vater in Entwürfen. An Neapels glückliche Lage knüpfte sich Arragoniens Macht zu furchtbarer Vereinigung. Zwischen diesen Massen bildete sich aus Florenz inneren Kämpfen die stille Größe des mediceischen Hauses zum glücklichen Gleichgewicht. Alles lebte voll kühnen Hoffnungen, nur Johann XXIII. ging mit ahndungsvollem Herzen dem kostnitzer Concilium entgegen, welches Sigismund eben ausgeschrieben hatte.

29.

Sigismund, Kaiser von Deutschland und König von Böhmen.

(1412—1437.)

Man möchte sagen, Sigismund sey der letzte römische Kaiser in dem Sinne des Mittelalters gewesen. Im Orient kriegte er oder seine Feldherren während seiner ganzen Regierung gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens, im Occident stellte er als Advokat der Kirche die Würde der geistlichen Macht und ihre Einheit her, mit einem Eifer, der ihn bis zur Vergessenheit seiner nächsten Bedürfnisse trieb, während der Begriff eines römischen Kaisers mit dem Entstehen größerer selbstständiger Reiche und die geistliche Macht, durch das Mittel selbst vernichtet ward, welches sie wieder herstellen sollte, auf der kostnitzer Versammlung.

Diese hatte Sigismund ausgeschrieben, und in großer, fast nie gesehener Anzahl, waren weltliche und geistliche Herren versammlet. Johann XXIII. erschien selbst, nachdem er durch Geschenke und Geld sich den Herzog Friedrich von Oestreich und den Markgrafen von Baden zu seiner Sicherheit verbunden hatte, im Fall eines schlimmen Ausgangs für ihn. Dieser zeigte sich

auch bald. Statt das Concilium als Fortsetzung des pisanischen anzusehen, auf welchem Johanns Vorgänger erwählt ward, erschien es als ein neues, das also auch ihn absetzungsfähig hielt. Statt nach den einzelnen Köpfen zu stimmen, wo Johann viel wirken konnte, sollten die Nationen ihre Bedürfnisse vortragen.

Der Papst Johann XXIII., immer mehr bereuend *) hieher gegangen zu seyn, sah kein anderes Mittel, als durch seine Flucht seinen Anhängern eine Gelegenheit zur Aufhebung des Conciliums zu geben. Für seine Gegner schien es nur eine Einschläferung seyn zu sollen, daß er am 1sten März in einer öffentlichen Versammlung die für ihn aufgesetzte Formel zu seiner Absetzung öffentlich selbst ablas, mit so scheinbarer Bereitwilligkeit und Unbefangenheit, daß der Kaiser seine und der ganzen Versammlung Freude darüber durch einen Fußkuß bezeugte. Denn am 20sten, bei einem Turniere, welches Friedrich vor der Stadt anstellte, neben den ernsthaften Geschäften ergab man sich auch den Freuden aller Art, entfloh Johann als gemeiner

*) Als ihm späterhin die Vergiftung Alexanders V., die Schändung von 300 Nonnen, und größere Gräuel vorgeworfen wurden, sagte er: ich habe noch etwas ärgeres gethan, daß ich nicht in Italien blieb, dann wäre mir von allem dem nichts geschehen.

Reiter gekleidet, aus der Stadt, nach Schafhausen, einer östreichischen Stadt, durch Friedrichs von Oestreich Hülfe, der ihm auch bald folgte.

Ganz Kostnitz gerieth in Bewegung, ein Theil der Versammlung machte Anstalten zur Flucht. Sigismund aber erhielt Ordnung, und brachte die Fliehenden zurück. Ueber Friedrich von Oestreich erging die Reichsacht, deren Vollziehung den Schweizern aufgetragen ward, welche, obgleich Uri und überhaupt die innern Kantone, denen es nicht so nahe lag, anfangs ihren Frieden mit Oestreich vorschützten, endlich aber doch dieselbe übernahmen, als die beste Gelegenheit, die östreichische Herrschaft in der Schweiz zu zerstören. Denn es ward von Bern der Aargau erobert, bis an den Zusammenfluß der Aar und Reus, von Lucern, Sursee, nebst andern Gebieten, und von den Zürchern vieles zwischen dem Albis und dem Reus, Baden und die freien Aemter wurden gemeine Herrschaft (1415). Der Kaiser, sagt man, handelte nicht ohne persönliche Abneigung *) gegen

*) Außer der von Windeck erzählten Veranlassung, daß Friedrich ein gehabtes verliebtes Abentheuer Sigismunden zuschrieb, welches dieser sehr übel nahm, erzählt die Kronik von Trevigo auch ein Geschichtchen, welches diesen Haß beurkunden soll, wie Sieg-

Friedrich. Denn nicht zufrieden späterhin, den knieend um Gnade bittenden Herzog den versammleten Fürsten, und vorzüglich den italiänischen Gesandten, mit dem Zusatz: Ihr Herrn von Italien, lernt daran, was ein König der Deutschen vermag *), gezeigt zu haben, überließ er auch zum großen Verluste des Herzogs, den Schweizern die von ihnen eroberten sämmtlichen Länder, und wenn er sie wieder zurück zu fordern schien, geschah es nur, um größere Geldsummen von ihnen dafür zu gewinnen.

Des Geldes war Sigismund um so bedürftiger, da er während der Zeit weitläuftige Reisen gemacht hatte, um die völlige Vereinigung der Kirche zu Stande zu bringen. Denn nachdem Johann XXIII. durch seine Vermittlung

mund zu Feltre Friedrichen mit seinem schönen Sammtrocke in den Dreck geführt habe u. s. w.

*) Zu Kostnitz an der Tafel sagte Sigismund einst zu Johann XXII.: Ihr Italiäner wollt nur die Klügsten und Mächtigsten seyn, und seyd doch nur die Hefe der Welt. Darauf antwortete jener: Glaubst du, daß du deßwegen mit mir an einem Tische sitzest, weil du aus dem Geschlechte der Luxenburger, oder König von Ungarn bist? Sicher, wärst du nicht römischer Kaiser, du würdest zu meinen Füßen sitzen. Jene Ehre erzeige ich dir als italiänischem Könige, nicht als dem Barbaren.

von Freiburg nach Costanz zurückgebracht und seiner Würde förmlich entsetzt war, Karl von Malatesta in einer schönen Rede der Versammlung die freiwillige Resignirung Gregors XII. versichert hatte, war der schlaue Benedict XIII. allein noch übrig, zu dem Sigismund selbst hineilte nach Spanien, um ihn zur Abdankung zu bewegen, ohne gegen die Hartnäckigkeit und gegen die Künste dieses Papstes etwas auszurichten. Doch wurde er ebenfalls abgesetzt 1417.

Nun ward, gegen Sigismund und der Deutschen Willen, ohne erst an einer Kirchenverbesserung zu arbeiten, vielmehr durch Betrieb der Kardinäle, die es auch zu verhindern gewußt hatten, daß nicht die Versammlung die Wahl vornahm, wie im Vorschlage war, ein neuer Papst aus der Familie Colonna, unter dem Namen Martin V. gewählt 1417, der, wie ein Geschichtschreiber seiner Zeit sich ausdrückt, der Schlauheit viel, der Redlichkeit aber wenig besaß, anspielend auf die Künste, welche er anzuwenden wußte, alle Vorschläge zur Verbesserung der Kirche abzuwenden, ohne sie zu verwerfen zu scheinen. Er unterhandelte mit einzelnen Nationen, verschob vieles auf eine künftige Kirchenversammlung, und endete diese in der 45sten Versammlung 1418, zu keiner Zufriedenheit der verschiednen Nationen, am wenigsten des Königs von Arragonien. Dieser hatte für Sicilien allerlei

verlangt und da er es nicht erhalten, behielt er Benedict XIII. bis an den Tod des letztern, um ihn immer gegen Martin V. brauchen zu können, ja ließ es geschehen, daß nach Benedicts Tode ein neuer Papst gewählt ward.

Waren alle, vorzüglich die Deutschen, mit dem Ausgange dieses Conciliums unzufrieden, so hatte der Anfang desselben indessen schon die heftigsten Bewegungen veranlaßt in einem andern Lande, in Böhmen, indem die Kostnitzer Versammlung nämlich gleich anfangs, ehe sie noch die Einheit der Kirche in dem Oberhaupte hervorgebracht hatte, die Einheit des Glaubens gerettet hatte, durch die Verdammung zweier Ketzer, Johann Huß und Hyronimus von Prag, die im Feuer den sträflichen Versuch, Licht zu verbreiten, hatten büßen müssen.

Die Böhmen liebten diese, zuerst als die Vertheidiger ihrer Rechte gegen die Ausländer, die Deutschen, welche auf der Universität bei den Rektorwahlen bis jetzt die meisten Stimmen und im Magistrate die meisten Glieder gezählt hatten, woraus eine Eifersucht entstand, die Karl IV., indem er jene oben angeführten Worte aussprach, vorhersah, und die Wenzel nicht mit Geschick zu leiten wußte. Die Böhmen behielten die Oberhand, eine Menge von Deutschen, vorzüglich von der hohen Schule zu Prag, verließen das Land, und ließen nach Hussens

Ausdrucke, die Böhmen als Herren in ihrem Lande, die darauf diesen Huß zum Rektor ihrer hohen Schule machten. In dieser Würde trug er nun auch mit größerem Beifall die neuen Lehren des schon genannten Wiclefs vor, welche den Mißbrauch der geistlichen Macht, die Ausartung ihrer Diener, und die Unzweckmäßigkeit vieler Ceremonien bestraften. Wenzel hatte diesen mit Sorglosigkeit zugesehen, Strafpredigten gegen die Geistlichkeit nicht für unziemlich haltend. Diese aber, vorzüglich der Erzbischof von Prag, hatte diese Sache an die Päpste schon öfter gebracht, und die Kirchenversammlung zu Kostnitz lud daher Hussen vor sich, um seine Sache zu führen. Sigmund gab der Versammlung diesen Rath, Hussen das sichere Geleit, Hussens Feinden aber, vorzüglich den Deutschen, Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. Ihre Anklagen gegen Hussen halfen die Entschließung des Papstes und der Versammlung befördern, ihn nämlich als einen Ketzer gefangen zu setzen, und das vom Kaiser gegebene Geleit nicht zu halten. Sigismund kam in Verlegenheit. Diesem Verfahren sich widersetzen, hieß einen Ketzer in Schutz nehmen, und wo nicht der ganzen christlichen Welt als Beschützer eines Conciliums ein Aergerniß, doch Johanns XXIII. Politik einen Vorwand geben, dieses ihm so verhaßte Concilium zu zerstören. Mehrmals, wie er selbst sagte, war er

rasend aus der Versammlung weggegangen, ohne den seiner Deutschheit mißfälligen, unredlichen Bruch eines gegebenen Worts verhindern zu können. Denn ganz anders war, um nur äußerlich die Sache anzusehn, die Lage, als bei Karl V. unter ähnlichen Umständen.

Huß durfte zwar vor der Versammlung sich vertheidigen, und die Klarheit seiner Rede überzeugte die Wahrheitsliebenden eben so sehr, als seine durch ein finsteres Gefängniß nicht gebeugte Heiterkeit alle Lacher gewann, dennoch aber konnte er dem Feuertode, zu dem er, wie schon gesagt, und auch sein Freund, Hieronymus von Prag verdammt ward, nicht entgehen. Allein die erhabene Ruhe seines Herzens, das mitten in die Flammen in einem freudigen Gesange seine zu Gott gerichteten Gedanken ergoß, strafte die mit Teufeln bemahlte Mütze, mit welcher die Richter des verurtheilten Huß Haupt, als den Sitz seiner teuflischen Gedanken ausgeschmückt hatten, Lügen. So ruhig litt er, nicht so ruhig litten es seine Freunde. An diesem Scheiterhaufen entzündete sich die racheдurstende Gluth seiner Anhänger in Böhmen. An dem Ziska, einem Kammerherrn und Lieblinge Wenzels, fanden sie einen talentvollen *) Anführer, und der Tod

*) Er hat selbst eine Unterweisung zur Kriegskunst geschrieben.

Wenzels (1419), dem Sigismund eigentlich hatte folgen sollen, gab ihrem Religionshasse, der noch durch Nationalhaß gegen die Deutschen verstärkt ward, auch die königliche Gewalt Preis. Sie weigerten sich, Sigismunden als König anzuerkennen, zumal da er alle ihre Forderungen mit Strenge abwies, und durch harte Bestrafung einiger Hussiten in Breslau, (denn Schlesien, Mähren und die Lausitz unterwarfen sich ihm,) das Schicksal, das er allen zudachte, ihnen vor Augen stellte. Wegen der Säumnisse des Königs und seiner Räthe gewannen die Hussiten immer größere Gewalt in Böhmen, und anstatt, wie Sigismund durch die Erfahrung späterhin lernte, die Böhmen durch die Böhmen zu bezwingen, vereinigte er sie nur dadurch, daß er alle durch seinen Starrsinn *) beleidigte und sich zu ihrem gemeinschaftlichen Feinde machte.

Unter sich nämlich waren sie nichts weniger als Eins. Die gemilderten Utraquisten, die bloß den Kelch beim Abendmahle wollten, unterschieden sich von den Taboriten, (von einem befestigten Berge, den sie so genannt hatten, sich selbst benennend) die alle Kirchengebräuche, Altäre, Klö-

*) Hatte er doch mal, nach Windeks Erzählung, gesagt, er wolle den Ungarn Land geben, „darumb, daß in Beheim Land kein Beheim wäre."

ster u. s. w. verwarfen. Auch über die Ersetzung der königlichen Gewalt waren sie uneinig, indem die erstern einen fremden Prinzen zu ihrem Könige haben wollten, die andern aber mehr demokratische Gesinnungen hatten. Gegen den äußern Feind aber waren sie alle einig, und durch diese Vereinigung und ihre Kriegeskunst unwiderstehlich. Durch dieses Kriegesglück aber vermehrten sie zugleich die Zahl ihrer Streiter. Wer auch nicht von Religionsenthusiasmus begeistert in Böhmen das gelobte Land sah, und in den Nachbarn lauter Kananiter und Philister, war doch zufrieden, sie unter diesem Titel zu plündern auf den Heereszügen, die nach Sachsen, Franken, Oestreich, Ungarn, der Mark Brandenburg, ja bis nach Danzig gingen. Reiche Beute brachten sie auf zahllosen Wagen zurück, welche Wagen ihnen zugleich wieder als feste Wälle und Burgen dienten, hinter welchen sie sich verschanzten, wenn der Feind anrückte, und ihn dann von da aus überfielen. Sie verbreiteten daher auch ein solches Schrecken um sich her, daß zwei große ansehnliche Heere, von den deutschen Fürsten zusammen gebracht, vor den Hussiten die Flucht nahmen, ohne nur angreifen zu wollen. Auch Sigismund richtete von Ungarn aus nichts aus, und der Tod des erst einäugigen und dann blinden Ziskas (1424) verringerte nichts in ihren Unternehmungen, in-

dem an seine Stelle die beiden nicht minder geschickten und furchtbaren Prokope traten.

Endlich, da sechs Hauptfeldzüge gegen sie vergeblich unternommen waren, sah Sigismund, daß man auf andere Weise, als durch Gewalt gegen sie handeln müsse. Das von ihm 1431 zum größten Leidwesen des Papstes Engenius IV., dem die immer reifer werdende Idee von der Gewalt der Concilien über den Papst, das heißt der freien Untersuchung über die Autorität, mißfälliger ward, ausgeschriebene Baseler Concilium, beschäftigte sich sogleich mit der Beruhigung der Böhmen. Gesandte der Hussiten erschienen, und Prokop, ihr tapferer Heerführer, und ein gewesener Mönch, vertheidigte mit aller Kraft die sogenannten Prager Artikel, in welchen ihre Glaubenssätze enthalten waren. Aber mit allen konnte man nicht aufs Reine kommen. Nur die Utraquisten wurden durch die Gestattung des Kelchs im Abendmahle beruhigt, wozu gewiß der Ehrgeiz ihres Repräsentanten, des hussitischen Priesters Johanns von Rokyczana, der nach dem Prager Erzbisthum strebte, viel beitrug. Während nun der Kaiser ganz allein und heimlich nach Italien gegangen war, den Papst Eugenius zur Anerkennung des Conciliums zu bewegen, dieser aber den Wunsch Sigismunds, in Rom die Kaiserkrone zu empfangen, benutzend, um ihn davon abzuhalten, ihn

nicht nach Rom lassen wollte, sondern ihn ein Jahr in Siena warten ließ, wo sich der 60jährige Kaiser mit einem Liebeshandel die Zeit vertrieb, bis er endlich in Rom gekrönt ward, war nun in Böhmen zwischen den Utraquisten, zu denen die Prager, so wie der meiste Adel gehörte, und den Taboriten und den Waisen, so genannt, weil sie sich durch Ziskas Tod für verwaist hielten, und zu denen die meisten Städte gehörten, der heftigste Krieg ausgebrochen. Eine verlorne Schlacht bei Böhmisch Brod, worin beide Prokope verzweifelnd fechtend, ihren Untergang fanden, zerstörte die taboritische Parthei (1434).

So war nun der Weg zu einer vollständigen Ausgleichung geebnet. Sigismund machte Johann Rokyczana zum Prager Erzbischof, verzieh allen, gestattete den Hussiten freie Religionsübung, sogar an seinem Hofe, und ward dafür als König anerkannt.

Die Endigung des Hussitenkrieges erregte große Freude. Denn Böhmen, das gelobte Land, war durch den Krieg, der die Einzelnen hin und wieder durch die Beute so bereichert hatte, doch so verödet, daß Städte und Klöster weit und breit in Asche verwandelt waren. Die Weltlichen, sagt Windek, sangen das Te Deum auf den Gassen, und vor dem Kaspar Schlick, der bei dem Friedensschluß so thätig gewesen war,

knieeten die Leute auf den Straßen nieder und sagten, das ist unser Engel. Merkwürdig ist, was eben dieser hinzusetzt, daß nämlich der Kaiser so geheim mit den Hussiten unterhandelt habe, daß von allen deutschen Fürsten, deren doch viele bei ihm waren, keiner doch gewahr werden konnte, was er mit ihnen hatte.

Ein Fürst, der so beschäftigt war von allen Seiten, konnte wohl unmöglich sich dem deutschen Reiche besonders widmen, und wenn er es auch gewollt, so konnte er doch seinem Karakter nach nichts anders wollen, als Friede und Gerechtigkeit erhalten unter den zahllosen großen und kleinen politischen Mächten, welche Deutschland enthielt. Aber auch hier fand er so viel Schwierigkeiten, und ward von den Fürsten so wenig unterstützt, daß dieser Widerstand, den er fand, ihn mehr zum Widerwillen gegen das deutsche Reich aufregte, als zu Unternehmungen die kaiserliche Macht zu erweitern. Mit dieser Eigenschaft hing eine große Freigebigkeit zusammen, die ihn zu Schritten brachte, die auch das schon Vorhandene zerstörten, wie man bei zwei sehr auffallende Gelegenheiten sieht.

Die Mark Brandenburg, welche er zum größten Schaden des Landes schon 1388 seinem Vetter Jobst von Mähren für geleistete Dienste im ungarischen Kriege und für Geldvor-

schüsse verpfändet hatte, bei dem Tode desselben aber wieder zurück erhielt, verpfändete er abermals in gleichem Verhältnisse gegen den um ihn wohl verdienten Burggrafen von Nürnberg, Friedrich, an diesen, und da die Summen, welche dieser dem Kaiser vorzüglich zu seinen Reisen für das kostnitzer Concilium vorgeschossen, bis zu 400,000 Dukaten gestiegen waren, verkaufte er sie endlich diesem mit der darauf haftenden Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415), das mühvolle Werk Karls IV.!

Eine Gelegenheit dagegen, wobei er in Deutschland hätte gewinnen können, blieb unbenutzt von ihm. Der Sachsen-Wittenbergische Mannsstamm erlosch mit dem Tode des unbeerbten Kurfürsten Albrechts II. (1422). Das nächste Recht darauf hatte Erich V. von Sachsen Lauenburg, aus der seit 1260 entstandene Nebenlinie dieses sächsischen Stamms. Auch Kurbrandenburg und Pfalz machten Ansprüche. Aber der Kaiser für erhaltene Geld- und Dienstleistungen belehnte den meißnischen Markgrafen Friedrich den Streitbaren mit Obersachsen, und der darauf haftenden Kurwürde, und machte einen Nachbar mächtig, auf dessen Kosten sich vielmehr Karl IV. zu bereichern gesucht hatte. Aber es schien, daß Sigismund als Regent mehr defensiv als offensiv verfuhr, und mehr Sinn dafür hatte, rechtliche, schon vorhandene Verhältnisse

nisse zu erhalten, als durch Politik neue hervorzubringen, ob er gleich freilich dadurch ohne Absicht merkwürdige Verhältnisse in Deutschland hervorbrachte.

Deutschland selbst bot den gewöhnlichen Anblick dar: Befehdungen von einem Ende zum andern. Die meiste Schuld, sagt der oft angeführte Windek, hatte die Pfaffheit, denn diese hatte nicht viel geistliches Wesen an sich. Allerdings wollten sie nichts mehr und minder, als die übrigen, ihr weltliches Gebiet nämlich erweitern. Wir finden sie daher theils im Kampf oft genug mit weltlichen Fürsten, und vor allen mit ihren Städten. Diese schritten in ihrem Wohlstande fort, und erregten bei den Herren schon eben so viel Begier, als sie selbst gegen diese Eifersucht hegten. Sie widersetzten sich daher auch dem auf einer Reichsversammlung beliebten Vorschlage, durch eine Abgabe vom hundertsten Pfennig die Kosten zu einem Hussitenkriege herbei zu schaffen, weil diese Art der Erhebung ihren Reichthum den Fürsten würde verrathen haben.

Des Kaisers Ansehn als bloßen Schiedsrichters sogar, verschwand allmälig, und Sigismund wollte nicht einmal einen Streit der Stadt Kölln mit ihrem Kurfürsten bei seinem Hofgerichte, wohin ihn die erstere brachte, annehmen. Die Folgen der goldenen Bulle zeigten sich auch in der Widersetzlichkeit des Kurfürsten von der Pfalz

gegen Johann, Erzbischof von Mainz, den der Kaiser während seiner Abwesenheit zu seinem Statthalter gemacht hatte, und die Nothwendigkeit des letztern, auf die Ausübung dieser übertragenen Würde Verzicht zu thun. Als die Straubingsche oberbaiersche Linie ausstarb, wollte Sigismund seine Ansprüche vor einem Reichsgerichte geltend machen, zu dem er es aber, da er seine vermeintlichen Rechte an die drei oben genannten niederbaierschen Linien abtrat, nicht kommen ließ. So bildeten sich allmählig die im Kampfe entstandenen Verhältnisse zu nothwendigen und rechtlichen, und es trat denn auch allmälig noch durch andere Gründe an die Stelle des Faustrechts eine Gerichtsverfassung. Dazu machte man sich Hoffnungen unter dem neuen Kaiser Albrecht II., Herzogen von Oestreich, und dem Eidam Sigismunds. Mit diesem letztern endigte sich nämlich das „luxenburgische Haus, reich an Fürsten von ausgezeichneter Tapferkeit und Weisheit," denn auch Sigismunden kann dies nachgerühmt werden, und vor allen eine große Gemüthlichkeit in seinem Karakter, die ihn sehr liebenswürdig machte. Selbst voll Geist und Bildung, zog er Leute von Kenntnissen gern hervor, und neben seinem Geldbedürfnisse, war dies auch ein Grund, warum er das Land mit neuen Rittern anfüllte.

Albrecht folgte ihm in allen seinen Würden.

Deutscher Kaiser wollte er nicht werden, weil er es auch den Hungarn hatte versprechen müssen. König von Böhmen sollte er nicht werden, indem die Kalixtiner, mit Sigismund unzufrieden, weil er den zuletzt eingegangnen Frieden nicht in allen Stücken genau gehalten hatte, sich Albrechten mit Gewalt der Waffen widersetzten, die jener aber doch besiegte. In Ungarn war er zwar anerkannt, aber er hatte manche Rechte zugestehen müssen, wie zum Beispiel das, daß so lange die königlichen Söldner dem Feinde widerstehen könnten, die wegen der Türkennoth von Sigismund neu organisirte Reichsmacht nicht aufgeboten werden sollte. Deshalb mußte auch Albrecht gleich bei seinem ersten Zuge gegen die Türken wegen seiner geringen Zahl von Truppen wieder zurückgehen, ohne etwas ausrichten zu können. Alle künftige Unternehmungen aber zerstörte sein frühzeitiger Tod, der ihn auf der Rückreise von diesem Zuge überraschte (1439).

Unter seinem Nachfolger Friedrich III. nahm die Beruhigung des Reichs nicht zu, sondern vielmehr ab, und auch die Hoffnungen, welche man sich zur Aufhebung der Beschwerden und Mißbräuche in der Kirchenverfassung von dem Basler Kirchenconcilium machte, wurden durch ihn vereitelt.

Dieses von Sigismund angefangene Concilium war endlich bei der Hartnäckigkeit des Pap-

stes, mit welcher er alle Künste versuchend, der Versammlung ihr Ansehn zu nehmen gestrebt hatte, zur Absetzung desselben geschritten, und hatte an seine Stelle den Herzog von Savoyen, der seine Regierung niedergelegt und in der Einsamkeit zu Ripaille der Ruhe leben wollte, unter dem Namen Felix V. zum neuen Papste gewählt. Albrecht II. und das deutsche Reich hatten bei dieser Spaltung sich neutral gehalten. Allein Friedrich hatte darüber andere Gesinnungen, die sein Sekretair, der berühmte Aeneas Sylvius, nachmaliger Papst Pius II. und anfangs ein großer Vertheidiger des Conciliums noch besser zu stimmen wußte. Im Vertrauen darauf hatte auch Eugenius die beiden Kurfürsten von Trier und Kölln die eifrigsten Anhänger des Conciliums abgesetzt. Dies aber brachte die Kurfürsten zu einem kräftigern Widerstande. Sie verlangten die Wiederrufung dieser Aufhebung, die Anerkennung des Ansehns der Concilien, und Abhelfung ihrer Beschwerden. Eugen gab etwas nach und Kaiser und Fürsten leisteten ihm die Obedienz, worauf er bald verschied. Friedrich kündigte nun der zu Kostanz versammleten Kirchenversammlung das sechzehn Jahr bestandene kaiserliche Geleit auf. Durch ein früheres Aufbrechen am 25. Juny 1448 entging das Concilium noch dem Schimpf, welchen die Päpstlichgesinnten durch eine gewaltthätige Zer-

sprengung desselben über es verhängen wollten, aber dennoch nahm diese allgemeine freimüthige, zahlreiche Zusammenkunft ausgewählter Führer des christlichen Volks zu Lausanne, wohin sie sich begeben hatten, ein unansehnliches Ende, durch Papsts Nicolaus mannigfaltige Kunst (1449). Felix V. dankte ab, das Lausanner Concilium wählte, um seine Ehre zu retten, den schon vorhandenen Papst Nicolaus V. und Deutschland erhielt durch Friedrichs Handlungsweise in den Aschaffenburger Konkordaten nicht die Vortheile, welche es dem Papste abzuzwingen gehofft hatte. Allein diese Vortheile hätten nur das Aeußere betroffen, und es bildete sich doch allmälig eine Protestation, die nicht bloß der römischen Curie, sondern der geistlichen Macht noch ganz andere Vortheile abgewann.

30.

Die Vehmgerichte.

Um sich noch einen deutlichen Begriff von dem Zustande der oberherrlichen Gewalt in Deutschland zu machen, brauchen wir hier nur noch an diese Gerichte zu erinnern, in welchen

sich zugleich deutsches Streben nach Gemüth und Geheimniß karakterisirt. Daß sie dem Verfall der Religion, des äußeren und des inneren Rechtes in den Zeiten der Verwilderung ihren Ursprung verdanken, ist bestimmter anzugeben, als die Zeit, wenn und die äußern schon vorhandnen Formen, durch welche sie entstanden. Sie könnten für den Geschichtschreiber daher eben so wegen des Dunkels, worin sie stecken, die heimlichen Gerichte heißen, als sie zur Zeit ihres Daseyns wegen des geheimnißvollen Dunkels, womit sie handelten, so genannt wurden. Daher auch die sämmtlichen durch eine Zunft mit geheimen Artikeln verbundenen Mitglieder die Wissenden genannt wurden. Sie erstreckten sich nicht allein über Westphalen, wo sie im 14ten und 15ten Jahrhundert häufig erschienen, und wo auch ihr Mittelpunkt blieb, sondern ihr Arm, der nicht bloß die Verletzer des Eigenthums und des Lebens, sondern alle Uebertreter der Gebote Gottes erfaßte, erstreckte sich über die entferntesten Theile Deutschlands. Nur angesehene, edle und freie Männer von unbescholtenen Sitten konnten Mitglieder und Freischöppen werden. Die Schöppen mußten angeloben, nichts von allem, was ihnen kund war, jemand zu offenbaren, sie mußten alles, was zu einer Anzeige geeignet war, auf ihren Eid vor Gericht anzeigen, Beweis und Gegenbeweis wurden vor Gericht

geführt, und die Strafe des Stranges, welche die Verurtheilten traf, wurde auch auf der Stelle an denen geübt, welche auf frischer That von den Schöppen ergriffen wurden. Das gesprochene Urtheil wurde in das Blutbuch geschrieben. Nicht bloß einzelne Personen, ganze Ortschaften und Gemeinheiten wurden vorgefordert und in die Acht gethan, wenn sie nicht erschienen. Bei der weiten Verbreitung der Wissenden gab es nicht leicht einen Ort oder Land, wo sich nicht heimliche Wissende, ohne daß man sie kannte, vorgefunden hätten. Daher traten auch mehrere regierende Herren zu den Wissenden, selbst Kaiser Sigismund gehörte dazu. Denn diese Gerichte machten keinen Unterschied der Personen, und so wie Kaiser Friedrich III. sogar vorgeladen wurde, so geschah dies öfter mit Bischöfen *), Herzogen und andern Herrn. In dem Maaße aber, wie allmälig in diese geheime Inquisition der Gerechtigkeit sich Leidenschaften und persönliche Zwecke einschlichen, wurden diese Gerichte eine Quelle von gefährlichen Mißbräuchen, welchen die Kaiser, schon Ruprecht 1404, und späterhin Sigmund und Albrecht, durch Reformationen zu begegnen suchten, ohne daß sie auch hier das kaiserliche An-

*) Dagegen wurde am meisten geeifert, denn Geistliche sollten ihnen nicht unterworfen seyn.

sehn gegen diese selbstständigen Institute hätten etwas ausrichten können, bis sie durch gänzliche Veränderung der Lage, in welcher sie entstanden waren, selbst abstarben, theils indem Fürsten und Städte sich gemeinschaftlich verbanden, jedermann Recht finden zu lassen, aber zu versprechen, es nicht bei den heimlichen Gerichten zu suchen, theils indem bald andere Wege zum Recht zu gelangen, eingeführt wurden.

31.

Schweizer.

(1418 — 1450.)

Durch Einheit und Kraft hatten die Schweizer immer gegen Oestreich siegreich kämpfend, und seit der Kostnitzer Kirchenversammlung jene Macht fast vernichtend, ihre Selbstständigkeit vollendet. Aber allmälig, und schon bei jenem Anlasse, entwickelte sich neben der Freiheitsliebe, Ehrgeiz und Ländersucht, die nothwendig bald dem gemeinschaftlichen Bundessinn gefährlich zu werden droheten. Dies zeigte sich schon im Bellinzoner Krieg, in welchem sie freilich von einer überlegenen Macht, doch auch durch Entzweiung geschwächt, bei Bellinzon von dem mai-

ländischen Truppenanführer, dem berühmten Carmagnola, so geschlagen wurden, daß das ganze Lewinenthal und die Ossolathäler in dem Frieden, von Uri und Unterwalden aufgegeben wurden, weil die gemeinschaftliche Hülfe nicht, oder doch nur schwierig vorhanden war (1422).

Noch mehr zeigte sich dies aber bei Gelegenheit der Tockenburger Erbschaft, über welche unter den Eidgenossen selbst ein gräuelvoller innerer Krieg ausbrach, da Friedrich von Tockenburg, der letzte seines Stamms, ein reiches Erbtheil hinterließ, von dem nach nicht genau bestimmten Gründen Zürch sowohl als Schwyz und Glarus manches an sich zu ziehen hofften, das erstere von dem kühnen Bürgermeister Stüssi, Schwyz aber von dem erfindsamen Landammann Reding geleitet, durch den auch als die Verwirrung schon anfing, Uznach, Windeck und Toggenburg in Form des Landrechts an Schwyz kam, zum großen Verdruß der Zürcher. Gütliche Ausgleichungen wurden von denen Eidgenossen versucht, denen die drohende Auflösung schmerzlich war. Waffenstillstände endigten den Groll nicht, der bei den Zürchern so viel vermochte, daß sie sogar bei Kaiser Albrecht II. gegen Schwyz und Glarus als Verächter kaiserlichen Ansehns klagten, da die Eidgenossen, vor welchen rechtlichen Ausspruch zu warten die Zürcher nicht wollten, gegen Zürch mit

Schwyz und Glarus gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Einen Kaiser aus dem östreichischen Hause zu mahnen, schien gefährlich, aber die Zürcher, von Leidenschaft bewegt, auch in dem ersten gemeinschaftlichen Angriffe von panischem Schrecken so ergriffen, daß das feindliche Heer das Zürcher Gebiet ungehindert durchzog, trieben die Gefahr noch weiter, indem sie sich nach Albrechts Tode förmlich an den zwar nicht unternehmenden, aber glückliche Lagen benutzenden Kaiser Friedrich III. wandten, der den alten Verlust in der Schweiz wieder zu ersetzen hoffte, und auch schon für seine versprochene Hülfe von den Zürchern erhielt, was er nur wünschte, obgleich kurz vorher ein Friede geschlossen war zwischen Zürch und den übrigen.

Von dieser Verbindung, die die Zürcher zwar mit den Worten des mit den andern Schweizern schon bestehenden Bundes, rechtfertigten, der aber dem Geiste der Eidgenossenschaft widerstrebte, zumal unter den jetzigen Umständen, da Friedrich bei seiner Krönung die von den Schweizern geforderte gewöhnliche Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten verweigerte, bemüheten sich, vorzüglich Bern und Solothurn, Zürch abzulenken und zurück zu führen zu der alten Gesinnung, der zum Trotz aber schon Pfaufedern von Zürchischen Helmen gleichsam zu größerer Abkühlung derselben weheten, und die aufgesteckten rothen

östreichischen Kreuze, denn der Eidgenossen Abzeichen waren weiße, zeigten die Gluth ihrer feindseligen Leidenschaften. Daß diese losbrachen, bedurfte es nur einer kleinen Veranlassung, die sich auch bald fand bei Rapperschweil, der östreichischen Stadt. Schwyz erhielt sogleich die Fehdebriefe von allen edlen Herren, die unter Oestreichs Schutz mit Zürch verbunden, diesmal den Baurenstolz zu demüthigen hofften. Der Krieg brach los mit einer Erbitterung, die jedes Gräuel sich erlaubte. Dörfer loderten in Flammen, Kirchen wurden geplündert von den siegenden Heeren auf zürchischem Gebiet, ja nach der Schlacht im Silthale, wo Reding durch eine von der Ehrlichkeit jener Zeit fast allgemein getadelte Kriegeslist die Seinigen mit rothen Kreuzen bezeichnete, um die Zürcher in Verwirrung und Schrecken zu setzen, Stüssi aber auf der Brücke furchtbar stehend, die Fliehenden zum Stehen bringen wollend, von einem Zürcher Bürger niedergestoßen ward, zechten die Sieger auf verbluteten Leichnamen ihrer Landsleute sitzend, zur Feier ihrer gewonnenen Schlacht (1443).

Zürch und der östreichische Anführer fühlten die Nothwendigkeit einer kräftigern Hülfe. Friedrich war in seinen Erbstaaten selbst bedrängt, zum Reichskriege ließen es vor allen die deutschen Reichsstädte (80 schwuren dem Kaiser Friedrich bei seiner Krönung) nicht kommen, und

nur der Kurfürst von Mainz, das Haupt des deutschen Adels, und der tapfere Albrecht Achilles von Brandenburg verhinderten durch ihre Kriege, daß sie nicht sogar für die Eidgenossen kämpften. Man wendete sich also an den König von Frankreich, den man schon früher diesen Handel als Sache aller Könige und Edlen vorgestellt hatte, um von hieraus einen Haufen von Armagnaken (siehe oben S. 344) zu erhalten. Karl VII. wollte diese gefährliche Miliz, Schinder nannte man sie, wegen der unerhörten Gräuelthaten, welche sie gegen die Weiber und gegen das Eigenthum begingen, nach geschlossenem Frieden mit England gern los seyn. Es rückte daher, von dem Dauphin angeführt, ein Heer von 50,000 Mann ein, zehnmal mehr als der Kaiser zuerst verlangt hatte, denn es hoffte zugleich der französische König bei dieser Gelegenheit den Rhein als die natürliche Gränze seines Reichs gegen Deutschland wieder herzustellen, wie er sich öffentlich verlauten ließ.

Eben ward Farnsburg von den Bernern belagert, wo die Edlen verschlossen saßen, welche im nächtlichen Ueberfall Brugk verbrannt, geplündert und viele gefangen weggeschleppt hatten, ihre That entschuldigend mit jener bei Greifensee, nach dessen Uebergabe Reding erbarmungslos durch den mitleidigern Scharfrichter 60 Männer, die tapferen Vertheidiger der Burg, hatte hinrichten lassen,

und von da das Heer nach Zürch geführt, diese Stadt zu belagern. Von hieraus rückten den Bernern zu Hülfe die übrigen Eidgenossen. Elfhundert brannten zu fechten gegen 30,000 bei St. Jakob an der Birs (1444). Ihre Hitze verdarb sie, aber rettete doch nicht ihre Feinde, zum wenigsten nicht 8000 Mann, die auf der Wahlstatt lagen. Der Dauphin, der nachmalige König Ludwig XI., nebst seinen Heerführern, nicht wie der deutsche Adel von Haß erglühend, bewunderte den nie gesehenen Muth, berechnete ihren Werth in seinen künftigen Kriegen, und machte jetzt Frieden mit der Schweiz, der er nichts kostete, als die 1100, die todt oder schwer verwundet bei St. Jakob gefallen waren. Nur der Adel hoffte noch immer diese Bauren zu zerstören, und führte für sich und Oestreich den Krieg weiter, bis die Schlacht bei Ragaz den Herren die Hoffnung benahm, die Schweizer zu zwingen. Man gab endlich Gehör den Friedensvorstellungen der Kurfürsten, die die Folge dieser Unruhen, die Armagnaken, kaum eben von sich entfernt hatten. Zürch trat nach langem Hin- und Herreden vom Bund mit Oestreich ab, und für die Verfassung galt nun das Gesetz, daß kein Einzelner unter den Eidgenossen künftig eine besondere Verbindung eingehen dürfe, welche dem alten Bunde nachtheilig seyn könnte.

32.

Türken und Griechen.

(1261 — 1453.)

Mitten unter die mannichfachen Kämpfe, in welchen menschliche Verhältnisse nach einer Gestaltung ringen, mag hier ein anderer Kampf dazwischen treten, ungleich, denn er ist zwischen der Jugend und dem Alter, fremd der europäischen Welt, dessen Elemente nicht darin zu finden sind, und nur durch Wunsch und Furcht mit ihr zusammenhängend, welche der christliche und Handel treibende Occident empfand, jemehr das byzantinische Reich von den Türken verschlungen zu werden bedrohet ward.

Das bizantinische Reich haben wir in dem vorigen Bande bis zur Zurückführung der Herrschaft in die Hände des Michael Paläologus gelassen, aber freilich nicht in einem kräftigen und gesunden Zustande. Der Körper dieses Reichs war in einer vollständigen Desorganisation, und war durch die Zerstückelung bei der Eroberung durch die Venetianer nur noch entkräfteter geworden. Vergebens wollte Michael Paläologus durch eine Vereinigung mit der lateinischen Kirche sich an den jugendlichen Occident knüpfen, aber schon sein Nachfolger Andro-

nikus II. hob es wieder auf, und es war gewiß nicht böser Wille, sondern die Ahndung, daß ein Staat, bei dem die geistliche und weltliche Macht verbunden war, doch hätte seine ganze Gestalt aufgeben müssen, um in das Abendland, wo geistliche und weltliche Macht einen schöpferischen Kampf mit einander führten, einzugreifen. Um aber selbstständig zu seyn, fehlte dem Staate, was die Folge jener inneren Auflösung war, alle äußere Macht. Der ganzen griechischen Landmacht trotzten 1500 Katalonier, welche nach geendetem Kriege zwischen Sicilien und Neapel, hieher gezogen wurden. Eine Seemacht aber, die den Staat reich und den äußern Feinden furchtbar gemacht hatte, ward absichtlich vernachläßigt.

Um so leichteres Spiel hatten die osmanischen Türken, welche aus dem weit ausgebreiteten Stämmen waren, die in dem arabischen Kalifat vielerlei Reiche aufgerichtet hatten, von denen keins die Dauer erhielt, welche diese ihrem Staate zu geben wußten, der in Nordasien entstand. Ihr unternehmender Anführer Osmann besaß nur einen kleinen Theil um den Olymp und Bithynien, den er aber durch Unterjochung anderer kleiner Satrapen vergrößerte. Sein Tag und Nacht rastlos strebender Sohn Orchan brachte Mysien, Phrygien, Karien, Lycaonien, bis an den Eurymedon dazu, und

drang sogar schon bis nach Thracien vor. Diese Eroberungen konnten sich nun leichter auch auf Kosten des griechischen Kaiserthums ausbreiten, jemehr die Kaiser wie Andronikus III., der seinen Großvater vom Throne in das Kloster verstieß, bürgerliche Kriege entzündeten, die jede Kraftäußerung nach Außen nur verhinderten, ja die Türken selbst in das Land hineinzogen, wie es Johann Kantakuzenus machte, welcher seinen Mündel Johann Paläologus von dem Throne stoßend, jene zu Hülfe rief gegen diesen.

Orchan und Murad I. waren indessen durch die Ausbildung ihres Kriegesheeres mächtiger und furchtbarer geworden. Und auf den Ebnen von Kossowa, in Servien, konnte den neuen Soldaten, d. h. Janitscharen, die vereinigte Macht der Servier, Wallachen, Ungarn und anderer benachbarten Völker nicht widerstehen. Murads Ermordung durch einen Christensklaven, der sein Vaterland zu retten glaubte, wenn er diesen Kaiser ums Leben brachte, war nicht eine Vernichtung des neuen Zustandes, welcher Bajazeth I. (1390) in den Stand setzte, seine Eroberungen in Europa weiter auszudehnen. Schon war er bis in die Bulgarei eingefallen, als Sigismund von Ungarn Gesandte zu ihm schickte, zu sagen, es sey gegen alles Recht, daß er eine zu seinem Reiche gehörende Provinz überfalle. Aber

Bajazeth führte die Gesandten vor ein mit Waffen aller Art angefülltes Haus und sprach: Diese Waffen sind mein Recht. Bei Nikopolis, wie wir schon wissen, machte er dies Recht geltend. In den Peloponnes drang er siegreich ein und Immanuel III. sah seinen Untergang durch diesen Sultan, dem seine kriegerische Kühnheit und Schnelligkeit den Beinamen des Blitzes und des Bogens verschafft hatte. Schon mußte ihm der griechische Kaiser einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldkronen versprechen, und eine Vorstadt von Konstantinopel den Türken einräumen, die unter einem eignen Kadi oder Richter stehen und ihren Gottesdienst in einer eignen Moschee verrichten sollten. Konstantinopel zu belagern und zu erobern, sagt man, soll ihm sein Wessir abgerathen haben, um nicht durch ein solches Unternehmen die christlichen Fürsten bei dem nahen Verlust dieses letzten Kleinodes zu einer Verbindung zu bringen.

Aber darauf zu warten, schien dem griechischen Hofe nicht das leichteste Rettungsmittel, vielmehr benutzten sie ein anderes, welches aus Asien kam. Timur nämlich, oder Timurlank († 1404) hatte sich der einen von den vier Chanschaften des großen mogolischen Reichs bemächtigt, mit der Absicht, das ungeheure Reich des Dschingischan wieder herzustellen. Ihn, dessen Eroberungen Bajazeths Besitzungen beschränkten,

rief der griechische Hof und andere asiatische Fürsten zu Hülfe. In Phrygien treffen beide Heere zusammen, und der Ausgang der Schlacht bei Ancyra liefert dem siegreichen Timur den Bajazeth in die Hände. Der Tod rettet nur den letztern aus dem eisernen Käfig, in welchen Timur ihn sperren ließ, dieser aber ist eben im Begriff, von Samarkand, seiner Hauptstadt, einen Zug nach China zu thun, als er stirbt. Sein ungeheures Reich verliert die Kraft, da dieser Geist aus ihm gewichen, und die Söhne Bajazeths wieder auftreten, um ihr Reich wieder herzustellen. Nach vielen inneren Kriegen zwischen den Söhnen Bajazeths, blieb endlich Muhammed I. als einziger Regent, der auch bald das zertrümmerte Reich wieder herstellte († 1421) und Europa mit Asien wieder verknüpfte. Der Occident benutzte diesen Zeitraum nicht, ja Genueser, von Gewinnsucht getrieben, unterstützten sogar den einen von Bajazeths Söhnen, um ihm den Kampf mit seinen Mitbewerbern möglich zu machen, und so die Einheit des Reichs wiederum herzustellen.

Auch in Konstantinopel dauerte die Kraftlosigkeit fort, und eroberte auch Manuel während der Zeit einige Länder wieder, so mußte er doch alles bald wieder aufgeben, da man keine kräftige Mittel gegen das Wiederemporkommen dieser alles bald verschlingenden Macht gewählt hatte,

ja auch Manuel hatte für die Abtretung einiger Provinzen, die er eben so leicht hätte gewinnen können, statt die Entzweiung zu nähren, den mächtigern von Bajazeths Söhnen zum mächtigsten gemacht. Eine Seemacht würde die Verbindung zwischen Europa und Asien verhindert haben *), aber Genueser und Venetianer wußten die eigne Unlust des griechischen Hofes dazu zu nähren, indem der Mangel einer solchen ihnen den Vortheil des reichen Handels in die Hände spielte. Seit Michael Paläologus, der den Genuesern für ihre Unterstützung zum Umsturz des lateinischen Kaiserthums, Pera zu eignem Besitze gab, war diese Nation hier so mächtig geworden, daß sie durch den Handel auf dem schwarzen Meere und durch ihre Flotten, einen von Genua unabhängigen Staat bildete, der dem griechischen Kaiser in seiner Hauptstadt selbst trotzte, und den oben schon genannten Johann Kantakuzenus zwang, alle Venetianer und Katalonier, die den Johann unterstützt hatten, zu vertreiben, und ihnen den Alleinhandel zu erlauben, nach einer unter den Mauren Konstantinopels gewonnenen Schlacht. Solche Schmarozerpflanzen sogen aus dem Stamme allen Saft.

Was Wunder also, daß nun nichts geschehen

*) Phrantzes in seiner Geschichte, nennt diesen Mangel vorzüglich als Grund des Untergangs.

konnte, und daß es Murat II. schon gelang, das griechische Reich auf Konstantinopel einzuschränken. Was man hätte ausrichten können, zeigte Georg Kastriota († 1467), Iskander-Beg, d. h. Alexander genannt, und Fürst von Epirus, der 23 Jahre lang gegen die ottomannische Gewalt und gegen die tapfern Janitscharen vor allen in seinem Ländchen focht, und nur endlich der Uebermacht erlag, als auch das mächtige Konstantinopel gefallen war. Er ward während seines Kampfs eben so wenig unterstützt von dem Occident, als Johann Paläologus, der selbst nach Italien gegangen war, um Hülfe bei den occidentalischen Völkern (1438) zu suchen. Amurath ließ, darum gefragt, ihn dahin abreisen, den Zustand jener entzweieten Völker kennend. Auch war es ohne Erfolg. Eugenius IV. benutzte ihn nur, seinem Concilium zu Ferrara durch die Vereinigung mit der griechischen Kirche ein Ansehn zu geben, wodurch er das Baseler überwiegen wollte, und der allgemeine Aufruhr in Konstantinopel nach der Zurückkunft des Kaisers und seiner Priester bewies, daß der Versuch einer Vereinigung nur zu größerer Trennung geführt habe.

Machte zwar Eugenius einen Versuch zur Rettung des Reichs, und waren gleich alle Rollen gut vertheilt, so war es wieder der Kaufmannsgeist der Genueser und ihre Gewinnsucht,

welche die Schlacht bei Warna (1444) zum neuen Triumph der Janitscharen, dieses herrlichen, mit Erfolg gegen die ritterliche Kampfart gebrauchten Fußvolks, machte, und zum Ruhm Murats, der die Krone, die er seinem Sohne schon abgetreten hatte, rettete. Johann Paläologus starb 1448, und eben so 1451 Murat II., gleichsam als hätten die Nachfolger beider, der eine, Muhämmed, den Ruhm, der andere, Constantin IX., die Schmach über das eroberte Konstantinopel haben sollen.

Von kühnem Ehrgeize beseelt, wollte der drei und zwanzigjährige Jüngling Muhämmed durch den Umsturz dieser letzten stolzen Trümmer des Reichs sich selbst verewigen. Furcht und Schwäche erlaubte, oder mußte erlauben, daß an den europäischen Küsten von Mahomed ein festes Schloß erbauet ward, alle Kommunikation zwischen Europa und Asien leichter zu machen. Mehr denn tausend Arbeiter, angefeuert durch des Sultans Gegenwart, vollendeten in kurzer Zeit das wichtige Werk, bei dessen Errichtung die gutmüthigen Griechen die Arbeitenden selbst unterstützt hatten. Mit allen Maschienen endlich zur Belagerung versehen, forderte nun Muhämmed den Besitz der Stadt, den Peloponnes *)

*) Es gab auch noch ein Herzogthum von Athen, welches von Muhämmed 1456 zerstört ward.

dem Kaiser dafür zur Entschädigung anbietend. Aber Constantin, dessen tapferer Karakter indessen vergebens den Umsturz einer veralteten Staatsform aufhalten wollte, weigerte sich.

Mit Heeren, zahllos wie der Sand, rückte nun Muhammed vor Konstantinopel, und schließt mit demselben die Stadt von der Landseite ein, wie es mit Schiffen von der Seeseite geschieht. Gegen diese letzteren stellte Constantin, nachdem der Hafen mit großen Ketten verschlossen war, fremde, des Handels wegen hier vorhandene Schiffe, 17 an der Zahl, entgegen, die aber nichts fast thaten als nur stehen, indem Venedig und Genua eigentlich im Waffenstillstande waren mit dem Sultan. Innerhalb der Mauren leisteten den herrlichsten Widerstand ein Genueser, Giovanni Juistiniani, an dessen Seiet der Kaiser mit Entschlossenheit die Angriffe der Türken vereitelte. Denen von den Türken gemachten Mienen arbeitete man entgegen, oder die Schwierigkeit des Bodens vereitelte sie. Die beschädigten Mauren wurden mit Schnelligkeit hergestellt. Vier ligurische Schiffe, die mit Proviant nach Konstantinopel wollten, wehrten sich gegen 150 türkische Schiffe so, daß Muhammed, der vom Lande den Kampf mit ansah, von Wuth gereizt in das Meer mit dem Pferde hineinreiten wollte, die feigen Türken, wie er glaubte, zu bestrafen, und nur mit Mühe konnte

man ihn zurück halten. Der Sieg war nicht sein, und eben so wenig wollten die Ketten des Hafens sich sprengen lassen.

Muhämmed versuchte jezt ein kühnes Mittel. Er ließ von Brettern, die mit Thierfett bestrichen waren, eine Bahn machen, und auf derselben die Schiffe vom Lande aus in den obern Theil des Hafens, wo ihnen die tiefer gehenden christlichen Schiffe nicht folgen konnten, hinein schieben, wodurch er die Vertheidiger der Stadt zwang, auch an dieser bis jezt freien Seite die Feinde abzuwehren. Mitten durch den Hafen wurde wie eine Brücke gemacht, aus den mit Ballast beladenen und mit Eisen an einander geschmiedeten Schiffen, welche zu verbrennen ein kühner Venetianer zwar den Versuch, aber ohne Erfolg machte. Ja es hatte dies schlimmere Folgen, und gab nur Gelegenheit zum Ausbruch der feindseligen Gesinnungen beider um den Welthandel kämpfenden Nationen, der Venetianer und Genueser. Mit großer Mühe nur konnte der Kaiser, während die Türken rastlos die Belagerung fortsezten, die beiden eifersüchtigen Nationen zur Ruhe bringen. Aber auch dies war noch nicht alles. Die Griechen waren nicht minder unzufrieden mit den Ausländern, zu denen auch Justiniani gehörte, und die im Grunde das Meiste thaten, sie zerstörten absichtlich seine Plane, und man schimpfte auf den Straßen auf

den Kaiser, der ihm und ihnen alles Vertrauen schenke. Dennoch waren diese Schwierigkeiten dem Glücke der Türken nicht so günstig, daß der Widerstand aufgehört hätte.

Muhammed beschloß nun, mit einem Sturm das Aeußerste zu wagen, um so mehr, da sich das Gerücht verbreitete, daß aus dem Occident eine große Hülfsarmee heranrücke, ein immer tiefer aufgehender Komet aber den Türken eine sichere Vorbedeutung des für die Griechen unglücklichen Kampfes schien. Aus den Bewegungen des türkischen Heeres vermutheten die Griechen einen neuen furchtbaren Angriff. Während Muhammed durch den Koran den tapfern Kämpfern die Freuden des Paradieses versprach, zogen die griechischen Priester mit den Bildnissen der Heiligen einher und sangen Kyrie Eleison, während dort an die Thaten des gemeinschaftlichen Stammvolkes erinnert ward, wurden hier Griechen, Genueser und Venetianer um thätige Hülfe gebeten. Doch schienen beide gleich begeistert. Einen zweistündigen, wegen der Menge der Angreifer, furchtbaren Sturm, wehrte die Stadt eben so kühn ab. Endlich ward Justiniani verwundet, er entfernt sich schneller, als er sollte, ihn sucht der Kaiser, die Soldaten beide. Die Türken finden Verwirrung und Unordnung unter ihnen, die muthigen Janitscharen dringen hinein. Verzweifelnd stürzt sich Konstantin in die dicksten Hau-

fen. An den goldnen und dem Adler gezierten Sandalen erkannte man den Leichnam des Kaisers unter den Erschlagenen, als man späterhin auf Befehl Mahomeds nachsuchte.

Alle Gräuel der Plünderung wurden in der reichen Stadt des armen Staats verübt, in den griechischen Tempeln aller Uebermuth des Religionshasses. Nonnen wurden aus ihren Klöstern gerissen, die Statuen der Heiligen zertrümmert, die Meßgewänder zu Pferdedecken gebraucht. Doch erfuhr die Stadt nicht eine solche Verwüstung, als bei der Eroberung der Lateiner. Der Sultan selbst trug Sorge für die Erhaltung der Kirchen und öffentlichen Gebäude und derer, die sich dahin geflüchtet hatten. Vor der prächtigen Sophienkirche stieg er vom Pferde und ging hinein. Sie ward für den türkischen Gottesdienst eingeweiht und Konstantinopel statt Adrianopel nun die Hauptstadt Muhämmeds II. Fünftausend osmanische Familien aus Asien und Thrazien bevölkerten die verödete Stadt. Die Bewunderung für Konstantin, Theodosius den Großen, Alexander und Cäsar, deren Lebensbeschreibung der Sultan mit Begierde gelesen *), bewies er dadurch, daß er da herrschte, wo jene gelebt und sich verherr-

*) Unter den sieben Sprachen, welche Muhämmed verstand, war auch das Griechische.

licht hatten. Morea, dessen Beherrscher auch jetzt noch unter einander stritten, wurden von ihm unterjocht, und der letzte Kaiser von Trapezunt, David Kommen, unterwarf sich. Unteritalien zitterte, da er Otranto eroberte.

Daß das griechische Reich unterging, wer könnte es bewundern, oder wie hätte irgend eine Kunst dies verhindern können. Es war eine Fortsetzung einer Staatsform jener alten Welt, wo eine Religion die Ceremoniendienst war, mit der weltlichen Macht innigst vereinigt war, deren Leben aber dadurch gelähmt ward, daß eine auf Begriffen beruhende Religion in diese Vereinigung gebracht wurde. Beides mußte nothwendig erstarren. Das geistige Reich, welches aus der christlichen Religion hervorgehen sollte, konnte nicht frei sich entwickeln, da es an die Formen, die es, neuen Schöpfungen Platz zu machen, hätte zerstören müssen, gebunden war, und die Kraft, welche an das Leben hätte treten sollen, nothwendig wieder sich erschöpfte, in dem Kampf, um den Begriff und die Erhaltung desselben in seiner positiven Form. Ist es zu verwundern, daß Fürsten überwältigt wurden, welche auch das als eine Staatsangelegenheit ansahen, einen an der Wahrheit der Religion zweifelnden Juden zu belehren *). Indem sie

*) Man kann beim Phranzes eine solche weitläuftige

sich dadurch von dem Occident isolirten, erhielten sie doch in der Gelehrsamkeit, die eine solche Form ihnen nöthig machte, die Reste der griechischen Kultur für den neu belebten Occident als einen neuen Gährungsstoff. Mit diesen Schätzen des Alterthums und der herrlichen griechischen Sprache eilten nun die Flüchtlinge nach Italien, das schon vorher bei den beginnenden Verbindungen und Unionsversuchen mehrere dieser Gelehrten aufgenommen hatte, und vermehrten durch ihre Klagen den Schrecken, mit welchem jene Nachricht von dem Untergange Konstantinopels das Abendland schon erfüllt hatte, das doch nichts zur Rettung, zum wenigsten seiner Vortheile gethan hatte.

Um dies erklärlich zu finden, brauchen wir nur abermals unsern Blick auf Italien zu wenden. Die Rede des türkischen Generals, der den Sultan rieth, von da aus keine Hülfe für Konstantinopel zu fürchten, indem die Polyarchie dieses Landes keinen gemeinschaftlich ausgeführten Plan zulasse, wird sich bestätigen. Und daß auch von den europäischen Mächten überhaupt nachher kein gemeinsames Unternehmen zu Stande kam, das haben wir schon aus den vorigen

Disputation, welche der Kaiser Johann mit einem Juden über die Lehren der christlichen Religion hielt, nachlesen.

Darstellungen gesehen, denn, um die Worte des Aeneas Sylvius zu brauchen, die christliche Welt war ein Körper ohne Haupt, Papst und römischer Kaiser waren glänzende Schatten, und ein christlicher Feldzug unmöglich geworden.

33.

Venedig.

Die Zerstörung des griechischen Reichs war keinem Staate nachtheiliger, als Venedig, und wenn man begreifen soll, warum es verhindert ward, größere Anstrengungen zu machen, wenn auch nicht zur Rettung des Reichs, doch zur Vertreibung jener Barbaren, so müssen wir einen Blick auf die Lage werfen, in welcher Venedig sich damals befand, und welche ihm seine mit der Erhaltung Konstantinopels zusammenhängenden ursprünglichen Handelszwecke aus den Augen rückte. Diese leztern, so wie der kühne Geist, der in diesem Staate herrschte, entwikkelte schon früh jener im vorigen Buche genannte ruhmvolle Henrico Dandulo, welcher das griechische Reich an die Lateiner brachte; und aus

der Zertrümmerung, durch welche er dasselbe zerstückelte, dasjenige auswählte, was den bezweckten Handel nach der Levante sicherte und erweiterte, wie zum Beispiel der Besitz von Negroponte, Candia und vieler Inseln im Archipelagus. Diesem nach Welthandel strebenden Staate gab (1289) ein anderer Doge, Gradenigo, eine Verfassung, die in Verbindung mit jenem Handelsprinzip und so lange diese Verknüpfung dauerte, aus diesem Staate ein festes Ganze gemacht hat, das mit Hoheit, Beharrlichkeit *) und Sicherheit auftrat, die fast altrömisch zu nennen seyn mochte, und eine Macht gab, um derentwillen Petrarka diesen Staat eine zweite Welt nannte. Gradenigo nämlich setzte eine Verordnung durch, nach welcher alle diejenigen, welche seit den letzten vier Jahren in dem Senate gesessen hatten, dessen Mitglieder alljährig erwählt wurden, von nun an bloß durch Geburt rathsfähig seyn sollten sie und ihre Nachkommen. Man hat diese Verordnung das Schließen des großen Raths genannt, durch welche man eine völlige Erbaristokratie einführte. Es gehörte keine geringe Kühnheit dazu, diese Maaßregel gegen die vielen Mißvergnügten, welche eine solche Ordnung der Dinge

*) Daher sagt Viglius von dem Papst Eugen IV.: vir, ut Venitus, in omni consilio pertinax.

bei ihrem Entstehen machte, zu bekämpfen, und der Rath der Zehner wurde eingeführt, um alle noch so fein angelegten Pläne der Gegner aufzufinden und ihnen entgegen zu arbeiten. Es entwickelte sich aus diesen Zehnern allmälig auch die so berühmt gewordene Staatsinquisition, die das Gewissen dieser Republik wurde, in welchem überhaupt jede Absicht Einzelner, auch des Rathes, durch herrschsüchtige Pläne das Gleichgewicht aller zu zerstören, zuerst und strafend gefühlt ward. Dieses Gleichgewicht mußte aber allmählig lähmend werden, jemehr es auch den Doge ergriff, und dieser nicht sowohl das Prinzip der lebendigen Bewegungen, sondern nur der Ausgangspunkt derselben blieb. Nach dem Tode eines jeden Doge ward daher eine Untersuchung seines Verhaltens angestellt, um so durch die Erfahrung vieler Zeiten die Verhältnisse aufzufinden, in welchen ein Doge das seyn mußte, was er seyn sollte. Durch viele Gesetze ward jeder Einfluß anderer auf ihn und von ihm auf andere verhindert. Sollte er doch niemals Trauerkleider tragen, um sein Amt selbst als den Tod aller persönlichen Beziehungen anzusehen, und in Fällen, wo er schnell, ohne sich mit seinen Beisitzern vorher berathen zu können, eine Antwort geben mußte, ward ihm geheißen, witzig und zweideutig zu antworten. Ja, wo das Gesetz

noch eine Lücke gelassen hatte, mußte ein so strenges Gericht, wie zum Beispiel über den Doge Falier erging, der troß des äußern Glanzes, mit welchem die Republik diese Würde bekleidete, öffentlich enthauptet ward, jeden von ähnlichen Versuchen nach Alleinherrschaft abschrecken. Ueberhaupt wurde das Geseß mit Gerechtigkeit, aber auch mit Strenge geübt, und die Anwendung selbst durch keine Rücksicht aus der Bahn gelenkt. Daher ist auch niemals der Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen innerhalb dieser Stadt mächtig und verheerend gewesen, obgleich sie ihn absichtlich als die Quelle innerer Schwäche in den Städten, welche sie nach und nach eroberten, unterhielten, um sie desto besser zu beherrschen, und in der Herrschaft über ihre Unterthanen eine völlige Souverainität auszuüben. *) Von solchen Maximen gingen sie ununterbrochen fort in der Entwickelung ihrer Verfassung und in der Erweiternng ihrer Macht, und siegten endlich über ihre alte Nebenbuhlerin Genua. Obgleich diese von ewigen inneren Faktionen zerrissen ward, bestand sie doch einen 130jährigen Kampfe, der Venedig sogar einmal bis an den Rand seines Verderbens brachte. Denn in Genua bildete der Han-

*) Cum subjectis pacisci nolunt, sagt Albertinus Mussatus.

del und die damit zusammenhangende Seemacht ein selbstständiges Ganze, dessen innere Kraft bedeutend war. *)

Diese Eifersucht aber zwischen diesen beiden Republiken ist leicht zu erklären aus dem Bestreben, welches beide hatten, den Handel in der Levante zu besitzen, in Aegypten, Syrien, an den Küsten Kleinasiens und auf dem schwarzen Meere. Von keinem religiösen Enthusiasmus verhindert, trieben sie, ohne sich ein Gewissen zu machen, Verkehr mit den Ungläubigen, und da Venedig überhaupt der geistlichen Macht gar keinen Einfluß gelassen hatte in sein Inneres, wußten sie durch ihr Geld auch in diesem Falle, wo allein ihnen der Papst als der Repräsentant der öffentlichen Meinung, durch Verbot eines Handels mit den Ungläubigen hätte nachtheilig werden können, sich diese Erlaubniß von den geldbedürftigen Päpsten zu erkaufen. Für den Handel auf dem schwarzen Meere war ihnen die Herr=

*) Wie mächtig Genua war, sieht man aus des Sanuto Geschichte von Venedig, im Leben des Doge Mocenigo, wo eine statistische Uebersicht der Staatskräfte der damaligen Länder ist. Schrieb doch auch Petrarka über die Schlacht, welche Genua gegen Venedig bei Sardinien verlor (1353): Das Meer sah's und staunte. Glaubte ich doch nicht, daß Genua besiegt werden könnte.

Herrschaft in Konstantinopel wichtig, und war es daher natürlich, daß Venedig an der Spitze der Lateiner das griechische Reich umstürzte, um es von sich abhängig zu machen, so war der Versuch, den Genua machte, Venedig hier wieder zu vertreiben, eben so natürlich. Und daß es den Genuesern glückte, den Michael Paläologus wieder einzuführen, und sich dabei große Vortheile zu verschaffen, wissen wir schon. Eben so hatte nun auch Genua gestrebt, Venedig aus der Insel Kandia, dieser Herrscherin des Meers, zu vertreiben, indem es die Partei der dort wohnenden Griechen gegen die seit der venetianischen Besitznahme angesiedelten Lateiner nahm, und häufige Empörungen erregte, welche mit großer Erbitterung ausgeführt, Venedig viel Mühe machten, aber doch ihnen den Besitz der Insel nicht entziehen konnten. Ja auch die fast ewigen Familienstreitigkeiten unter den griechischen Kaisern, und die dort herrschenden bürgerlichen Kriege gaben Venedig oft Gelegenheit, sich und sein Ansehn bedeutend zu erneuern. Auch nahm der letzte furchtbare Krieg, denn späterhin erstarb der Kampf natürlich durch gänzliche Veränderung der Verhältnisse, ebenfalls seinen Ursprung in Konstantinopel ums Jahr 1377.

Die Venetianer unterstützten nämlich den Kaiser Calojohannes, die Genueser aber den gegen seinen Vater rebellirenden Sohn Andro-

nikus. Die für den Handel nach dem schwarzen Meere so wohlgelegne Insel Tenedos sollte aber der Lohn seyn, der jedem von seinem Schützlinge versprochen ward. Der Krieg brach also bald aus, und ward mit aller der natürlichen Erbitterung geführt, die, wo Vernichtung Zweck ist, natürlich wird. In dem Maaße nun, wie Venedig schon angefangen hatte, sich auch auf dem festen Lande auszubreiten, und die Eifersucht oder Furcht der benachbarten Landmächte erregte, wurde der Kampf verwickelter, da diese, wie zum Beispiel diesesmal Ungarn und Carrara daran Theil nahmen. Obgleich daher auch Venedig anfangs Glück hatte, und in einer entscheidenden Schlacht bei Capo d'Arzo (1378) die Genueser schlug, auch Cattaro eroberte, so wurden sie dennoch bei Pola geschlagen von Genua, das mit seiner siegreichen Flotte vor Venedig erschien, Chiozza ward erobert, und Carrara bedrängte Venedig vom festen Lande aus. Kein Geld im Schatze, kein Muth unter den Soldaten, selbst die Signorie verzweifelnd, wollte schon die Stadt verlassen und das Reich nach Negroponte oder Candia verlegen. Da ruft das Volk nach seinem für die verlorne Schlacht bei Pola im Gefängniß sitzenden Vittor Pisani, von ihm angeführt, will es neue Hoffnungen und kühne Entschlüsse fassen. Für die Ehre, in dem goldenen Buche ihre Namen zu sehen, die-

ten 38 Familien ihr Geld dar. Der herrliche Carlo Zeno eilt aus der Levante, wo er dem genuesischen Handel viel Schaden gethan, mit seinen Schiffen herbei, und beide Seehelden setzen dem übermüthigen Feinde Schranken. Durch Verschenkung Trevigos an Herzog Leopold von Oestreich, wird Carrara und Ungarn mit seiner Aufmerksamkeit nach einem andern Gegenstande hingelenkt, und der 1381 zu Stande kommende Friede kostete den Venetianern nur gegen Ungarn etwas, was sie auch bald unter dem ungarischen Könige Sigismund wieder erlangten. Auch ist oben schon erzählt, wie sie Trevigo zurücknahmen und aus den Trümmern der Häuser Scala und Carrara sich bereicherten. Noch ausgedehnter aber wurden ihre Besitzungen auf dem Lande, da auch ganz Friaul dazu kam, und späterhin ganz Dalmatien, Trau, Sebenico, Cattaro, bis nach Scutari und Alessio.

Die immer anwachsende Macht der Türken trieb viele Länderbesitzer, aus Furcht vor jenen Feinden, ihr Eigenthum dem Venetianischen Schutze zu überlassen, und so kam Argos, Napole di Romania und Korinth an Venedig, ja der griechische Kaiser, um die Zurückdrängung der Türken der Signorie zur eignen Sache zu machen, gab ihnen Thessalonich. Denn noch war Venedig den Türken furchtbar, und der Admiral Loredano schlug die Türken so, daß

sie (1417) noch versprechen mußten, mit ihren Schiffen nicht über Gallipolis hinaus zu gehen. Wer weiß, wie viel sie vermocht hätten, zur Abwehrung dieses Feindes, und zu einer neuen Schöpfung in jenen Gegenden, wenn sie ihrer Seemacht allein vertraut hätten, und nicht eine andere Herrschaft auf dem festen Lande hätten gründen wollen. Als daher auch Venedig gegen den Herzog Philipp Maria von Mailand aufgefordert wurde, und man abermals an dem Anfange einer möglichen Reihe von Eroberungen, aber auch weit aussehender Händel stand, trat bei der Berathschlagung noch einmal die See- und Landparthei gegen einander auf. Während die erstere an das alte Gesetz erinnerte, daß kein Edler auf dem festen Lande Güter besitzen solle, die Schwierigkeit zeigte, welche die Behauptung der Eroberungen auf dem festen Lande so kostspielig mache, die größere Leichtigkeit des Gewinns im Frieden, durch den Handel ein Kapital von 10 Millionen Dukaten im Umlauf zu setzen, und so das Gold der ganzen Welt ins Land zu ziehen, *) den Verlust endlich der Unterbre-

*) War dies der Grund, daß ein englischer König noch im Jahre 1510 an den Papst, um ihn mit der Republik auszusöhnen, schrieb: wäre Venedig noch nicht gebaut, müßten sich alle Nationen vereinigen, diesen Staat zu gründen, so nützlich sey er allen Völkern?

chung des einträglichen Handels mit Mailand, zeigten die andern die Nothwendigkeit, sich auf diese Weise durch den Besitz der kornreichen Provinzen, die Subsistenz zu sichern, und das Mittel darin, sich immer die freie Handelsstraße zu erhalten. Die letzteren siegten, und man könnte auch glauben, daß in dem Maaße, wie die Verhältnisse des übrigen Europa sich veränderten, auch nothwendig Venedig durch Herrschaft auf dem Lande seine Herrschaft zur See unterstützen mußte. Aber dazu hätten sie müssen ihre Verfassung dem gemäß ändern, und die Bemerkung Machiavells, daß Venedig eine neue Weltmonarchie würde gestiftet haben, wenn es zu seinen Landkriegen eben so wie in der Marine, eigene Truppen und eigene Feldherrn, nicht aber fremde, denen nur einige Senatoren (Proveditoren) zur Leitung der Geschäfte beigesellt wurden, genommen hätte, liegt ja nur in der Beschränkung, welche der Doge gelitten hatte, und in der Eifersucht des Senats. Daher gedieh auch kein kühnes Unternehmen mehr, sie traten nur in das Gleichgewicht italiänischer Kräfte, nicht aber erhielten sie ein Uebergewicht.

Diesem war der Herzog von Mailand näher gekommen, als Venedig aufgefordert ward, im Kampfe gegen ihn aufzutreten. Jener nämlich unumschränkt herrschend und im Besitz eines tüchtigen Heeres, hatte seines Vaters Macht

wieder vereinigt. Auch Genua hatte sich unter seinen Schutz begeben mit seinen Anhängseln Chios, Pera und Kaffa, und Forli kam in seine Gewalt. Die Florentiner wurden besorgt für das, was sie hatten, und das, was sie hofften. Sie rüsteten sich, und von dem „Geruch ihrer Goldfloren" angelockt, versammleten sich viele zu ihrem Heere, aber nur, um die Niederlage zu vergrößern, welche sie (1424) zu Zagonara litten, und welche noch bedeutender hätte seyn können, wenn der mailändische Feldherr alles Böse, was er ihnen thun konnte, ihnen gethan hätte. Ein anderer mailändischer Feldherr unterdessen verschaffte ihnen einen noch größern Vortheil an Venedigs Unterstützung. Dies war nämlich Carmagnola, seit langer Zeit angesehen bei dem Herzoge wegen seiner in den Kriegen ihm geleisteten Dienste. Weil aber Philipp das Anwachsen seiner Macht fürchtend, ihm den Sforza entgegen zu stellen suchte, so fand sich jener so beleidigt, daß er Mailand verließ und nach Venedig ging, wo auch er durch seine Vorstellungen, daß sie einen Fürsten, der in den Schlupfwinkeln seiner Schlösser mit seinen Lieblingen lebe, nicht zu fürchten hätten, die Signorie zur Theilnahme bewog. Die venetianischen Heere eroberten sogleich Brescia, und zwangen den Herzog zum Frieden (1428), der auch Bergamo noch dazu an Venedig abtrat. Der Papst erhielt die festen Schlös-

ser in Romagna zurück, und erweiterte dadurch den wieder zusammengebrachten Kirchenstaat.

Florenz hatte nur Kosten gehabt und erhielt nichts, wünschte doch aber Lucca zu haben, das keine andere Kraft zur Erhaltung seiner Selbstständigkeit hatte, als die Eifersucht gegen Florenz beim Herzog von Mailand, der es unterstützte. Der alte Krieg gab sich also wie von selbst. Venedig und Florenz waren wieder vereinigt und die Ausgewanderten von Genua und der Herzog von Montferrat sollten durch ihre Angriffe Mailands Kräfte schwächen. Aber Feldherrn, wie Piccinino und Sforza wußten zu viel Hülfsmittel in ihrem Geiste aufzufinden. Der Herzog von Montferat verlor seine Besitzungen, Venedigs Landmacht unter Carmagnola ward bei Soncino, die ansehnliche Flotte auf dem Po völlig geschlagen, und weil dieses letztere Unglück dem Zaudern Carmagnolas, mit seiner Armee zu Hülfe zu kommen, zugeschrieben ward, mußte dieser kühne und berühmte Truppenanführer auf dem Blocke in Venedig sein Haupt lassen. So wie Contarini und Dandulo im Gefängniß die Schuld abbüßten, Thessalonich nicht gegen die Türken vertheidigt zu haben (1430). Denn auch auf dem Meere war Venedig beschäftigt, und zwar nicht allein gegen die Türken, die Fantino Michele, ohne Thessalonich wieder erlangen zu können, doch auf der See der Venetianischen Ueber-

macht zu weichen zwang, sondern auch gegen die Genueser, des mailändischen Herzogs Unterthanen, von denen sie zwar nicht Chios erobern konnten, aber auch Corfu sich nicht nehmen ließen. Dagegen mißglückte ihnen ein Versuch vom Vaitlin aus, dem Herzog in den Rücken zu fallen, denn Piccinino schlug das Venetianische von dem Markgrafen von Este angeführte Heer gänzlich, und bekam den Feldherrn, wie die Provveditoren in seine Gewalt. Der nun leichter erfolgende Friede führte dem alten Besitzstand wieder herbei, sowohl in der Lombardei, als in Toskana.

Florenz also abermals verlierend, aber nichts gewinnend. Dieser Staat konnte auch nicht wohl etwas kräftiges durchführen bei der fortwährenden Entzweiung zwischen der Volks- und der Pöbelparthei, an deren Spitze vorzüglich das Mediceische Haus stand. Indessen hatte Johann von Medicis († 1415) mehr als Vermittler gehandelt, denn als Partheihaupt und niemals nach öffentlichen Aemtern strebend, hatte er bloß durch Reichthümer und Weisheit, die er ausspendete, wo ein Bedürfniß darnach war, ein allgemeines Ansehn gewonnen. Sein Sohn Cosmus dagegen, schon bestimmter einwürkend, erregte auch eine Gegenparthei, die ihre Sicherheit nur in seinem Tode sah, aber gegen den Einfluß seiner Reichthümer, doch nur eine Lan-

desverweisung durchsetzen konnte (1433), die eine Quelle von Triumphen für Cosmus wurden. Denn fremde Staaten, wie zum Beispiel Venedig, hatten den Verbannten als den Würdigsten geehrt und Florenz seines Raths und nach so erschöpfenden Kriegen, auch seines Geldes bedürftig, rief ihn bald als den Vater des Vaterlandes zurück (1434). Seine Gegner durchirrten nun dagegen in großer Menge Italien von einem Ende zum andern als Verbannte.

Die Bestrebungen dieser Flüchtlinge, ihre Wünsche und Hoffnungen, waren eine neue Anregung für das alte Streben des Herzogs von Mailand, zwischen den beiden Republiken eingeengt, die Schranken zu durchbrechen, welche ihm von denselben gesetzt wurden. Sein großer Feldherr Nicolo Piccinino griff auch Brescia an (1438), und zerstörte die Venetianische Flotte auf dem Gardasee, womit man Brescia unterstützen wollte. Aber Venedigs Reichthum ersetzte den Verlust, denn kaum war jene Flotte zernichtet, so ward auf 600 Wagen eine neue hingesendet, und des der Ligue dienenden Sforza große Talente gewannen Vortheile über den feindlichen Feldherrn Piccinino, der aber darauf nach Toskana geschickt, um dem Kriege eine andere Richtung zu geben, Florenz würde bezwungen und vernichtet haben, wenn er nicht bei Anghieri geschlagen worden wäre. Zurückgekehrt nach der Lombardei aber,

setzte er den Ausbreitungen Venedigs Schranken, und brachte die Angelegenheiten des Herzogs, der ziemlich hart bedrängt war, wiederum in einen so guten Zustand, daß er seines Sieges über seinen Gegner gewiß, sich schon von dem kinderlosen und bejahrten Herzoge so große Belohnungen ausbat, daß dieser von solchem Trotz beleidigt, und um eines solchen Uebermüthigen los zu werden, lieber, freilich zum größten Schmerze des erstaunten Piccinino, einen Frieden einging (1441), der Venedig abermals auf Kosten des Herzogs von Mantua bereicherte. So vereitelte die Beschaffenheit der italiänischen Miliz, die unter ihren Kondottieris ein eignes selbstständiges Ganze ausmachte, und der Mangel stehender, mit dem Lande, für welches sie kämpften, engverbundener Heere, alle weiter greifenden Plane, denn jeder dieser Truppenanführer suchte nur sich selbst eine Herrschaft zu bilden. Und obgleich der kraftlose Zustand des Kirchenstaats vielen dazu eine gute Gelegenheit *) bot, die sie mit Glück benutzten, so gelang es doch keinem, etwas daurendes aufzurichten, als

*) So hatte einer jener Kondottieris, der berühmte Braccio di Montone, durch Bemächtigung Roms und Perugias, schon einen guten Grund zu einer solchen Herrschaft gelegt, und seine Aeußerung, er wolle den Papst dahin bringen, daß er für einen Groschen hun-

dem Franz Sforza in den neuen Kämpfen, welche der Tod des unbeerbten Herzogs von Mailand, Philipp Maria, (1446) verursachte.

Die Unruhen, welche darüber ausbrachen, zogen auch Venedig in ihrem Strudel, und mitten unter diesen Kämpfen eroberten die Türken Konstantinopel, Genua verlor Pera, das während der Belagerung neutral geblieben war. Venedigs Waaren wurden in Beschlag genommen. Doch gaben die Türken sie den fordernden Venetianern zurück, und ließen ihnen auch noch ihren Bailo oder eignen Richter. Aber als sich Muhammed auch Moreas bemächtigte, verloren sie auch Argos, das sie gegen die türkischen Waffen nicht vertheidigen konnten (1463). Auch Negroponte wurde die Beute der Türken, die Muhammed selbst angeführt hatte. Eine Brücke, die der Sultan über den Euripus schlagen ließ, erleichterte die Eroberung nicht minder, als das müßige Zusehn des venetianischen Admirals, der dafür ins Gefängniß gesetzt ward. Die Signorie verband sich zwar nun mit dem Könige von Persien, den dieselbe durch dahin gesendete Kunstverständige in dem Gebrauch des neu erfundenen Geschützes unterrichten ließ. Aber man brachte es doch zu nichts, als die asiatischen Kü-

dert Messen lesen solle, zeigt, auf wessen Kosten er sein Reich erweitern wollte.

sten zu verheeren, welches die Türken nicht verhinderte, Scutari zu belagern (1473). Vertheidigte diese Stadt sich zwar tapfer, mußte man sie doch in dem Frieden (1478) abtreten, (Croia war schon erobert,) und überdem noch Tenaros in Morea, und die wichtige Insel Lemnos. Für die Erlaubniß, auf dem schwarzen Meere zu handeln, zahlte Venedig 8000 Dukaten jährlich.

Was sie hier verloren, suchten sie in Italien wieder, auf Kosten des Herzogs von Ferrara, zu ersetzen. Aber nach einem langen Kampfe erhielten sie doch nur (1387) Polesine di Rovigo und die Insel Cypern, welche ihnen die Königin, eine geborne Venetianerin, abtrat, konnten sie nur im Kampfe gegen die Türken behaupten. Angefangene Feindseligkeiten von Seiten des Herzogs Siegismund von Oestreich bewogen sie zu einem Versuche, sich Tridents zu bemächtigen, aber ohne einen Erfolg, woran die Getheiltheit des Senats gewiß mit Schuld war, indem die Gegenparthei den ersten mißlungenen Versuch als Abschreckungsmittel brauchte. Diese Kämpfe in dem Senate entstanden um so leichter, jemehr durch das Mißverhältniß des Vermögens unter den Edlen die Reichern sich immer Anhang verschaffen konnten. So etwas hatte der Vorschlag zweier Senatoren zum Zweck, den Aermern aus dem öffentlichen Schatze eine jährliche Summe Geldes zu reichen, damit sie an-

ständig leben könnten. Die Gefahr, in welche der öffentliche Schatz dadurch kam, ward zwar verhindert, indem das Gesetz verworfen und seine Urheber verbannt wurden, aber die Verfassung blieb nicht minder in Gefahr, daß einzelne Reiche um so freieren Spielraum hatten.

34.

Neapel und Spanien.

Die oben angedeutete Vereinigung Neapels mit Aragonien, erfordert, daß wir die Geschichte des leztern Reichs wieder aufnehmen, welche wir bis zur Regierungsperiode Jakobs geführt haben, der Sardinien eroberte und 1326 starb. Diese leztere Eroberung zu behaupten, mußten die Nachfolger mit den mächtigern Familien in Sardinien, die von Genua unterstüzt wurden, lange und immer von neuem beginnende Kriege führen, während der König von Kastilien, damals Alfons XI. gegen die Mauren in Granada focht, von Portugal und auch von Aragonien unterstüzt. Auch gab Genua seine Schiffe zu Hülfe, aber gegen schwere Kosten, da sie für das Admiralschiff allein monatlich 1500 Goldgul-

den erhielten. Die Mauren unterlagen in mehrern Treffen, vorzüglich in der Schlacht am Salado (1340), und nach einer langen hartnäckigen Belagerung ergab sich die feste und wichtige Stadt Aljeziras (1344), die aber späterhin (1369) während der inneren Streitigkeiten wieder verloren ging. Denn um nachdrücklich einen erhaltenen Sieg zu benutzen und ununterbrochen in den Angriffen fortzufahren, waren die Könige zu wenig souverain, indem sie erst immer auf Landtagen um Unterstützung und Geld ansuchen mußten, oder der mächtige Adel innere Unruhen erregte, die die innere Kraft des Staats schwächten. Dieses Schicksal hatte vorzüglich Kastilien, und wir haben schon früher gesehen, wie Alfonsens XI. († 1350) Nachfolger, Don Pedro, wegen der Strenge, womit er gegen seinen aufrührischen Adel verfuhr, der Grausame genannt, mit seinem natürlichen Bruder Heinrich von Transtamare, um den Besitz des Thrones stritt, und wie Frankreich und England an diesem Kampfe Antheil nahm, der sich zum Vortheile Heinrichs entschied, und dem Don Pedro das Leben kostete (1369). Das Reich aber erhielt keine Ruhe. Denn der König von Portugall machte Heinrichen und nach dessen Tode dem Nachfolger desselben, Heinrich II., die Krone streitig.

Der König von Aragonien, Don Pedro,

nahm mannigfaltigen Theil daran, mit der Aussicht auf Erweiterung seines Gebiets in Spanien, da die Prätendenten des castilianischen Throns, zu denen auch der Herzog von Lankaster als Eidam des ermordeten Peter des Grausamen gehörte, seine Unterstützung durch solche Versprechungen suchten. Aber auch ihm fehlten nicht innere Unruhen, da bei jedem Versuche, selbstständiger zu handeln, die Städte und die Ricos Hombres, oder der vornehme Adel, sogleich in Verbindung traten. Wie mächtig diese Verbindungen sich fühlten, sieht man daraus, daß sie 16 feste Schlösser von ihm zu ihrer Sicherheit, und das Recht forderten, alle königlichen Diener ansetzen zu können, doch mußten sie dem Könige nachgeben, nachdem er das Heer der Union geschlagen hatte, und ihm auch Geldunterstützung geben, womit er seine Macht durch neue Eroberungen vermehrte. Denn Majorka, Minorka und Yviza nahm er dem Könige Jakob, Sardinien behauptete er gegen Genua, durch Verbindungen mit den Venetianern, denen seine Schiffe den berühmten Sieg bei Algeri (1353) erlangen halfen. Auch nach Sicilien strebte er, so daß diese Händel ihn verhinderten, in Kastilien bedeutender sich auszudehnen. Don Pedros Nachfolger Johann hatte die Regierungsgeschäfte überdem einem angenehmen Leben nachgesetzt, und so blieb der Gedanke aus Kastilien und

Aragonien einen Staat zu machen noch fern, obgleich in dem erstern Staate nach Johanns I. Tode über die vormundschaftliche Regierung, an der nach der Verordnung des verstorbenen Königs auch sechs Städte Antheil nahmen, neue Unruhen ausbrachen, die die Ausführung möglicher gemacht hätten. Auch wurden in Kastilien die Unruhen beigelegt. Heinrich III. regierte mit Macht und Weisheit, sorgte für die Ausübung der Gerechtigkeit im Innern, und machte bedeutende Anstalten zur gänzlichen Vernichtung der Mauren, mit der vielleicht die Unterhandlungen mit Timur in Verbindung standen, an den er mehrmals Gesandte schickte und von ihm erhielt. An der Ausführung hemmte ihn sein Tod (1406).

Der König von Aragonien, Martin, richtete indessen seine ganze Aufmerksamkeit auf Sicilien, mit dessen Königin sein Sohn vermählt, und seit deren Tode alleiniger Besitzer war. Nach dem Tode dieses Sohns (1409), der eben in Sardinien die Feinde seines Vaters bezwungen hatte, vereinigte Martin die Krone von Sicilien mit der von Aragonien. Da er aber nun ohne männliche Erben war, entstanden schon bei seinen Lebzeiten Bewegungen unter den vielen Prinzen, welche Ansprüche auf die Nachfolge machten, und alles war gespannt, wie man eine Entscheidung herbeiführen werde, als Martin 1410 wirklich starb, und der Infant von Kastilien,

lien, der Graf von Urgel, der Graf von Luna, und der Herzog von Kalabrien nun als Bewerber auftraten. Der Adel in Aragonien theilte sich in Partheien, Sardinien hoffte der Vicomte von Narbonne sich zu unterwerfen. Doch hier erhielt der königliche Statthalter die aragonischen Rechte, dort brachte es der Justitia dahin, daß nach Calatayud eine Reichsversammlung aller drei Provinzen, Aragonien, Valencia und Catalonien, gehalten und daselbst beschlossen ward, daß man neun Männern den Auftrag gab, nach Rechtsgrundsätzen die Ansprüche eines jeden zu untersuchen, und gegen diese Entscheidung keine Gewalt der Waffen zu gebrauchen. Diese neun Gelehrten *), nach vielfältiger Prüfung des Rechts und Herkommens, alter Dokumente und Papiere, entschieden endlich unter großen und religiösen Feierlichkeiten für den Infanten Ferdinand von Kastilien, der bisher schon als Regent von Kastilien während der Minderjährigkeit Königs Johann II. in den glücklichen Zügen gegen die Mauren sich rühmlichst bekannt gemacht hatte, und nun zu Saragossa die Huldigung empfing ohne Widerspruch. Vielleicht half ihm das castilianische Heer, welches an den Grenzen von Arago-

*) Zurita nennt sie so und setzt hinzu, selten haben wohl Gelehrte eine solche Entscheidung gethan.

nien stand. Die Investitur von Sicilien, Sardinien und Corsika erhielt er von Benedict XIII., der der Unterstützung des Königs eben so bedurfte, als dieser ihn zu brauchen wußte, und bei dem Antheil, den Benedict an der erzählten Form zur Entscheidung des Wahlstreits zu Gunsten Ferdinands gehabt hatte, und endlich bei dem Ansehn und der Macht der Familie der Luna, aus welcher der Papst stammte, ist es nun nicht zu verwundern, wenn troß aller Unterredungen und Vorstellungen des Kaisers Sigismunds als Beschützer des kostnißer Conciliums Ferdinand selbst geneigt war, Benedicts Wunsch Papst zu bleiben, mit erfüllen zu helfen. Um so mehr, da der Graf Urgel, durch englische Hülfe unterstüßt, nur durch Waffenübermacht zum Gehorsam gezwungen, nicht dazu geneigt war. Partheiungen aber unter dem Adel leicht seiner Herrschaft hätten gefährlich werden können, die noch gar nicht fest gegründet war. Zur Befestigung seiner und der königlichen Macht überhaupt war er vorzüglich bemüht, die Jurisdiction, welche außer dem Adel auch die Städte ganz unabhängig *) vom Könige ausübten, an sich

*) So weigerten sich nach der Erzählung Zurita's unter der folgenden Regierung die Syndicos der Städte von Catalonien sich mit denen von Barcellona auf dem Landtage zu verbinden, weil jene königliche Diener und von dem Könige gewählt seyen.

zu bringen. Einen solchen merkwürdigen Versuch machte er bei der Stadt Saragossa, von deren Gerichten künftig an den König appellirt werden sollte. Mehr auszuführen verhinderte ihn sein frühzeitiger Tod 1416.

Länger und bedeutender war die Regierung seines Nachfolgers Alfons V. durch die Eroberung Neapels und durch den Antheil, den er an den inneren Unruhen Kastiliens nahm, dessen kraftloser König Johann II. nämlich sein ganzes Vertrauen einem gewissen Alvarez de Luna geschenkt hatte. Die Macht, welcher dieser talentvolle, kluge und geschickte Mann im Lande ausübte, mißfiel dem Könige von Navarra, den Infanten, des Königs von Aragonien Brüdern und andern Granden; den letztern um so mehr, da Alvarez de Luna kein Kastilianer, sondern aus Aragonien war. In allen den daraus entstehenden Händeln betrug sich Alvarez mit einer Gewandheit, daß die Getheiltheit seiner Gegner immer seinem einen und festen Willen unterlag. Auch scheint es, daß er die Städte in sein Interesse zu ziehen wußte, welches keine geringe Stütze war. Er leistete daher auch den Aragonischen Kriegesheeren, die in Castilien mehreremale einfielen, tapferen Widerstand. Die Schlacht bei Olmedo (1445), welche die Vereinigung Aragoniens und Kastiliens hätte herbeiführen können, verlor der König von Navarra, der

die aragonischen Truppen anführte. Alvarez, mit jedem Tage mit größern Gütern und Ehrenstellen überhäuft, blieb unerschüttert, bis seine Feinde den Boden, worauf er stand, untergruben, indem sie nämlich des Königs Liebe zu ihm durch die stärkere Liebe nach seinen Schätzen zu verdrängen wußten. Dies brachte ihm den Tod, den er mit großer Standhaftigkeit ertrug 1453 *).

In Kastilien hörten damit die Unruhen nicht auf, und hier, wie in Aragonien, bildete der Aristokratismus, der sich in größere Familien gleichsam wie in Zweige spaltete, die gegen einander strebten, fortwährende Bewegungen, die in der königlichen Gewalt noch nicht den Ruhepunkt fanden. In dem erstern Lande wurde auch der Krieg gegen die Mauren, wenn auch nicht so kräftig, doch fast beständig fortgeführt. Dieses alles erhielt aber auch den romantischen Rittergeist lebendig, vorzüglich in Kastilien, wo unten die Mauren und oben in Compostella der heilige Jakob zwei Endpunkte der herrschenden Gesinnung bildeten. Wurde doch 1331 Alfons XI. zu Compostella Ritter in allen Formen **), und 1434

*) In den großen, von dem Grafen Alvarez hinterlassenen Schatz, theilte sich der König mit der Wittwe, und erhielt zwei Drittheil.

**) Gerade wie sie der castilianische Dichter Cervan-

bestand ein castilianischer Ritter zu Orbigo mit jedem nach Kompostella wallfahrtenden Ritter erst einen Kampf, bevor er ihn in seiner Wallfahrt weiter über die Brücke ziehen ließ. Kampfrichter, Schaugerüste, Kampfplatz war aufs schönste eingerichtet. Und dieser war nicht der einzige der Art, wie man aus dem Zurita sieht, der dies erzählt.

Alfons würde vielleicht bedeuternden Vortheil aus den inneren Unruhen Kastiliens haben ziehen können, wäre er nicht in die verwickelten Händel Italiens verflochten worden durch die Eroberung Neapels. Dieses Reich nämlich war seit dem Tode Ladislaus 1414 in die Hände seiner Schwester Johanna II. gefallen, deren Hof der Schauplatz mächtiger Kabalen wurde. Johanna, Wittwe des Herzogs Wilhelm von Oestreich, war bei aller Geneigtheit, unabhängig zu herrschen, viel zu weiblich gesinnt, um der Liebe entbehren zu können, die sie in dem Umgange mit einem gewissen Pandulfellus fand, und hatte nur weibliche Schlauheit und Verstellung den mächtigen Aristokraten entgegen zu setzen, welche gegen Lieblinge sich überall sträubend, diesen um so mehr haßten, da er durch seine Geburt un-

tes den Don Quixote ausüben läßt. So nahe lag die ganze Form dieses herrlichen Werkes dem spanischen Leben und Sinne.

ter ihnen stand. Da sie nun die Königin auf=
forderten, sich einen Gemahl zu wählen, nahm
sie den Grafen Jakob de la Marche, der zum
Voraus Verzicht auf alles Regieren that. Aber
so bald er nur angekommen war, bewogen ihn
die Baronen, auch den Titel und die Gewalt
eines Königs zu nehmen. Er thuts, läßt den
Pandulfellus hinrichten, den der Königin ergebe=
nen Sforza, der die Militairmacht hatte, ge=
fangen setzen, und die Königin selbst unter strenge
Aufsicht nehmen. Aber bald sind die Baronen
eben so unzufrieden mit jenem, da er nur Fran=
zosen brauchte. Die Königin erhielt ihre Ueber=
macht wieder, Jakob, nachdem er das Reich ver=
lassen, vertauschte die Krone mit einem Mönchs=
kleide, und Sforza wieder vielgeltend, ward ge=
gen Braccio geschickt, dem Papste Martin V. zu
seinem Kirchenstaate zu verhelfen. Aber die Kö=
nigin ergab sich bald einem neuen Lieblinge, Ca=
racciolo, den sie zum Seneschall des Reichs
machte. Weil dieser aber wieder auf den Sforza
eifersüchtig war, und die Königin abhielt, ihm
Truppen und Geld zu schicken, so wurde nun
auch der Papst unzufrieden, der des Herzogs von
Anjou, Ludwig III., des Prätendenten, Parthei
ergriff, und den Sforza ebenfalls dafür gewann,
der nach Neapel zurückkehrt, um das Reich für
den Herzog Ludwig zu erobern. Die Königin
in der Noth, ruft Alfonsen V., König von Si=

cilien, der eben mit der Eroberung Korsikas beschäftigt ist, zu Hülfe, und nimmt ihn an Kindesstatt an (1490). Braccio, der Gegner Sforzas, kommt der Königin ebenfalls zu Hülfe, so daß die französische Parthei bald unterlag, und Ludwig das Reich verlassen mußte. Der Papst Martin ward durch den Gegenpapste, womit Alfons zu drohen wußte, zur Ruhe gebracht.

Aber bald kehrte das alte Mißtrauen zurück, indem Caracciolo sowohl als die Königin, einen Erretter, aber keinen Herren haben wollten; dies aber zu seyn, Alfons alle Anstalten machte, indem er den Caracciolo gefangen nahm und die Königin nach Katalonien führen wollte, sich vor des erstern Kabalen, und vor der leztern Wankelmuth sicher zu stellen. Sforza ward abermals von ihnen gewonnen, und die Königin, nachdem ein Erzbischof über den Text: wahrlich, das ist Gottes Sohn, eine Rede auf den genannten Herzog von Anjou gehalten hat, erklärt darauf feierlich, den Herzog von Anjou für ihren Sohn. Alfons muß nun das Reich erobern, und findet Unterstützung, sowohl bei den Feinden des Hauses Anjou *), als auch bei den Gegnern des

*) Weil der unterliegenden Parthei Güter gemeinhin von dem Sieger confiscirt wurden, um seine Anhänger damit zu belohnen, so waren die Verlierenden bei der Aussicht des Wiedergewinnens leicht aufgeregt.

Seneschalls, der den Herzog von Anjou in die entlegensten Provinzen schickte, um dafür freiere Gewalt bei der Königin zu haben. Alfons war indessen nach Aragonien gegangen, hatte die Provence beunruhigt, indem er Marseille erobert und eilte mit neuer Hülfe nach Neapel an. Hier fand er aber den Seneschall schon ermormordet. Die Königin von ihm ergebenen Leuten beherrscht, so daß er sich friedlich mit ihr verglich, ihren nahen Tod voraussehend, der auch 1435 erfolgte. Aber in ihrem Testamente hatte sie doch den Renatus von Anjou zu ihrem Erben eingesetzt, denn Ludwig war ohne Erben gestorben. Diesem mußte nun Alfons das Reich abgewinnen. Der Papst Eugenius IV. und Venedig, sein Vaterland, schienen überdem geneigt zu seyn, das Reich bei dieser Gelegenheit zu theilen. Alfons belagerte zu dem Ende sogleich Gaeta, das aber von den Genuesern, die ihre reiche Waarenniederlage hier zugleich retten wollten, auf des Herzogs von Mailand Befehl *) so gut unterstützt ward, daß Alfons mit seiner ganzen

*) Alvarez de Luna hatte zu viel Klugheit, um nicht im Namen des Königs von Kastilien in Genua und Mailand alles gegen Alfons V. aufzuregen, und Genua, das Sardinien und Korsika zu besitzen und zu erhalten wünschte, sah nichts ungerner, als die aragonische Macht in Italien festern Fuß setzen.

Flotte geschlagen, und er selbst als Gefangner nach Mailand geschickt wurde zu dem Herzog. Diesen wußte aber Alfons zu gewinnen, indem er ihm die Gefahr vorstellte, die ihm und der Lombardei erwachsen würde, wenn die Franzosen sich erst in Neapel festgesetzt hätten, indem der Herzog von Anjou es nicht sicher besitzen könne, wenn nicht Genua und überhaupt die Lombardei in französischen Händen sey. Dieses leuchtete dem Herzoge ein, und er entließ den König seiner Haft, während Renatus in der Gefangenschaft des Herzogs von Burgund auf Alfonsens Verwenden blieb, und nur seine Mutter in Neapel erscheinen konnte, die durch Drohungen, die der König von Frankreich dem Papste machte, von diesem letztern, den das Baseler Concilium ängstigte, die Investitur erhielt.

Auch nachdem Renatus selbst auftrat, 1468, entfremdete seine Armuth, in der ein schweres Lösegeld ihn versetzt hatte, die meisten Baronen von ihm, und der Versuch, durch die sogenannten Kompagnien, die er in Aragonien von Frankreich aus, einen Einfall thun ließ, den König von Italien abzuziehen, mislang. Eben so wußte ihm Alfons den Gebrauch der Musketen (espingordas) *), die Renatus zuerst hier ein-

*) Bei der Belagerung des neuen Castells von Neapel brauchte sie Renatus zuerst, und that damit großen

führte, nachzumachen, und der Krieg, der in der Lombardei herrschte, entzog seinem Gegner zugleich die Möglichkeit, leicht Soldaten zu haben. Gegen den Papst brauchte Alfons seine gewohnten Künste, und er erhielt immer mehr das Uebergewicht, so daß die Vereinigung der Florentiner, Venetianer, des Papstes und des Franz Sforza, die ihn aus Italien treiben wollte, ihm nicht mehr furchtbar war. Die Stände von Aragonien unterstützten fleißig mit Gelde, und suchten sich nur dafür den Justitia so unabhängig als möglich vom Könige zu machen. Nachdem auch Neapel, die Hauptstadt des Reichs erobert war, konnte sich Alfons um so mehr als Herr ansehen, so weit nämlich, als der neapolitanische Aristokratismus konnte beherrscht werden. Der Mangel eines so festen Punktes von hieraus verhinderte ihn wohl, ganz Mailand in Besitz zu nehmen, das der Herzog ihm durch sein Testament zu vermachen, nicht ungeneigt gewesen war. Ueberdem fürchtete er die Abneigung der Italiäner gegen die Catalonier, die großen Talente eines solchen Gegners, als Franz Sforza, Frank-

Schaden. Man schickte daher aus dem aragonischen Lager zu ihm, ihn zu bitten, doch einen ehrlichen Krieg nach hergebrachter Sitte zu führen. Renatus erwiederte aber, jedes Mittel müsse und könne angewendet werden.

reichs Widerstand, Venedigs und Florenz Eifersucht und endlich den Brennpunkt, in welche alle diese Strahlen zur verzehrenden Gluth würden zusammengedrängt seyn, die Politik der Päpste, die ihre Vernichtung in der Einheit Italiens sahen. Diese Bedenklichkeiten mußten um so mehr auf sein Gemüth wirken, da er dem Alter sich nähernd, bei Neapels reizenden Lockungen mehr Sinn zum Genießen, als zum Erobern behielt, und zufrieden mit dem, was er gethan, in dem Umgange mit Gelehrten und ihren Schriften, die Thaten einer vergangnen Welt, der römischen las und bewunderte. Zur Rettung eines Restes dieser Welt, nämlich des byzantinischen Reichs, ward mehr geredet als gehandelt, denn in Toskana und der Lombardei dauerte der Krieg fort. Doch nahm der König an diesen Händeln Italiens mehr als ein bewaffneter Vermittler, denn als Eroberer Theil, und nur Genua, als einem möglichen festen Stützpunkt für Frankreich, wollte er durch Waffengewalt noch eine Veränderung der Regierungsverfassung geben, und die Herrschaft denen zuwenden, die ihm und seinem Interesse dienten, als er starb 1458.

Sein Reich Aragonien, nebst den dazu gehörigen Provinzen, überließ er seinem Sohne Johann II. († 1479), der mit Katalonien einen langen Krieg führte, das sich förmlich ge-

gen ihn auflehnte, und sogar einen französischen Prinzen herbeirief, weil sie glaubten, daß der König zu eigenmächtig verfahre. Er beruhigte aber diese Provinz, und hinterließ einen Sohn, Ferdinand, der durch seines Vaters Grundsätze und durch die Erfahrung eines langen Kampfs in Kastilien, dessen König er durch die Verheirathung mit der Prinzessin Isabelle geworden war, gebildet, als Regent beider Reiche, größere Schritte zur Ausbreitung der königlichen Macht that. Daß er auch Neapel wieder eroberte, wird in einem andern Buche erzählt werden.

Bei seinem Tode hatte nämlich Alfons dieses Reich von seinen übrigen Besitzungen abgerissen und es seinem natürlichen Sohn Ferdinand I. gegeben, der aber gleich nach seines Vaters Tode schwere Kämpfe zu bestehen hatte mit seinen Baronen und den Päpsten. Denn gleich Calixtus III., aus dem Geschlechte der kühnen Borgias *), machte ihm den Besitz Neapels streitig, und hoffte in dem Aufruhre der Baronen, die den Johann von Anjou als König gerufen hatten, es an den päpstlichen Stuhl zu bringen. So kühn war Pius II. nicht, aber darin war er mit seinem Vorgänger einig, daß es nicht in französische Hände kommen müsse, da

*) Es stammte aus dieser Familie der berühmte Alexander VI.

man die Tendenz dieses Reichs aus der pragmatischen Sanktion zu gut errieth *). Mit päpstlicher Hülfe nun bezwang Ferdinand die unruhigen Baronen (1464), die an diesem Könige, der von seinem Vater wohl erzogen, durch Einführung der Seidenmanufakturen und der Buchdruckerkunst, so wie durch andere löbliche Einrichtungen sich um das Land verdient machte, ein großes Streben zur Souverainität und Unterdrückung des Aristokratismus bemerkten. Dieses hatte noch mehr aber sein Sohn Alfons II., der mit ziemlicher Keckheit durch Symbole in seiner Rüstung und durch unverhohlne Aeußerungen, seine Absicht, die Baronen zu demüthigen, klar an den Tag gelegt hatte. Sie rebellirten also immer von neuem **), und wollten den zweiten Sohn des Königs, Friedrich, dessen mildere Gesinnungen sie kannten, auf den Thron setzen.

*) Man sehe, wie Pius II. beim Zurita sich gegen den französischen Gesandten entschuldigt.

**) Man kann den Zustand des Reichs kennen aus den Foderungen, welche die Baronen machten: Soldaten sollten sie halten können zur Vertheidigung ihrer Staaten, ihren Unterthanen sollten keine neuen Steuren aufgelegt werden, die königlichen Truppen niemals in ihre Besitzungen einquartirt werden, und ihnen frei stehen, ohne königliche Erlaubniß unter jedem andern Fürsten dienen zu können.

Aber der König Ferdinand siegte und starb 1494, eben als ein neues Gewitter von Frankreich aus das Reich bedrohete, und nicht bloß ein Kampf um den Besitz des Landes blieb, sondern ein Weltkampf wurde durch die Richtung auf die geistliche Macht.

35.

Franz Sforza.

(1421—1466.)

Es war die Familie Sforza mit, welche dies neue Gewitter nach Italien leitete, daß dieses Landes eigenes Leben zerstörte. Wir brauchen daher nur noch einen Blick auf das Schicksal der Lombardei, vorzüglich Mailands, zu werfen, und in dem Stifter dieser neuen Dynastie, die dort herrschte, dem glücklichen Kondottiere Franz Sforza zugleich die Beschaffenheit jener Miliz näher kennen zu lernen, die auf das Schicksal Italiens so viel Einfluß gehabt hat, und deren Ursprung von der Zeit sich herschreibt, als die Italiänischen Staaten aufhörten die Ausländer zu gebrauchen, worin mit einem Beispiele die Herzoge von Mailand, aus dem Hause Visconti, vorangingen, und in welchem die Republiken aus leicht einzusehenden Gründen gern folgten. Die

neuen Schwierigkeiten, die daraus hervorgingen, sah der zu früh gestorbene König von Neapel, Ladislaus, der deshalb selbst seine Truppen anführte, oder seine Unterthanen dazu brauchte, wohl ein. Die Herzöge von Mailand dagegen mußten mit großer Geschicklichkeit zu Werke zu gehen, durch das Entgegensetzen eines Kondottiere gegen den andern, keinen sich furchtbar werden zu lassen. Dazu gab eine gute Gelegenheit, die Getheiltheit dieser Milizen, die sich vorzüglich in zwei Massen spaltete, von denen die eine den Braccio als Haupt, die andere den Sforza anerkannte.

Dieser letztere nämlich, der seinen Namen Sforza (d. h. Kraft) der Kühnheit seines Handelns verdankte, und von einem Soldaten bis zu einem angesehenen Truppenanführer und zum Konnetable von Neapel stieg, war der Vater dieses Franz Sforza. In Neapel lernte er den Krieg, und schon früh gab er Beweise seiner großen Klugheit. Als er noch in Neapel für Johanna II. kämpfte, hatte er in einem Treffen einige neapolitanische Edle, die wiederum von seiner Parthei abgefallen waren, gefangen genommen. Sein Vater sendete ihm den Befehl zu, sie alle mit dem Strange zu bestrafen, aber Franz, dies für unzweckmäßig haltend, fragte den Boten, mit welchem Gesicht sein Vater dies befohlen habe; mit einem zornigen, sagte jener;

nun denn hat er nichts befohlen, rief Sforza; ließ die Gefangnen vor sich kommen, und seines Vaters Befehl verhehlend, sagte er zu ihnen: weil euch mein Vater verzeiht, verzeih auch ich euch. Jene auf diese Weise verpflichtet, versprachen und hielten Treue, sein Vater aber, als er es erfuhr, sagte lächelnd zu den Umstehenden: sein Sohn sey viel klüger gewesen. Dies war überhaupt des Franz Sforza Karakter. Denn aus seinem ganzen Leben spricht die höchste Besonnenheit und Umsicht, nichts überließ er dem Zufall, sondern alles geschah mit Absicht, zu deren Erreichung er unerschöpflich in Hülfsmitteln war. Dies Bewußtseyn derselben ließ ihn in keiner noch so schlimmen Lage verzweifeln. Die Majestät seiner Gestalte unterstützte die Beredsamkeit, wenn er seine Soldaten zum Angriff ermunterte, und seine durch ihre Stärke ausgezeichnete Stimme war wie der Donner, womit er mehr als einmal seine fliehenden Soldaten in die Schlacht zurückrief, wenn er sich ihnen mit dem blitzenden Schwerdte entgegen stellte. Immer sich selbst beherrschend, beherrschte er auch seine Soldaten mit großer Strenge, aber gewann sie auch wieder durch die Großmuth und Freigebigkeit, und durch die Lust, die er hatte, sie geschmückt in Gold, Silber und Seide zu sehen. Daher hingen ihm die Soldaten auch an. Als Philipp Maria von Mailand, ihm mißtrauend, ihn in die Winterquartiere ziehen

ließ,

ließ, und ihn nicht mit Gelde unterstützte, damit die Soldaten gezwungen würden, ihre Waffen, Pferde und andere Kostbarkeiten zu verkaufen, verließ doch keiner der Soldaten und Officiere ihn. Ja einstmals, als er Forli belagerte und zwischen einem dichten Kornfelde hindurch ritt, brachen auf einmal aus dem Hinterhalte feindliche Soldaten hervor. Aber so bald sie ihn erblicken, werfen sie die Waffen weg, laufen auf ihn zu, küssen seine Hand und rufen: sie seyen nicht da, um ihn zu beleidigen, sein Wohl sey das aller Soldaten, und so lassen sie ihn gehen *).

Bei so vieler Liebe der Soldaten und bei so vielem Verstande, mußte er auch den Sieg davon tragen über seinen im ganzen Karakter entgegengesetzten Gegner, den Nicolo Piccinino, der die Miliz des Braccio fortsetzte. Dieser letztere nämlich war bei Aquila, welcher Stadt Braccio sich als eines neuen Strebepunkts bemächtigen wollte, gefallen, in einer Schlacht, wozu jener das aus Neapel gegen ihn anrückende Heer übermüthig eingeladen, und es deshalb auf einem für jenen beschwerlichen Wege ungehindert hatte heranrücken lassen. Franz Sforza

*) Ein ähnlicher Vorfall begegnete ihm mitten in einem Treffen, wo er unbewaffnet auf einen feindlichen Haufen stieß, der ihm weder das Leben, noch die Freiheit nahm.

hatte hier mit großem Muthe gefochten, allen erkennbar an den schwarzen Helmdern und schwarzen Pferdeschmuck, womit die Seinen und er geschmückt seinen Vater betrauerten, der kurz vorher auf diesem Zuge gegen Braccio in den Wellen des Pesaro umgekommen war. Schon hatte dieser nämlich über diesen Fluß gesetzt, und stand nur noch am Ufer, die jenseits Stehenden zum Durchsetzen aufzumuntern, als er einen seiner Pagen sah, der versinken wollte. Er eilte ihm zu Hülfe, aber vom Pferde geworfen und von der schweren Rüstung hinabgezogen, sank er unter, wie sein Sohn aus der Fluth der Kämpfenden bald nachher stieg.

Solche Thaten hatten diesem auch zuerst die Bekanntschaft des Herzogs von Mailand verschafft, dem er darauf in den Kriegen, welche Venedig und Florenz *) vereinigt, sich gegen jenes anwachsende Macht zu setzen, führten, mit Glück diente, indem seine Schlauheit, und seine Kraft, den Carmagnola besiegte, wie oben schon erzählt ist. Aber einem Manne, wie dem Herzoge, der von sei-

*) Simonetta hat noch die Worte der Florentiner erhalten, womit sie Venedig zum Bunde aufforderten, die das Verhältniß dieser Staaten ausdrücken. Genua, sagte der florentinische Gesandte, weil ihr die Hülfe versagtet, machte Philipp Maria zum Herren, wir, wenn ihr abermals zaudert, werden ihn zum König machen müssen, ihr dann zuletzt zum Kaiser.

nen Lieblingen umgeben, von seinen Schlössern aus, die politischen Verhältnisse lenkte, mußte Sforza, je talentvoller er war, auch desto gefährlicher erscheinen, und in der ganzen Zeit nach diesen ersten Kriegen bis zum Tode des Herzogs, bestand die Kunst des leztern darin, die Dinge immer so zu gestalten, daß Sforza weder ganz unterlag, noch alles unterwarf, damit er ihn immer als ein nüzliches Werkzeug brauchen konnte. Philipp also, welcher aus Haß gegen Eugenius IV., der als Venetianer mit seinem Vaterlande gegen Italien gemeinschaftliche Plane machte, vorzüglich zur Erwählung des Gegenpapstes Felix beigetragen hatte, unterstüzte darum heimlich den Franz Sforza, als dieser sich der Mark Ankona bemächtigte. Da aber der ganze obere Theil des Kirchenstaats in seine Gewalt kam, so daß Eugenius ihm den Besiz dieser Eroberungen unter dem Titel eines päpstlichen Vikarius zugestehen mußte, schickte er ihm sogleich den Piccinino entgegen, damit nicht Sforza zu selbstständig werdend, seiner dann nicht mehr bedürfte. Um ihn daher noch mehr bei seinem Interesse festzuhalten, lockte er ihn lange mit der Aussicht auf seine natürliche Tochter Blanka, die er erst spät ihm gab. Wenn daher auch Sforza in den ausgebrochenen Kriegen Venedig und Florenz diente, und Eifersucht genug gegen den mailändischen Feldherrn Piccinino hatte, so war Philipp doch

immer sicher, daß er es nicht bis zu seiner gänzlichen Vernichtung werde kommen lassen, wie er denn in einem der Kriege, als er bei der Ligue in Sold trat, sich die Bedingung ausbat, nicht über den Po gehen zu dürfen. Dagegen, als Franz Sforza von Alfons und dem Papste Eugenius, dessen Feldherr Piccinino war, so hart bedrängt ward, daß er fast verloren schien, nahm Philipp sich seiner sogleich gegen Alfons an, bis endlich Sforza wieder frei ward, durch zwei Schlachten, die er über den Piccinino davon trug, der aus Gram darüber bald darauf starb. Philipp verlor in diesem ein herrliches Werkzeug, dessen er sich bisher bedient hatte gegen Franz Sforza, welcher letztere auch den Zarpellio, einen seiner Unterfeldherren, aus dem Wege räumen ließ, weil Philipp diesen wiederum in sein Interesse ziehen und eben so gebrauchen wollte. Darüber entstand ein neuer Krieg zwischen Alphons und Philipp auf der einen und den Florentinern, Venetianern, nebst Sforza auf der andern Seite, der eine ganz andere Richtung erhielt, als der Herzog Philipp Maria (1446) unbeerbt starb. Venedig zuletzt schon die Ausbreitung des Franz Sforza im Kirchenstaate ungern sehend, erkannte jetzt diesen letztern als den gefährlichsten Feind, indem seine Ansprüche auf Mailand, als Schwiegersohn des letzten Herzogs, ihrem Wunsche in

Absicht der Eroberung der Lombardei am meisten im Wege standen.

Es war also keine kleine Aufgabe, wenn Sforza ohne Geld, bei der inneren Auflösung des Staats, indem Mailand eine freie Republik werden wollte, die an den Gränzen liegenden Städte aber von den Nachbarn *) in Besitz genommen wurden, es mit der mächtigen und reichen Signorie aufnehmen wollte. Seine Klugheit rettete ihn. Er gab anfangs nach und trat mit aller scheinbaren Resignation in die Dienste der neuen Republik Mailand, bemächtigte sich aber doch der Stadt Pavia, in deren Schlosse er einen aufgehäuften Schatz fand, und wußte die Besorgnisse Mailands über diesen Schritt zugleich zu zerstreuen. Sein weiteres Augenmerk

*) Zu diesen gehörte auch Karl VII. von Frankreich, der Asti schon hatte, und auch Alessandria haben wollte. Der Krieg, den Italiäner hier mit den Franzosen führten, war den erstern eine neue und verabscheuungswürdige Erscheinung. Denn die verschiedenen Milizen mit ihren Kondottieris schlugen sich nie bis zur Zerstörung, sondern nahmen sich nur gegenseitig die Waffen, selten das Leben. Hier aber ging es grausamer zu. Doch unterlagen die Franzosen, denn Sforza hatte den Seinen das Mittel gelehrt, sie zu fassen, indem er ihnen sagte, daß die Franzosen beim ersten Angriff mehr als Männer, hernach aber weniger als Weiber wären.

ging nur erst darauf hinaus, Venedig abzuhalten von der Ermächtigung Mailands und der umliegenden Gegend. Vorzüglich suchte er sie aus Piacenza zu vertreiben, welches ihm auch gelang. Aber bei jeder Erweiterung erwachte die Eifersucht der Mailänder und ihrer anderen Feldherren, der Söhne des Nicolo Piccinino. Man fing daher lieber mit Venedig Unterhandlungen an, dem man eher alles, was es jenseits des Po im Besitz hatte, lassen wollte. Aber Sforza wußte eine Parthei im Volke zu gewinnen, die für die Fortsetzung des Krieges stimmte, seine männliche Gemahlin vertheidigt Cremona, er selbst, durch die Kraft seiner Gründe, rettet seine Plane gegen die Kabalen seiner Gegner und durch seine Entschlossenheit, den Sieg über die venetianische Flotte bei Casal maggiore. Bedrängt hatte sie der venetianische Feldherr angezündet, und Sforzas Soldaten, von der Beute gelockt, verließen die Glieder, um auf den Schiffen zu plündern. Aber er die Gefahr, wenn das venetianische Landheer käme, sehend, läßt sogleich die noch nicht angezündeten Schiffe in Feuer setzen, und bringt sein Heer in Ordnung. Es war um so schwieriger, jemehr die Aussicht auf Beute und Gewinn das bewegende Prinzip dieser Soldaten war, welches Sforza wiederum auch anzuregen wußte, wie bald nachher geschah. Denn nicht lange überfallen ihn die Venetianer in sei-

rem Lager, ein Graben hält sie nur noch ab, auf der ander Seite weichen seine Soldaten; was macht ihr, ruft er herbeieilend, ihnen entgegen, eure Kameraden auf der andern Seite haben den Feind geschlagen, sie plündern schon die reichen venetianischen Gezelte. Nun kämpfen sie mit neuem Muthe, thun zuerst, was sie ihre Kameraden schon thun glauben, und alle von Beute beladen, verschaffen dem Sfortia den glänzendsten Sieg (1448).

Aber je mehr er gewinnt, desto mehr wird die Eifersucht seiner Gegner, der jüngern Piccinini rege, und Venedig, obgleich verlierend, hofft, auf diese Entzweiung rechnend, den von Mailand angebotenen Frieden auf das vortheilhafte für sich zu machen. Aber ehe noch Mailand sich bestimmt, ist Sforza schon zuvorgekommen. Keine andere Rettung sehend, verbindet er sich mit Venedig, denen er Brescia, Bergamo, Cremona u. s. w. läßt, und von ihnen die Zusicherung von Geld und Truppen erhält. Vom Pferde herab macht er seine Soldaten mit diesem Schritte bekannt, und die allgemeine Freude derselben zeigt, daß er glücklich geredet hat. Mailand rüstet sich zum Gegenkampf, Redner erhitzen das Volk, und bei Alfons, dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Savoyen suchen sie Hülfe. Aber den letztern griff Sforza so rasch an, daß er ihn schlagend, sein Heer fan=

gend und gegen große Geldsummen nur wieder frei gebend, Geld und Städte erobert und alle fernere Versuche unmöglich macht. Auch in Mailand erhält die dem Sforza zugethane Parthei das Uebergewicht, daß die Piccinini selber schon die Noth zur Tugend machend, sich mit Sforza verbinden. Doch noch einmal siegen die Guelfen, unter denen auch der mailändische Feldherr, der Herzog von Gonzagha war. Zum wenigsten wünschten sie, der letztere vorzüglich, nicht, daß durch der Gegner Vermittlung die Stadt an Sforza kommen soll, der indessen im Felde siegreich bleibt, und endlich zur Belagerung der Hauptstadt Mailand schreitet. Aber sogleich auch stehet hinter seinem Rücken der Herzog von Savoyen auf, angefeuert durch seine in Mailand sich aufhaltende Schwester, des verstorbnen Herzogs von Mailand Gemahlin, und Piccinino geht wieder zu den Mailändern über. Zwar hatte Sforza seine Wankelmuth gekannt, doch wollte er ihn nicht, als er ihn noch in seiner Gewalt hatte, aus dem Wege räumen lassen, die ganze Braccanische Miliz gegen sich aufzubringen fürchtend. Aber zwischen dieser und dem Gonzagha entstand die militairische Eifersucht, und der letztere übergab dem Sforza Lodi. Dadurch ward Venedig wieder geschreckt, das schon mit Mailand, wo die Guelfen und Ghibellinen die alten Kämpfe erneuerten, in Unterhandlungen stand, und an den

Sforza Gesandte mit kecken Aufträgen, die nur bei dieser Nachricht gemildert wurden, abgesendet hatte, um einen Frieden zu unterhandeln. Denn jede Zerstückelung Mailands war ihnen lieb.

Sforza läßt die Gesandten gar nicht in sein Lager kommen, damit sie nicht mit ihren Friedensgedanken seine Soldaten anstecken, sondern geht furchtlos zu ihnen nach der venetianischen Stadt Rivalta, wo er sie hatte Halt machen lassen *). Er läßt Venedig, um sich die Signorie zu erhalten, Cremona nehmen. Aber nun erst fangen ihre Truppen recht an, ihn schlecht zu unterstützen, ja sie macht immer neue Vorschläge zum Frieden, und drohet sogar im Fall der Weigerung. Da diese von Seiten Sforzas erfolgt, erklärt die Signorie ihr Bündniß mit Mailand, und zieht ihre Truppen aus Sforzas Lager, die aber nur durch Sforza der Gefahr entgehen, von des leztern hierüber erbitterten Soldaten

*) Seine Freunde widerriethen ihm diesen Gang, der ihn offenbar in die augenscheinlichste Gefahr bringen konnte. Aber Sforza gab eine Antwort, die, indem sie die feste Sicherheit seines Handelns ausdrückt, zugleich den venetianischen Staat noch karakterisirt. Die venetianischen Gesandten, sagte Sforza, werden es nie wagen, mich festzusetzen, weil sie keinen Befehl vom Senate dazu haben. Und einen solchen Befehl können sie nicht haben, da Venedig diesen meinen Gang im Voraus nicht vermuthen konnte.

gemißhandelt zu werden. Sforza fand in seiner Schlauheit für diese Noth ein Rettungsmittel. Schmerz und Unwillen verhehlend, suchte er eine kurze Zeit zu gewinnen, bevor Venedig ihm den Krieg ankündige, damit er Mailand nur erst habe. Er schickt Gesandte nach Venedig, um scheinbar den Frieden zu suchen, die Mailänder aber, den Frieden gewiß glaubend, eilen während des Waffenstillstandes, den ihnen Sforza dies vorhersehend, gegeben, aus ihren Thoren, um die Felder zu beisäen mit dem größeren Theil des Kornes, das sie in der Stadt haben. Aber dadurch kam nun die Stadt in große Noth, da die Belagerung wieder anging. Denn Sforza hatte den von seinen Gesandten als wider seinen Willen gemachten Frieden nicht ratificirt, und von einer Menge von Rechtsgelehrten, die er hatte zusammen berufen, diesen Entschluß rechtfertigen lassen. Ganz nach seiner Maxime, man müsse nicht mit allen kämpfen, sondern oft erfordere es die Klugheit, etwas verloren zu geben, machte er nun mit einigen Aufopferungen Friede mit Savoyen, sparte weder Geld noch Mühe bei Venedig, es hinzuhalten, oder die Anschläge der Signorie zu errathen, und führte den offnen Krieg gegen Mailand. Endlich, da Venedig Truppen gegen ihn sendete, war er doch durch sein Genie mächtig genug und seinen Feinden furchtbar. Als man ein-

mal sein Lager überfiel, weil man gehört, daß er während der Nacht abwesend sey und nicht wußte, daß er schon wieder zurückgekehrt, eilte er seinen Soldaten voran, rief den Feinden mit seiner furchtbaren Stimme entgegen: ich bin hier, und scheuchte durch diese Worte die Angreifer nicht minder zurück, als durch seine Thaten. Während er so rund um sich her drohende Angriffe vereitelte, hielt er Mailand immerfort eingesperrt, zu dessen Entsetzung Venedig nicht wirkte, hoffend, Mailand werde lieber am Ende sich der Signorie als dem Sforza ergeben wollen, da die ungeheure Noth sie sich auf irgend eine Art zu ergeben zwang. Doch bei aller Uneinigkeit in der Stadt, kamen alle in dem Widerwillen gegen Venedig, wie natürlich überein. Wegen anderer schwankte man hin und her, endlich wagte es einer, den Sforza vorzuschlagen. Ein allgemeiner Wunsch nach ihm entstand, die Thore wurden eröffnet. Sforza hiervon benachrichtigt, rückte mit seinem Heere der Stadt näher. Die Soldaten mußten sich mit Brod beladen, damit das entgegenströmende Volk seinen Hunger befriedigen konnte. An der Spitze der Soldaten aber, unter dem Jubel der Menge, ritt Sforza in die Stadt (1451), und eilte sogleich nach dem Tempel der Maria. Aber von dem ihn umströmenden Volke so umringt, daß er sich nicht bewegen konnte, mußte er vom Pferde her-

ab in der Kirche dieser Beschützerin des Viscontischen Hauses *) danken, während er selbst so über alle hervorragend, der Schutzgott schien, den das frohlockende Volk mit den Augen und dem Danke suchte.

Alfons in Neapel und Venedig waren am unzufriedensten mit diesem Ausgange der Dinge, und ein neuer Krieg von Venedig unter des Jakob Piccinino Anführung sollte den neuen Herrscher vernichten. Alfons sollte das Handelsstreitigkeiten wegen mit Venedig gespannte und darum mit Sforza verbundene Florenz beschäftigen. Dies that Alfonsens Sohn Friedrich, während Jakob Piccinino an der Spitze der Venetianischen Truppen das mailändische Gebiet verheerend durchzog, Sforza aber in befestigten Lägern sich hielt, weil er die Venetianer nicht dahin locken konnte, wohin er sie gern haben wollte. Piccinino benutzte dies, eine schlechte Meinung von Sforza zu verbreiten. Man warf ihm vor, er verstecke sich hinter Sümpfe und Verschanzungen, während die Venetianischen Heere durch das offne Feld schweiften. Es kam zum Briefwechsel zwischen Sforza und den Venetianern. Sforza fordert seinen Gegner zum Treffen heraus, und übersendet zum Zeichen der Her=

*) Daher der Beiname Maria in der Familie der Visconti.

ausforderung einen mit Blut befleckten Handschuh, die Venetianer erwiedern es, und nehmen den Kampf an. Franz erschien in Schlachtordnung, aber die Venetianer kamen nicht hervor, und da sie den Vortheil einer Schlacht dem Sforza nicht gewähren wollten, so mußten sie ihm doch so die Ehre in der Meinung der Zeitgenossen lassen, und Sforza erreichte also eins von beiden, wie er vorhergesehen. Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke fortgeführt. In Etrurien gewannen die Florentiner alles wieder, und so neigten sich alle erschöpft zum Frieden der die Sesia, die Adda und den Po zur Grenze des mailändischen Gebiets machte, und den Alfons aus Furcht vor dem Herzoge von Anjou, den die Florentiner bei ihrem Kriege zu Hülfe gerufen hatten, zu einem Bündniß mit dem von ihm so gehaßten Sforza brachte, dessen Tochter Alfonsens Enkel, Alfons heirathete. Doch unterließ er nicht, den Piccinino, der mit den großen Haufen abgedankter Soldaten Siena und den Kirchenstaat bedrohete, zu unterstützen, und hatte auch den Vorschlag gethan, ihn mit seinem Heere auf gemeinschaftliche Kosten aller zu unterhalten, als eine bewaffnete Macht, die den Frieden zu halten jeden zwingen sollte. Sforza aber, wie natürlich, setzte sich der Ausführung dieses Vorschlags entgegen, vertrieb ihn auch nach Kalixtus Tode aus dem Kirchenstaate, und ließ

sich dagegen aber durch die glänzendsten Verspre=chungen nicht bewegen, den Prinzen von Anjou, der von Genua aus, das jetzt in den Händen des Königs von Frankreich war, Neapel erobern wollte, zu unterstützen, ja nur neutral dabei zu bleiben, zu gut begreifend das Verhältniß Frankreichs zu Italien, und daher auch Florenz verbietend, Geldunterstützungen der französischen Parthei zu geben, indem er dem Cosmus von Medizi das gefährliche Streben Frankreichs vorstellte.

Den Papst wußte er zu großen Unterstützungen zu bringen, und so unterlag doch troß des Piccinino Talente und mancher Siege, die französische Parthei in Neapel, die auch durch Sforzas Unterstützung aus Genua vertrieben ward (1461). Karls VII. Nachfolger in Frankreich, Ludwig XI., der, wie wir sehen werden, andere Zwecke verfolgte, und zugleich für Sforza die höchste Achtung hatte, übertrug dem letztern seine Rechte auf Genua, welche dieser durch Eroberung der Stadt geltend machte. Malatesta büßte seine Anhänglichkeit an das Haus Anjou mit dem Verluste aller seiner Besitzungen, welche zum Kirchenstaate geschlagen wurden. Die ganze Braccianische Miliz aber wurde durch den Tod des Jakob Piccinino, den Ferdinand von Neapel herbeiführte, vernichtet, nach der allgemeinen Meinung, nicht ohne Sforzas heimliche Zustimmung, der nur in dem Untergange dieser

Parthei seine Herrschaft völlig gegründet sehen und der Ruhe sicher seyn konnte, in welchen er von allen andern Mächten gefürchtet und geehrt bis an seinen Tod 1467 regierte.

36.

Polen, Ungarn und Böhmen.

(1382 — 1457.)

Zur Anknüpfung an die Geschichte von Polen müssen wir wieder an Ludwig den Großen, den König von Polen uud Ungarn erinnern. Nach seinem Tode nämlich weigerten sich die Polen seinen Eidam, Sigismund, erwählten König von Ungarn, auch in Polen anzuerkennen, indem ein fremder König, wie bei Ludwigen der Fall gewesen, durch seine Abwesenheit aus dem Lande, dem letztern so nachtheilig wurde. Doch erkannten sie Ludwigs jüngste Tochter Hedwig an, die sich mit dem Großherzog von Litthauen, Jagello vermählte, der seine Staaten, Litthauen, Samogitien, Podlachien, Smolensk, Servien, Volhynien u. a. dem Reiche Polen einzuverleiben, alle abgerissenen Länder wieder zu erobern und die christliche Religion anzu-

nehmen versprach. Man genehmigte es, und 1386 machte die Taufe aus dem bisherigen heidnischen Großherzog Jagello einen christlichen König Wladislaus II. Doch blieb Litthauen noch in einer gewissen Unabhängigkeit unter Wladislaus Bruder Alexander, und nur in einer Art von Lehnsverhältniß zu Polen. Die festere Vereinignng dieser beiden Reiche sah der König von Ungarn sehr ungern, daher dieser auch um es zu verhindern, dem Großherzoge von Litthauen den königlichen Titel anbot, welches aber die polnischen Stände nicht erlaubten. Eben so ungern sahen es die Deutschherren in Preußen, die in der Hoffnung auf Erweiterungen, in mannichfaltige Kriege mit Litthauen verwickelt waren. Aber ihre Niederlage in der blutigen Schlacht bei Tannenberg (1410), die sie von Wladislaus litten, entkräftete sie für lange Zeit.

Des polnischen Königs Tapferkeit war nicht allein von dieser Seite furchtbar. Auch den Russen entriß er einige Provinzen, die Mogolen griff er mit Glück an, Ungarn ward zurückgedrängt, die Fürsten der Moldau und Wallachei erkannten Polens Oberherrschaft. Von dem Kaiser Sigismund erhielt er für eine geliehene Geldsumme die Grafschaft Zips pfandweise. Das Königreich Ungarn selbst, welches ihm die ungarischen Stände anboten, durfte er nicht annehmen, weil es die polnische Nation nicht wünschte.

Doch

Doch nahm sie sein Nachfolger an, Wladislaus III. (seit 1434), als ihm nach Albrechts Tode 1440 die ungarischen Stände die Krone dieses Reichs anboten. Albrecht hatte nämlich nur eine schwangere Gemahlin hinterlassen, die erst nach seinem Tode einen Prinzen, Ladislaus Posthumus gebar. Aber weder die Böhmen, unter denen die utraquistische Parthei die Katholiken überwog, und einen Hussiten Podlebrad zum Statthalter setzte, noch die Ungarn wollten einen minderjährigen Prinzen zum Könige haben. Die Mutter des jungen Prinzen, Elisabeth, hatte zwar in Ungarn eine Parthei, vorzüglich unter den Städten, die aber Wladislaus endlich bezwang, um so mehr, da die Königin selbst bald darauf starb. Doch blieb Kaiser Friedrich, der die königliche Krone und den jungen Prinz in seinem Gewahrsam hatte, ihm immer noch ein Gegner. Aber während Wladislaus hier sich den Besitz Ungarns erkämpfte, ward sein Reich Polen während seiner Abwesenheit innerlich durch Anarchie und Kriege zerrüttet, so daß die Tartaren die Gelegenheit benutzten, und in einige benachbarte Provinzen verheerend einfielen. Albrecht konnte Polen durch seine Gegenwart nicht beruhigen, indem die Ungarn ihn nicht fortlassen wollten, damit er die ihnen so gefährliche Feinde, die Türken, welche der letztere Statthalter von Ungarn, Hunyad,

bis jetzt immer zurückgedrängt hatte, und welche die Festung Belgrad oder einen jährlichen Zins verlangten, mit einem förmlichen allgemeinen Heereszuge angreifen möchte, an welchem auch der Papst Eugenius, der griechische Kaiser Johann Paläologus und Scanderbeg, Fürst von Epirus, Antheil nahmen. Eine italiänische Flotte sollte den Hellespont besetzt halten, damit aus Asien keine Truppen hinüber setzen könnten. Der Kardinal Julian, der zur Beilegung der inneren Kronstreitigkeiten vom Papste dahin gesandt war, brachte auch andere Kreuzfahrer zusammen. Nun boten die Türken, die in Asien in einen Krieg verwickelt waren, Frieden, den Wladislaus auf Zureden Hunyads auch annahm, und auf 10 Jahre beschwor, uud durch den die Türken alles, was sie erobert, bis auf die Bulgarei zurückgaben. Die Türken verlangten, daß der König auf die Hostie schwören solle, aber der eine Legat widersetzte sich dieser Entweihung der christlichen Religion, und der andere Legat wußte von dieser auch Gründe herzunehmen, bald nach dem Abzuge der türkischen Gesandten diesen von ihm gar nicht gebilligten Frieden zu brechen. Kraft päpstlicher Autorität entband er den König seines Eides, als bald nachher Nachrichten einliefen von den günstigen Umständen zu einem Angriffe gegen die Türken, die alle nach Asien gezogen seyen, gegen den Sultan von Karama-

nien zu kriegen. Hunyads Gegenvorstellungen wurden durch des Kardinals ermunternde Reden unterdrückt, auch wurde der erste durch die Hoffnung König von der Bulgarei zu werden, für diesen Zug gewonnen. Der König, ahndungsvoll, rückte mit senen Truppen auf den Hellespont los, aber unterweges hören sie schon, daß es den Türken, die von diesem Friedensbruche benachrichtigt, entweder durch die Sorglosigkeit oder Feilheit derer, welche hier den Uebergang verhindern sollten, gelungen sey, ein zahlloses Heer nach Europa überzusetzen. Der König zieht sich also nach Varna zurück, wo ihn die Türken erreichen. Hunyad ordnet mit Weisheit das Heer zur Schlacht, weil der König kränklich war. Der Widerstand, den die Ungarn, eben nicht an Zahl übermäßig, anfangs thaten, war das Resultat dieser weisen Anordnungen Hunyads, aber viele befolgten nicht genau seine Vorschriften, selbst der König stürzte sich mit jugendlicher Heftigkeit in die Janitscharen, und fand, von unzählbaren Wunden bedeckt, hier seinen Tod (1444). Dieser verbreitete das größte Schrecken unter dem ungarischen Heere, welches nun allgemein die Flucht nahm, obgleich auch die Türken sich schon ebenfalls zurückzogen. Nur da sie ihre Sieger zurückgewendet sahen, kehrten sie um, wagten aber über zwei Tage lang nicht das ungarische Lager zu plündern, einen Hinterhalt vermuthend. So

furchtbar hatten sich die Ungarn durch den Muth, mit welchem sie gefochten, gemacht. Auch des Königs Muth ehrte Amurath dadurch, daß er auf der Stelle, wo er gefallen, eine Denksäule errichten ließ.

Unter den Gebliebenen war auch der Anreger dieses Krieges, der Kardinal Julian; gerettet aber war der tapfere Hunyad, dessen Talente und schon erworbener Ruhm Hoffnung machten, diese Schmach zu rächen. Bald schlug auch Hunyad die Türken. Und verlor er auch nicht lange darauf in einem andern Zuge eine Schlacht, so erhielt er sich doch immer. Das letzte mal war er schon in den Händen zweier Türken gewesen, indem beide aber sich um den Besitz eines goldnen Kreuzes Hunyads streiten, ergreift dieser ihre Lanze, durchsticht den einen, und zwingt den andern zu fliehen. Diese List und Gewandheit erhielt auch dem Hunyad im Kampfe mit Feinden und Gegnern im Innern seine Würde als Statthalter, denn Ladislaus Posthumus, der nach der Schlacht von Varna zum König erklärt war, und der sich so wie die ungarische Krone in Friedrichs Gewalt fand, war noch minderjährig. Da hernach durch einen Krieg, den Ungarn und Oestreich führte, Friedrich gezwungen worden war, den jungen Prinzen dem Grafen Cilley, welcher Statthalter von Oestreich war, (denn auch dieses Land gehörte Ladislaus,) auszuliefern, so suchte dieser den jungen König miß-

trauisch gegen Hunyad zu machen. Aber die Noth vor den Türken und die bewährte Tapferkeit und Kriegeskunst dieses Helden zwang doch, sich ihm zu vertrauen. Man gab ihm auch deshalb die schon entzogenen, an der türkischen Gränze liegenden Städte wieder, und machte ihn zum Haupte eines neuen Heerzuges, welcher gegen die Türken unternommen werden sollte, die um so gefährlicher erschienen, seitdem die letzte Vormauer Konstantinopel gefallen war. Johann von Hunyad warb auf eigene Kosten ein Heer von 10,000 Mann. Die christliche Welt ward durch den Mund der Päpste, des gelehrten Nicolaus V. und des kühnen Callixtus III. auch aufgefordert, daran Theil zu nehmen. Ein Minorit, Johann von Capistrano, warb mit seiner Beredsamkeit Truppen, und unterstützte damit Hunyad, der mit diesen Heere Belgrad zu entsetzen suchte, welches von den Türken belagert ward, und nach dessen Eroberung ganz Ungarn bedrohet schien. Der König mit seinem Grafen Cilley hatte das Reich verlassen und sich nach Wien begeben. Es war nur Hunyads Klugheit und Capistranos religiöse Begeisterung, womit er die Kreuzfahrer zu beleben wußte, wodurch das fast schon von den Türken eingenommene Belgrad noch befreiet, und jene entscheidend aufs Haupt geschlagen wurden. Doch starben beide

Helden, Hunyad und Capistrano, aber nicht in der Schlacht, sondern an der Pest (1456).

Aber der Tod dieses großen Mannes war der Ursprung mehrerer neuer Bewegungen. Hunyad hinterließ zwei Söhne, Ladislaus und Matthias, beide Jünglinge von kühnem und weitstrebenden Geist, an Kraft zwar nicht, aber an Ausbildung dieser Kraft ihren Vater übertreffend. Diese Talente schienen dem Grafen Cilley um so gefährlicher, jemehr er selbst nach der ungarischen Statthalterwürde strebend, dieses Hunyadische Haus unterdrücken zu müssen schien, dessen Haß gegen ihn, als den Verfolger desselben, in diesen beiden nur wirksamer seyn mußte. Ladislaus aber kam ihm zuvor, und in Belgrad, bei einem Wortwechsel, wo Cilley den Säbel gezogen hatte gegen ihn, ward dieser ermordet. Der König verbarg seinen Schmerz, weil die Hunyads durch die Schlösser, welche sie an der türkischen Gränze besaßen, gefährlich werden konnten, wenn sie sich mit den Türken verbänden, im Fall man sie bedrohete. Durch List und verstellte Freundschaft bemächtigte sich daher der König ihrer, ließ darauf den Ladislaus Hunyad hinrichten, und nahm seinen Bruder Matthias gefangen. Nun entbrannte erst recht der bürgerliche Krieg durch die Anhänger des Hunyadischen Hauses, die aber durch ihre Zahl und Macht dem Könige weit überlegen waren. Es war daher auch nicht zu verwundern,

daß nach Ladislaus plötzlich erfolgtem Tode 1457 zu Prag, Matthias Hunyad oder Corvinus zum Nachfolger seines Feindes und zum Könige von Ungarn erwählt ward. Er befand sich eben zu Prag, wohin ihn der König Ladislaus hatte bringen lassen, und wurde von Georg Podiebrad, der bald darauf ebenfalls zum König von Böhmen erwählt ward, seiner Haft entlassen.

In Polen herrschte seit 1444 Kasimir, Bruder des in der Schlacht bei Varna gebliebenen Wladislaus, und bis dahin Großherzog von Litthauen. Seine Erhebung auf dem Throne erfolgte weniger nach dem Rechte der Erbfolge, sondern mehr durch eine Wahl der Stände, das heißt des Adels, (der schon anfing, durch Repräsentanten oder Landboten zu erscheinen) und der hohen geistlichen und weltlichen Reichsbeamten, also der Bischöfe, Woiwoden, Starosten und Kastellane. Dieses Wahlrecht bildete sich allmälig immer weiter aus. Die bedeutendste Begebenheit seiner Regierung ist unstreitig die Besiegung des deutschen Ordens, ihm erleichtert, weil auch die Einwohner Preußens gegen die militärische Aristokratie und Härte dieser Ritter die Waffen ergriffen, ihnen den Gehorsam aufkündigten, und in die Gemeinschaft der polnischen Republik aufgenommen zu werden baten (1454). Zwar kämpfte der Orden lange und muthig für seine

Selbstständigkeit, aber in dem Frieden zu Thorn (1464) mußten sie diese doch aufgeben. Der Großmeister versprach jedesmal sechs Wochen nach seiner Wahl der Krone Polen den Eid der Treue zu leisten, und das Gebiet von Culm, nebst den Städten Elbing und Marienburg, so wie noch andere Gebiete wurden an Polen abgetreten.

Rußland verharrte durch diesen ganzen Zeitraum hindurch in seiner alten Abhängigkeit von den tartarischen Chanen. Die Uneinigkeiten zwischen der Menge von kleinen Fürsten des russischen Reichs und Streitigkeiten über die Erbfolge erleichterten den Chanen die Oberherrschaft, indem die Streitenden selbst ihre Klagen vor ihren Richterstuhl brachten, oder tartarische Heere in das Land zogen, um durch sie ihren Zwist zu entscheiden. Doch in dem Maaße, wie die Großfürsten an Macht zunahmen, vorzüglich seit die Wlademirschen Großfürsten erloschen, 1326, und Moskau auch an Besitz erweitert, nun diese Würde erhielt, stieg die Möglichkeit zu einer Selbstständigkeit zu gelangen. Denn schon Dimitri erfocht einen großen Sieg über die Tartaren am Don, wovon er auch den Namen Donski erhielt, und die Zerspaltungen und Schwächungen des Chanats zu Kaptschak, machten einen solchen Sieg möglich. Indessen die große Erschütterung, welche Timur über Asien brachte, wurden doch auch in Rußland gefühlt. Von der an-

dern Seite rissen Polen und Litthauen Rothreussen, Kiew und Volhynien ab. Auch der durch Handel mächtige Freistaat Nowgorod, der ein Hauptpunkt der deutschen Städte für den russischen Handel war, machte durch seinen Freiheitssinn dem Großfürsten noch viel zu schaffen. Aber alles war doch nun schon vorgearbeitet für die neue Schöpfung, welche Iwan I. Wasiljewitsch, Großfürst von Moskau machte, indem er der Wiederhersteller des russischen Reichs wurde. Doch gehört seine Regierung, welche mit dem Jahre 1464 anfing, dem folgenden Zeitraum an.

37.

Schweden, Dännemark und Norwegen.

(1319 — 1480.)

Unsere Wanderschaft durch die Reiche Europas endiget sich endlich im Norden, in welchem wir die Elemente des Mittelalters wiederum in Thätigkeit finden, innerer Kampf und Oscillation der königlichen Gewalt mit den Ständen, und großer Einfluß der Geistlichkeit und der Hierarchie, für welche jährlich große und bedeutende Summen unter dem Namen des St. Peters-

schosses nach Rom gingen. Aehnliche Entziehungen brachte auch das dritte Element hervor, nämlich der von der Hansee, oder den deutschen Städten getriebene Handel, dessen Wichtigkeit und Macht eben so auf der Unwissenheit des Nordens beruhete, als die Wirkung der Hierarchie. Diese letztere bestand nur beim Mangel des selbstständigen freien Denken, der erste, der Handel war begründet in dem Mangel aller Industrie und Gewerbsamkeit, der den für die Hansestädte vortheilhaften Tausch der rohen Produkte des Nordens mit den von ihnen verarbeiteten Objekten zu Stande brachte. Nicht ganz undienlich für ihren Zweck waren die ewigen Gährungen zwischen den drei Staaten Norwegen, Dännemark und Schweden, da die Hansee durch ihre Uebermacht zur See immer die mächtigere blieb, wie man aus den Freiheiten sieht, die unter allem Wechsel der Begebenheiten ihnen gelassen oder gegeben wurden. Der kluge und thätige Waldemar mußte ihnen 1367 die freie Fischerei an den schonischen Küsten gestatten, und eine eigene Gerichtsbarkeit über ihre Diener in Dännemark, 1361 mußte ihnen Albrecht in Schweden erlauben, von allen neuen Zöllen frei zu seyn, ihnen vor aller Seeräuberei Schutz, und freie Grabstellen für ihre Todten geben, ohne Oeffnung der Paken bloß ihren Zoll bezahlen und sie durch den Nystrom frei handeln lassen nach Ruß-

land hin. Widersetzten sich auch einige, wie Magnus in Norwegen 1321 verordnete, daß alle Fremde, die im Reiche ihre Niederlage hielten, gleiche bürgerliche Lasten mit den Einheimischen tragen, nie was sie erst aufgekauft, im Lande wieder verkaufen sollten, so wußten die Hanseestädte solche Verordnungen bald unkräftig zu machen. Ganz vortheilhaft wäre darum unter diesen Umständen gewiß nicht der kühne Gedanke Margarethens gewesen, die drei Staaten zu einem furchtbaren Ganzen zu machen, wenn es nämlich gelungen wäre. Warum er aber nicht ausgeführt wurde, und wie dieser ganze Gedanke von Dännemark ausging, werden wir in der folgenden Geschichte leicht sehen.

In diesem letzteren Reiche war auf Christof II., der zuerst eine Kapitulation hatte unterschreiben müssen, und durch Versprechungen, wie die, daß er alle Geistlichen von Schatzungen und Heeresfolge befreien, ohne der Prälaten Willen keinen Krieg anfangen, die Bürger mit keinen Zöllen, die Bauren mit keinen Schatzungen belegen wolle, die königliche Gewalt auf das äußerste beschränkt gesehen, und den Versuch, diese enge Gränzen zu durchbrechen, mit dem Verlust seines Reichs bezahlt hatte, war ein Mann wie Waldemar III. (1340 — 1375) gefolgt, der mit kräftiger Hand und mit weiser Besonnenheit die Regierung führte. Fast mußte er den Staat

erst wieder bilden, denn unter seinem Vater war Schonen an Schweden gefallen, und Dännemark war unter sechs regierende Herren getheilt. Er und sein Bruder Otto besaßen kaum so viel Eigenthum, als zu ihrem Unterhalte hinreichte, und der letztere war noch dazu in die Hände seiner Feinde, der Fürsten von Hollstein gefallen, welche durch Einführung der deutschen Sprache ganz Dännemark germanisiren und dadurch jenes Land fester an sich knüpfen und sicherer behaupten wollten. Waldemar hatte sich bis dahin an Ludwigs, des deutschen Kaisers Hofe, aufgehalten, und von da südliche Bildung gewonnen. Er erhielt auch von diesem Kaiser, der indessen bei dieser Gelegenheit zugleich Pommern von der seit Erich V. 1310 bestehenden dänischen Lehnshoheit, an das deutsche Reich zurück brachte, und seinem Sohne die Anwartschaft gab, manche Unterstützung, womit er sein Recht geltend machte, und als König bald anerkannt ward. Sein Sprichwort: Morgen ist wieder ein Tag, das ihm den Namen Attertag zugezogen hat, kann nur seine Besonnenheit und Mäßigung aussprechen, da er eigentlich in einer ununterbrochenen Thätigkeit geschäftig war, um sein Reich herzustellen und zu regieren. Er ließ es sich angelegen seyn, die verpfändeten oder vertheilten Güter auf alle mögliche Weise wieder an die Krone zu bringen, und benutzte dazu die inneren Befehdungen, welche

unter der vorigen Regierung so überhand genommen hatten, verkaufte auch, um das dazu nöthige Geld zu erhalten, Ehstland an die deutschen Ordensritter. Er brauchte das Geld um so mehr, da er beständig ein eignes Heer von deutschen Truppen besoldete. Er führte bald den Gebrauch des neu erfundenen Schießpulvers ein, ließ feste Schlösser, sichre und neue Wege anlegen, durchreisete das Land beständig selbst, und strafte jeden Nachläßigen in seinem Amt und seiner Pflicht mit Strenge. Aber in dem Maaße, wie die aus dem Feudalsystem sich herschreibende Idee, daß der König nur der größeste und mächtigste Besitzer und allenfalls der Anführer des Heeres sey, herrschte, und je weniger er als der Chef eines nach Vernunftideen einzurichtenden Staats, und als das sichtbare Gesetz seiner Einheit angesehen ward, desto weniger konnten solche Eigenschaften, als Waldemar zeigte, gefallen, und der Kampf zwischen den (wie es schien persönlichen) Zwecken des Königs und denen der Stände, mußte nothwendig dadurch aufgeregt werden, woraus auch mehrmals aufrührerische Bewegungen entstanden. Dieses innere Mißvergnügen benutzten die dadurch beunruhigten Nachbarn, die hollsteinschen Grafen, und die Hanseestädte nährten es. Mit beiden kam es zu förmlichen Kriegen, mit den letztern vorzüglich, als Waldemar die Insel Gothland wegnahm, und die

reiche Handelsstadt Wisby *) plünderte. Sieben und siebenzig süd- und ostseeische Städte schickten ihm ihre Fehdebriefe, und Waldemar beruhigte sie nur durch Gestattung und Bestätigung ihrer oben genannten Handelsrechte in seinen Staaten (1364).

Diese Händel wurden verwickelter durch die Theilnahme Schwedens. Weil nämlich in diesem Reiche um diese Zeit große Unruhen waren, so suchte Waldemar diese zu benutzen, um Schonen, Halland und Bleckingen wieder an das Reich zu bringen, mit vieler ihm von dem einfachen Norden zur Last gelegten List. Bei seiner Thronbesteigung nämlich hatte Waldemar gegen Kopenhagen und einige Distrikte in Seeland, jene genannten Provinzen, die schon in Schwedens Händen waren, überlassen an den König Magnus, der seit Birgers Verjagung 1318 in Schweden und seit 1319 auch in Norwegen herrschte. Er erregte aber bald die Unzufriedenheit der Ritter und der Geistlichen, besonders der letztern, als er zu einem Zuge gegen Rußland den St. Petersschoß angriff, um seine deutschen Sold-

*) Wisby war ein Haupthandlungsplatz. Mannigfaltige Ausländer, Deutsche, Spanier, Franzosen, Engländer, Russen u. s. w., von denen jede Nation ihre eigene Straße bewohnte, hielten sich darin auf. Ihr Seerecht war vorzüglich berühmt.

truppen vornämlich zu bezahlen, deren Gegenwart zugleich auch die Schweden beleidigte. Der unglückliche Ausgang dieses Krieges, der Schweden um die Herrschaft über die Newa und dem Ladogasee brachte, ward nun ganz und gar der Ruchlosigkeit des Königs Schuld gegeben. Die Geistlichkeit that ihn in den Bann, und zwang ihn, seine Söhne Erich und Magnus zu Mitregenten, den einen in Norwegen, den andern in Dännemark anzunehmen, zum großen Mißvergnügen des Königs und der Königin Blanka, einer französischen Prinzessin, der man Schuld gab, daß sie den König beherrsche und die neuen Künste der Intrigue in Schweden eingeführt habe. Bei diesen Umständen suchte nnn Waldemar anzuknüpfen, indem er bald den König von Schweden, bald seinen Sohn Erich, der gegen die Königin und ihre Lieblinge aufgebracht war, unterstützte, indem er während der Zeit zugleich seine mißvergnügten Stände beruhigte und durch Kraft (1361 flg.) bezwang. Da nun endlich die inneren Unruhen Schwedens zu einem solchen Grade stiegen, daß die Königin ihren eignen Sohn Erich vergiftete, der die von Dännemark in Anspruch genommenen Provinzen am meisten festhielt, so konnte Waldemar nun mit leichter Mühe diese Länder in Besitz nehmen, und der König Albrecht, vorheriger Herzog von Mecklenburg, der von den Schweden an die Stelle des

Königs Magnus und Hakons ausgerufen ward, und der auch den abgesetzten Magnus im Treffen überwand (1365), sollte Waldemarn im Jahre 1367 diese Eroberung und die Vereinigung mit Dännemark bestätigen. Aber Albrecht, in Vereinigung mit den hollsteinischen Grafen, dem südjütischen Adel, und den noch nicht zufrieden gestellten hanseatischen Städten, welche gemeinschaftlich ganz Dännemark unter sich theilen wollten, fiel Waldemarn an. Dieser verließ sein Land, um in Brandenburg, und überhaupt in Deutschland Truppen zu werben, und das Bündniß durch listige Unterhandlungen zu trennen suchen, zugleich aber auch, um nicht in Gefahr zu kommen, gefangen genommen zu werden. Den größten Vortheil am Ende erhielt die Hansee, der Schonen, welches Albrecht von Schweden in Besitz genommen hatte, abgetreten wurde, auf 15 Jahr mit allen Einkünften, zur Ersetzung alles Schadens, den sie in Wisby gelitten hatten. Die Hanseestädte forderten daher auch sogar eine Stimme bei der Wahl eines neuen Königs, nach Waldemars Tode 1372, wo, aber ohne ihr Zuthun, Olaf, König von Norwegen, sein Enkel, gewählt ward, unter der Vormundschaft seiner Mutter, der großen Margarethe, die auch sogleich durch ihre Gewandheit den Frieden mit den übrigen feindlichen Mächten wieder herstellte, und nach ihres Sohnes frühem Tode, 1387

zur

zur Königin gewählt ward. Sie ließ sich bald darauf den jungen Prinzen Erich von Pommern zum künftigen Nachfolger bestimmen, um theils dadurch immer, indem sie wirklich regierte, dem männlichen Norden nur eine Vormünderin zu scheinen, theils auch, um Pommern an die Masse zu knüpfen, welche sie zu Stande brachte, als alle Aussicht vorhanden war, auch Schweden sich zu unterwerfen, wo die höchste Unzufriedenheit über die Begünstigung der Deutschen durch den Könige Albrecht herrschte. Sie hatte schon von einigen schwedischen Herren wichtige Festungen eingeräumt erhalten, und war von diesen als Königin bereits anerkannt, als Albrecht ihr mit Truppen entgegen rückte, den sie aber schlug und zum Gefangnen machte. Auf dem Wetzstein, den ihr Albrecht vorher zum Spott geschickt, hatte sie nicht ihre Nadeln, wie er ihr sagen lassen, gespitzt, sondern ihre Zunge, um ihn mit Spottreden zu empfangen.

Die Herzoge von Mecklenburg und die Hanseestädte nahmen sich seiner zwar an, auch war Stockholn noch in dem Besitz der deutschen Soldaten und Bürger, welche von den Vitalienbrüdern, aus denen hernach eine furchtbare Gesellschaft von Seeräubern entstand, mit Lebensmitteln versehen wurden, aber alles blieb so ohne Erfolg, daß ehe noch Albrecht förmlich Verzicht gethan hatto, welches erst 1405 entstand,

Margarethe schon 1397 zu Kalmar die berühmte Union aller drei Reiche zu Stande bringen konnte. Sie suchte dieses Werk durch Bildung der Verhältnisse mit und unter den Nachbarn zu befestigen, gab ihrem Pflegsohn Erich, der geringe Fähigkeiten entwickelte, in des englischen Königs Tochter Philippine, eine weise und verständige Rathgeberin, und begünstigte zugleich in Schweden, wo vorzüglich die alten Unruhen sich regten, die Geistlichkeit, zumal die niedere, um ein Gegengewicht gegen den Adel zu haben, den sie überdem auf alle Weise durch Vorschüsse, Anlehne und Kaufung ihrer Güter zu schwächen suchte. Mitten unter diesen Bemühungen starb sie 1412 zu Flensburg, und ließ ihrem Sohn die schwere Aufgabe, ihre neue Schöpfung zu erhalten. Worin diese Schwierigkeit lag, zeigte sich unter andern gleich in der Forderung der Schweden, von keinen Ausländern, das heißt Dänen, regiert zu seyn, und in der Verwerfung von Erichs Antwort, daß ja seit der calmarischen Union es keine Ausländer mehr gebe. Dieses Beharren an der Nationalität auf diese Weise, die nur eine erweiterte Persönlichkeit war, machte das Zusammenwachsen unmöglich, und da überdem noch keine Weltkämpfe begannen, war das Bedürfniß zur Consolidirung einer solchen Macht weniger vorhanden.

Ein Krieg, der noch mit dem schleßwigischen

Grafen vorhanden war, den Erich dadurch, daß er die Sache vor den Richter aller christlichen Könige, den Kaiser Sigismund brachte, nicht enden konnte, weil jene das kaiserliche Ansehn und Urtheil verwarfen, der durch die Theilnahme der Hanseestädte, die Hollstein und Schleßwig als eine Mittelmacht gern erhalten sahen, verwickelter wurde, indem sie mit 243 Schiffen ihn angriffen, und der ihm endlich viele Summen kostete, war eine Veranlassung mit zu dem Aufruhr, der über die vielen Bedrückungen und Beschatzungen in Schweden unter Engelbrechts Leitung ausbrach, der an der Spitze seines Heeres die Reichsräthe zwang, ihn zum Reichsverweser zu machen 1435. Zwar ward nachher noch einmal die Union erneuert, als in Schweden selbst Partheiungen entstanden und die Geistlichkeit auf Erichs Seite blieb, und zu größerer Sicherheit dem Baseler Concilium zur Bestätigung übergeben, denn bei dem ungewissen Kampfe der Gewalt suchte man nach einem festen Punkt in der geistigen Welt. Aber Erich, entweder zu schwach, oder zu ruheliebend, verläßt nicht lange darauf sein Reich mit allen seinen Schätzen und seiner Geliebten, um auf der Insel Gothland beider zu genießen. Weil dadurch nun aber vollends alles, Bauren, Bürger, Geistliche und Adel in Gährung gerieth, rief man den Pfalzgrafen Christof an Erichs Stelle zum König aus. Dieser

letztere aber auf seiner Insel, nahm die Vitalienbrüder in seinen Sold, unterstützte die Mißvergnügten in Dännemark, benutzte die Eifersucht und Feindschaft zwischen den holländischen und ostfriesischen Hanseestädten, ward, als nach Christofs Tode 1448 die Schweden **Karl Knudson**, und die Dänen **Christian, Grafen von Oldenburg** zu Königen machten, von dem letztern unterstützt und von dem erstern belagert, und konnte endlich noch vor seinem erst 1459 erfolgten Tode sehen, daß in der Verfassung der Staaten gegen einander Hindernisse lagen, welche durch keine persönlichen Talente überwältigt werden konnten. Denn **Karl Knudson Bonde** erregte bald den Neid des Adels wieder, der ihn doch erst als den Würdigsten erwählte, und ihn nun vertrieb. Christian aber, der ein weiser Gesetzgeber, ein besonnener und gebildeter Regent war, und nun auch von den Schweden angenommen ward, verlor sehr bald dies neue Reich wieder, als er durch die Gefangennehmung des ungehorsamen Erzbischofs von Upsala, die Geistlichkeit, die ihn begünstigt, beleidigt hatte. Gewaltsame Versuche, zu Schwedens Besitz zu kommen, wurden durch Karl Knudson, und nach dessen 1470 erfolgtem Tode, durch **Sten Sture**, der zum **Reichsvorsteher** gemacht ward, vereitelt. Christian mußte sich auf Dännemark und Norwegen beschränken, welche Staaten er theils er-

weiterte durch den Besitz von Ehstland, theils aber durch seine Sorgfalt zu verbessern und zu vervollkommnen suchte. Vorzüglich war die Verbesserung des Handels sein Augenmerk, er vereinigte sich daher schon früher mit dem französischen König Karl VII. und dessen Allirten Schottland, an welches Land bei dieser Gelegenheit die Orkneyschen Inseln kamen, gegen England, das nach Norwegen und Island einen verbotenen Schleichhandel trieb, und gegen die Hanseestädte, die aber damals noch immer große Vorrechte hatten. Auf der Reise nach Rom, die er machte, um einer Reise nach Jerusalem überhoben zu seyn, dergleichen Waldemar und Erich mitten unter den Stürmen ihrer Reiche gemacht hatten, dem Zuge nach Süden folgend, besuchte er selbst Bologna, um sich von der Beschaffenheit der hohen Schule daselbst und ihrer Einrichtung einen genauen Begriff zu machen, und erhielt auch vom Papste, als dem Herrscher in der geistigen Welt, die Erlaubniß, eine hohe Schule zn Koppenhagen anzulegen, welches im Jahre 1479 geschah. Unter den Bemühungen, die freiheitsliebenden Ditmarsen zur Anerkennung seiner Hoheit, als Besitzer von Hollstein und Schleßwig zu bringen, starb Christian 1480.

38.

Deutsche Erfindungen.

Erfindungen, welche nur dazu gedient haben, die Bequemlichkeit des Lebens, oder die Verschönerung des äußern menschlichen Daseyns hervorzurufen, gehören niemals in den Zusammenhang der Weltgeschichte, wohl aber diejenigen, welche bedeutenden Einfluß auf die Form und Erscheinung der gesellschaftlichen Verhältnisse gehabt haben. Zwei Erfindungen gehören unstreitig dahin, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. Die Kenntniß des erstern wird einem Mönche zugeschrieben, Bertold Schwarz, der zu Freiburg in Breisgau, als er chemische Versuche machte, die Kraft und Folgen einer solchen Mischung, als die, woraus das Pulver ist, erkannte. Andere schieben aber die Kenntniß bis zu dem oben genannten Roger Bako zurück, der ums Jahr 1280 lebte, auch kennt man einen frühern Gebrauch desselben bei Bergwerken. Aber wie dem auch seyn möge, so zeigt es eben, daß der kriegerische Gebrauch, worauf es hier eigentlich ankommt, nur da erst gemacht wurde, als die allmälig entstehende Veränderung in den bürgerlichen Verhältnissen zu dieser Erfindung hindrängte. Dies

war aber um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. In jener oben erzählten Belagerung von Aljeziras in Spanien, bei der Belagerung des Schlosses Rodenburg in den Niederlanden, wird seiner erwähnt, welches zugleich zum Beweise dient, wie zuerst nur Mechanismus gegen Mechanismus gesetzt ward. Auch in der Schlacht bei Crecy ward es gebraucht, aber wir haben daselbst S. 290 die Worte Villanis angeführt, welche den beschränkteren Gebrauch, den man davon machte, angeben. Je mehr diese Erfindung nun aber in dem Kampfe der Streitenden selbst angewendet wurde, destomehr mußte diese unritterliche Waffe auch das Ritterthum zerstören, und nothwendig alle die Ideen, an welche angeknüpft es in das ganze Europa angegriffen hatte, mit vernichten. In dem Maße, wie im Kriege die Einzelnheit verschwand, jeder ein dienendes Glied in einem Ganzen und Mittel für die Einheit ward, ging auch eigentlich unter der Begriff der ritterlichen Ehre, die als militairische Ehre in beschränkter und lähmender Form als Zerrbild sich noch lange erhalten hat. Indem der Krieg eine Kunst wurde, statt der Tapferkeit die Strategie entstand, ein Geist eine große Masse streitender Kräfte vereinigte zu einem Ganzen, und wie eine Seele den ganzen Körper belebte, war auch in den Staaten, für die der Krieg nur ewig das

Mittel ist, die ähnliche Form entstanden. Denn auch in diesen fing an die königliche Macht, d. h. die Einheit des Gesetzes über die Einzelnheit der Persönlichkeit zu siegen. Dies wurde möglich gemacht durch die stehenden Heere, welche, indem sie mit der höchsten Einheit auch die größte Kraft verknüpften, jene also sich freier und unabhängiger entwickeln ließen. Zu der Entstehung derselben aber trug nun viel bei diese neue Erfindung des Schießpulvers, welche der Militairmacht der Staaten eine ganz andere Gestalt gab durch Zerstörung des ritterlichen Wesens. Erforderten überdem die künstlerichen Bewegungen eine größere vorhergehende Uebung und einen größern Mechanismus im Zusammenwirken, so machte auch das Verhältniß der Staaten selbst, die in Kampf mit einander traten, solche Heere nothwendig. Denn wie ehemals durch die ritterliche Sitte, so sollte nun durch die Politik die Welt verknüpft werden.

Während das Feudalsystem auf diese Weise untergraben ward, bildete sich auch allmählig die geistige Welt zu einer neuen Gestalt, und fand ebenfalls in der Buchdruckerkunst, dieser zweiten wichtigen Erfindung, ein neues Organ. Diese Kunst wurde in dem Lande erfunden, in welchem der Kampf gegen die Hierarchie am lebhaftesten geführt worden war, in Deutschland von Johann Guttenberg,

genannt Gänsefleisch, aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Sorgenloch. Mainz war sein Geburtsort, doch hielt er sich etwa von 1430 bis 1445 in Straßburg auf. Hier arbeitete er insgeheim an seiner Druckerei, und zog nur einige wenige begüterte Bürger, die ihn unterstützen mußten, mit in sein Interesse. Indessen ging die Unternehmung doch nur langsam von Statten, und ein ganzes Buch konnte er in Straßburg noch nicht zu Stande bringen. Statt der Druckerschwärze gebrauchte er nur Lampenruß, und die Materie seiner Lettern änderte er mehrmals, ohne eine finden zu können, die seinen Wünschen ganz entsprach. Des Vermögens auch ermangelnd, begab er sich nach Mainz, wo ein reicher Goldschmidt, Johann Faust, mit ihm in Unterhandlung trat. Jetzt ward die Sache ins Große getrieben und nahm einen erwünschten Fortgang. Doch zerfielen beide sehr bald wegen der Auslagen, und Faust, der für seine vielen Geldvorschüsse die Lettern und übrigen Geräthschaften behielt, ging nun eine neue Verbindung ein mit einem gewissen Peter Schöffer, der ein fähiger Kopf, und bisher in Paris Bücherabschreiber gewesen war. Dieser vervollkommnete den Mechanismus der Kunst sehr bedeutend, so daß nun ganze Werke aus ihrer Druckerei hervorgingen, an deren Ende beide, Faust und Schöffer, ihren erstaunten Zeitgenossen nicht

zu versichern ermangelten, daß diese Bücher von ihnen, ohne Federzug, durch eine ganz neue künstliche Erfindung zu drucken und zu zeichnen, zu Stande gebracht seyen. Die ganze Kunst ward wie ein großes Geheimniß behandelt, und war es natürlich, daß jener bekannte Mythus vom Doktor Faust entstand, so liegt in dieser tiefsinnigen Fabel zugleich die Ahndung der geistigen Welt, welche an diese Erfindung sich anknüpfen sollte. Schon löste sich ab der positive Grund, auf welchen die Hierarchie aufgebaut war, eine freiere geistigere Welt wollte hervortreten, die wie ein unsichtbarer Geist als eine öffentliche Meinung einkehrend in die Brust eines Jeden, über den sich gestattenden Verhältnissen schweben sollte. Sie ergriff natürlich diese neue Kunst, die, eine Gemeinschaft, größer als diejenige war, welche die Hierarchie zu Stande gebracht hatte, stiftete. Sie gab, indem sie es möglich machte, daß durch sie ein förmlicher Handel entstehen konnte, den Arbeitern in diesem neuen Reiche nicht minder eine Unabhängigkeit von den weltlichen Verhältnissen, wie dort durch das Cölibat erreicht werden sollte, aber freilich konnte sie eben so wenig verhindern, daß, wie dort durch Simonie die Unberufenen sich eindrängten, nicht auch zu dem Reiche der Wahrheit die Sophistik einen verbotenen Weg bahnte.

Register.

Abenhut, maurischer König, 105.
Acciajuoli, Nicolaus, 488.
Accon, oder Acre erobert, 129.
Adel in Deutschland, 501; durch Diplome, 138.
Admiral, Ursprung dieses Titels, 182.
Aichspalter, Peter, Kurfürst, 266.
Albernoz, Kardinal, 446.
Albigenser, 43.
Albrecht I. Kaiser, 252.
Albrecht II. Kaiser, 547, 553.
Albrecht II. letzter Wittenb. Kurfürst, 544.
Albrecht der Große, Scholastiker, 101.
Albrecht von Schweden, 639.
Alexander Newski, 208.
— V., 529.
Alfons I. von Portugal, 156.
Alfons II. von Neapel, 605.
Alfons VIII. von Kastilien, 157.
Alfons V., 595, 599, 601.
Alfons X. Weise, 158.
Alfons XI., 583.
Algeri, Seeschlacht bei, 595.
Alvarez de Luna, 595.
Amurath, 628.
Ancyra, Schlacht bei, 562.
Andreas, König, ermordet, 486.
Andronikus II., 589.
Anjou, Karl von, 77.
— Ludwig, 575.

Appenzeller werden schweizerisch, 500.
Aquino, Thomas von, 101.
Aristoteles, 98.
Armagnaken, 344, 556.
Arpadischer Königsstamm, 500.
Artevell, Jacob, 286.
Artevelle, Philipp, 338.
Aschaffenburger Konkordaten, 549.
Ascoli, 130.
Athen, Herzog von, 410.
— Herzogthum von, zerstört, 565.
Attertag, 636.
Azincourt, Schlacht bei, 382.

Baden, Friedrich von, 78.
Bajazeth, 560.
Bako, Roger, 646.
Balliol, Eduard, 333.
Bannfluch, feierlicher, 62.
Banoks Brown, Schlacht bei, 329.
Baseler Concilium geendet, 548.
Bastille erbaut, 306.
Batu, 208.
Baurenaufstand in England, 374.
Beatrice Portinari, 462.
Bedford, Regent in Frankreich, 347.
Bellinzoner Krieg, 552.
Bembro, Wilhelm, 313.
Benedict XII., 394.
— XIII., 506, 535, 594.
Benjamin von Tudela, 130.
Berengarius von Tours, 100.
Bern wird schweizerisch, 417.
Bertrand du Guesclin, 302. † 306.
Blanca von Kastilien, 109.
— französische Prinzessin, 639.
Blut Christi in London, 107.
Boccacio, 482.
Böhmen unter Karl IV., 439.
Bombarden gebraucht, 290.
Bonde, Karl Knudson, 644.
Bonifacius VIII. gemißhandelt, 154; verschenkt Frankreich, 153.
Bonifacius IX., 515.
Baucicoud, 575.
Braccio, 586, 609.
Brandenburg kommt an Karl IV., 437; an Friedrich, 544.

Bretagne, Krieg um, 287.
Bretigny, Friede zu, 300.
Bruce, David, 334.
Buchdruckerkunst erfunden, 648.
Brügge, Franzosen daselbst, 246.
Brun, Rudolf, 414.
Bulle, goldene, 435.
Bund, marbachischer, 518.
Burgundische Haus gestiftet, 540.

Calais erobert, 291.
Calixtus III., 597, 629.
Calojohannes, 577.
Can der Große, 272; † 404.
Capistrano, 629.
Captal von Buch, Feldherr, 315.
Carl von Durazzo, 283.
Caroccio, 47.
Carrara, das Haus, geht unter, 525.
Castruccio, 278; † 403.
Cato von Utica, 412.
Chiozza, belagert, 578.
Christian, König von Dännemark, 644; † 645.
Christof II., 635.
Cilley, 628.
Clemens IV., 77.
— V., 238.
— VI., 238, 276.
Cola, (Nicolaus), di Rienzi, 450; † 460.
Conradin, 78; enthauptet, 80.
Constantin IX., 565.
Cortryk, Schlacht bei, 264.
Corvinus, 631.
Crecy, Schlacht bei, 289.
Cressinghan, 194.
Cummin, 194.
Curte nuova, 48.

Damiette erobert, 113.
Dantes Leben, 460; Komödie, 465.
Dauphiné kommt an Frankreich, 292.
Deutschland mit Frankreich verglichen, 251.
Deutsche Sprache in öffentlichen Staatsschriften gebraucht, 44.
Dimitri, 632.
Döffingen, Schlacht bei, 504.
Drei große Volksverführer, 53.
Dschingischan, 6.

Dünois, Bastard von Orleans, 349.
Dunbar, Schlacht bei, 191.
Duns Scotus, 102.
Durazzo, Karl von, hingerichtet, 487.
Durazzo, Karl von Podesta, in Florenz, 283.

Eberhard von Wirtenberg, 221.
Eduard I., 182, 197.
Eduards II. schrecklicher Tod, 331.
Eduard III., König, 332; zum Kaiser erwählt, 423.
Eltvil, Vergleich zu, 426.
Engelbrecht, 643.
England zahlt Tribut an den Papst, 193.
Englische Sprache in Staatsschriften gebraucht, 336.
Enzio, 49; gefangen, 71.
Erfindungen, deutsche, 646.
Erich V., 656.
Erlach, Rudolf von, 417.
Eselsfest, 134.
Eugenius IV., 541, 564, 600.
Evesham, Schlacht bei, 180.
Ezzelin, 45, 71.

Faggiuola, Uguccione de, 277.
Falkirk, Schlacht bei, 193.
Faust, Johann, 649.
Felix V., 548, 611.
Ferrara, Concilium zu, 564.
Ferdinand I. von Neapel, 606.
Ferdinand III., 157.
Ferdinand, König in Aragonien, 593.
Feudalverfassung, 235.
Flanderer geschlagen, 285.
Fleischer in Paris, 343.
Florenz, 270, 404, 428, 525.
Frankreichs Absichten auf Deutschland, 245, 556.
Frauenbrunn, Schlacht bei, 496.
Freischützen, 370.
Friedrich II., 23; der falsche, 220.
Friedrich der Schöne, 389.
Friedrich der Streitbare von Oestreich, 45.
Friedrich der Streitbare von Sachsen, 544.
Friedrich von Oestreich in die Acht erklärt, 533.
Friedrich mit der gebissenen Wange, 230.
Friedrich von Sicilien, 271, 275.

Friedrich, Burggraf von Nürnberg, 544.

Gara, Nicolaus von, 493, 520.
Gaveston, 328.
Gedinin, Großherzog, 209.
Gelheim, Schlacht bei, 231.
Gemeinen, Haus der, in England, 188.
Geißelbrüder, 105.
Geißler, 428.
Geistlichkeit, ihr Reichthum in England, 580.
Gerhard von Eppenstein, 226.
Genua kommt an Mailand, 430, 622; Macht, 576; Verhältn. zu Frankr. 603.
Geßler, Landvogt, 260; erschossen, 263.
Ghibellinen, 54.
Glarus schweizerisch, 416.
Glocester, 376.
Gradenigo, Doge, 573.
Gregor IX., 31.
— X., 215.
— XI., 516.
— XII., 528, 535.
Günther von Schwarzburg, Gegenkaiser, 425.
Guerin, Kanzler, 109.
Gutentags, 247.
Guttenberg, Johann, 648.

Hakons, 640.
Hamburg, 87.
Hanse, die, 87.
Heimskringla, 201.
Heinrich der Erlauchte, 15.
— Friedrichs Sohn, 26, 42.
Heinrich III. von Kastilien, 592.
Heinrich V. von England, 343, 381.
Heinrich VII., Kaiser, 266.
— von Burgund, 156.
— von Kärnthen, 268.
— von Melchthal, 261.
— Raspe, 62.
Heldenbuch, 20.
Henrico Dandulo, 572.
Herford, Herzog von, 377.
Hermann von Salza, 28.
Hessen, 15.
Honorius III., 26.
Hunnyad, 536, 625.
Huß, Johann, 536.
Hyronimus von Prag, 536.

Jacob der Eroberer, 105.
— von Aragonien, 158.

Jacob an der Birs, Schlacht bei, 557.
Jacquerie, 299.
Jagellonische Haus in Polen, 632.
Janitscharen, 560.
Jerusalem, Königreich, von Friedrich II. eingenommen, 36.
Innocenz IV., 57; † 77.
Inquisition, 92.
Interregnum, 87.
Jodoc von Mähren, Kaiser, 520.
Johann ermordet den Kaiser Albrecht, 256.
Johann, König von Frankreich, stirbt in der Gefangenschaft, 301.
Johann von Luxenburg, 394, 593.
Johann I. von Kastilien, 592.
Johanna I. Königin von Neapel, 486.
Johann der Böse, 295.
— der Unerschrockene, 340.
Johann II. König von Aragonien, 603.
Johann II. von Frankreich, 292, 275.
Johanna II., Königin von Neapel, 597.
Johann XXII. abgesetzt, 402.
Johann XXIII., 532, 538.
Joinville, 125.
Joseph Ben Jakob, 160.
Isabelle von Kastilien, 604.
Iscanderbeg, 564.
Island, 198.
Jubiläum, 428.
Juden gedrückt, 197.
Jungfrau von Orleans, 350; gefangen, 360; verbrannt, 364.
Justiza, höchstes Gericht in Aragonien, 164, 593.
Iwan I., 633.

Kalmar, Union zu, 642.
Kandia, Insel, 577.
Kantakuzenus, Johann, 560.
Karl, Herzog von Kalabrien, 282.
Karl III. von Neapel, 494.
— IV. in Rom, 433, 448; † 449.
Karl IV. von Frankreich, 250, 337; † 347.
Karl VII. von Frankreich, 366.

Karl Robert, König von Neapel, ermordet, 495.
Kasimir, König von Polen, 484, 631.
Kassel, Schlacht bei, 284.
Ketzer, 92.
Knudson, Karl, 644.
Königsfelden, Kloster erbaut, 257.
König, Peter, Weber und Anführer, 246.
Kompagnien in Frankreich, 303; weggeführt, 316; bedrohen den Papst, 318; sind in der Schweiz, 495.
Konstantinopel erobert, 568.
Kostnitzer Versammlung, 531.
Kreuze, als Abzeichen gebraucht, 345, 555; in die Stirn gebrannt, 53.
Kreuzpredigten, 51.
Kreuzzüge, 31; ihr Ende, 128; beurtheilt, 129.
Kurfürsten, 16; kommen zuerst vor, 86.
Kurverein, erster, 395.
Kuttenberg, Bergwerke daselbst, 254.

Ladislaus von Neapel nach Ungarn gerufen, 522; seine Pläne, 527; † 528, 539.
Lagny, Schlacht bei, 360.
Lancaster, Herzog von, 378.
Landenberg, Beringer von, 260.
Landfrieden, 221.
Lateinische Sprache, 98.
Laupen, Schlacht bei, 417.
Laura, Petrarks Geliebte, 474.
Lausitz, 16.
Leibeigene, kaufen ihre Freiheit, 249.
Leipzig, 15.
Leon mit Kastilien vereint, 157.
Leopold von Oestreich bekriegt die Schweiz, 265.
Leopold III. von Oestreich, 496.
Lobietel, König von Polen, 484.
Lombardische Kaufleute, 131, 143.
Loretto, Hans von, 108.
Lucern wird schweizerisch, 413.
Lucka, Schlacht bei, 255.
Lübeck, 87.
Ludwig III. von Anjou, 598.

Ludwig IX., 51, 109; gefangen, 115.
Ludwig X., 249.
— XI., 372.
— von Baiern, nach Italien gerufen, 283.
Ludwig der Große, von Ungarn, 484.
Ludwig von Tarent, 487.
Lyon, 59; Kirchenversammlung daselbst, 215.

Magnus, 638.
Mailänder, kriegerisch, 30, 40.
Mailand, Mittelpunkt der Lombardei, 271.
Mailliotins, 338.
Mainhard von Tyrol, 217.
Majorka an Arragonien, 519.
Manesse, 21.
Manfred, 77.
Marburg, Konrad von, 96.
Marcel, Stephan, 296.
Marco Polo, 131.
Margaretha, Königin von Schweden, 640.
Maria, Königin von Ungarn, 493.
Marianer, die, 90.
Marienburg, 91.
Martin, König von Aragonien, 592.
Martin V., 535.
Maupertuis, Schlacht bei, 294.
Medicis, Johann, 584.
— Cosmus, 584.
Meissen, 15.
Merida, Schlacht bei, 168.
Miliz, italiänische, 607.
Minnesinger, 18.
Mönchsorden, 470.
Molai, Jakob von, verbrannt, 242.
Mongolen, 11, 55.
Monte Cassino, die Mönche dort verjagt, 50.
Montereau, Unterredung zu, 346.
Montpellier verkauft an Frankreich, 292.
Morgarten, Schlacht bei, 412.
Moriale, Fra, 432, 458.
Mortimer, 330.
Mühldorf, Schlacht bei, 389.
Murat II., 560, 564; † 565.

Musketen gebraucht, 601.
Mystik, 104.

Näfels, Schlacht bei, 499.
Narrenfest, 132.
Navarette, Schlacht bei, 319.
Nicolaus III. Pläne, 222.
Nicolaus V. gewählt, 407.
Nicopolis, Schlacht bei, 521, 561.
Nodgemoddin, Sultan, 113.
Nogaret, Wilhelm von, 152.
Normandie erobert, 370.

Odin, 201.
Olof, 640.
Olmedo, Schlacht bei, 595; entsetzt, 358.
Orchan, 559.
Orden, deutsche, 631.
Ordonanzkompagnien, 369.
Orleans belagert, 349.
Orleans, Herzog von, ermordet, 341.
Osmann, 559.
Ottocar besiegt, 219.

Padua erobert von Can, 279.
Päpste, entschuldigt, 4; drei zugleich, 519; ihr Aussaugesystem, 39, 52; ihre Politik in Italien, 270; in Avignon, 238; zur Stadt hinausgejagt, 41, 529; von den Kompagnien besucht, 317.
Pairs, 121.
Paläologus, Johann, 626.
— Michael, 558.
Paris ergiebt sich an Karl VII., 368; an Heinrich V., 384.
Pavia durch einen Mönch regiert, 444.
Pera, Kolonie der Genueser, 563.
Percie, große Familie, 380.
Pest, die große, 427.
Peter Aichspalter, Kurfürst von Mainz, 266.
Peter, der Grausame, 316, 591.
Peter delle Vigne, 69.
— von Aragonien, 81.
Petit, Johann le, vertheidigt einen Mord, 342.
Petrarka, Franz, geboren, 473; wird gekrönt, 476.

Pfaffenkönig, 67.
Pfaufedern, östreichisches Abzeichen, 499.
Philipp III., 136.
— IV., der Schöne, 139; seine List, 141, 143.
Philipp V., 249.
— VI. von Frankreich, 283, 455.
Philipp von Burgund, 346.
— Maria von Mailand, 612.
Piccinino, Jakob, 622.
Pisa, ghibellinisch, 270, 277; kommt an Florenz, 526.
Pius II., 548, 604.
Podiebrad, 625, 631.
Portugal, Ursprung dieses Namens, 156.
Prager Artikel, 54.
Pragmatische Sanktion, 122, 372.
Praguerie, 369.
Predigt, päpstliche, 60.
Prinzessin, stattlich eingeholt, 43.
Prinz, schwarze, 293, 296; † 335.
Procida, Johann von, 80.

Ragaz, Schlacht bei, 557.
Raspe, Heinrich, 66.
Raubschloß, 17.
Rebbock, Jakob, falscher Kurfürst, 414.
Reichsstädte, 501, 555.
Reliquien, 106.
Renatus von Anjou, 600.
Rennes belagert, 311.
Rheinischer Bund, 72.
Richard II., 573.
— von Cornwall, 55, 85.
Ritterwesen, 596.
Robert, König von Neapel, 269; examinirt den Petrarka, 476.
Roger II. von Sicilien, 131.
Roger Baco, 103.
Rom, 273.
Rosebeck, Schlacht bei, 338.
Rubriquis, 131.
Rudolf, König von Böhmen, 254.
Ruprecht, Kaiser, bei Brescia geschlagen, 517.
Ruprecht von der Pfalz, Gegenkaiser, 507.

Sachsen-Wittenberg stirbt aus, 544.
Salado, Schlacht am, 591.
Salisbury, Johann von, 349.
Sancho, König von Kastilien, 160.
Sanktion, pragmatische, 372.
Sardinien, 49, 278, 589.
Sarnen, Burg zu, genommen, 264.
Scala, Mastin della, 407.
—, die Familie geht unter, 512.
Scanderbeg, 626.
Schießpulver, Erfindung desselben, 646.
Schiffbrücken zuerst, 218.
Schinder, die, 556.
Schlägeler, die, 442.
Schlesien an Karl IV., 438.
Schließen des Raths, 573.
Schöffer, Peter, 649.
Scholastik betrachtet, 96, 97.
Schrewsbury, Schlacht bei, 380.
Schwarz, Bertold, 646.
Schwarzburg, Günther von, Gegenkaiser, 425.
Schweizerbund, 258.
Schweppermann, Seifried, 389.
Schwerdtbrüder, 89.
Scone, schottische Könige da gekrönt, 196.
Seidenarbeiter aus Asien nach Sicilien gebracht, 131.
Sempach, Schlacht bei, 407.
Sforza, Franz, 606; besiegt Carmagnola, 583.
Siciliens Noth, 489.
Sigismund in Ungarn gefangen, 546.
Sigismund stirbt, 546.
Signorie, 408.
Sorbonne, Stiftung der, 122, 350.
Sorel, Agnes, stirbt, 371.
Spencer, Hugo, 329.
Sprache, französische, nicht mehr gebraucht in England, 236.
Sprecher im Unterhause gewählt, 373.
Staatsinquisition zu Venedig, 574.
Städtebund, 503.
Stockholm wird zur Stadt gemacht, 207.

Stüssi, Bürgermeister, 553.
Sture, Sten, 644.

Taboriten, 539.
Tagliacozzo, Schlacht bei, 79.
Talbot, 349; † 370.
Tannenberg, Schlacht bei, 624.
Tell, Wilhelm, 262.
Temudschin, 7.
Tempelherren, Beschuldigungen gegen sie, 240, 241; aufgehoben, 239.
Thaddäus von Sessa, 61.
Thorberger Friede, 419.
Thüringen, 16.
Timurlan, 561.
Tolosa, Sieg bei, 157.
Toran, Schach, 116.
Torre, della, vertrieben, 272.
Troyes, Vertrag daselbst, 384.
Türken, 559.
Turniere, 16.
Tyrol an Oestreich, 438.

Unabhängigkeit des deutschen Reichs vom Papste, 395.
Urban IV., 86.
— V., geht nach Italien, 441.
Urban VI. Wahl, 491; Absicht auf Neapel, 526.
Utraquisten, 539.

Varna, Schlacht bei, 627.
Vehmgerichte, 549.
Veit II., Graf von Flandern, 142.
Venedigs Macht, 579; Handel, 580.
Verneuil, Schlacht bei, 348.
Vesper, Sicilianische, 80.
Visconti, Bernabo, 444.
— Johann, 429.
— — Galeaz, 281, 510.
Visconti, Lucchino, 409; † 429.
Visconti, Mattheo, wird Vikar in Mailand, 272; † 281.
Vitalienbrüder, 641.

Waldemar II., Macht, 204.
Waldemar III., 635.
— der falsche, 424.

Waldstädte, Bund der vier, 414.
Walther, Fürst von Attinghausen, 261.
Wartburg, 19.
Wenceslaf, König von Böhmen, 254.
Wenzel, römischer Kaiser, 502; abgesetzt, 507.
Wicklef, Johann, 379.
Wien, für kurze Zeit eine freie Reichsstadt, 45.
Wilhelm von Holland, 72, 83.
Willebrief, 219.
Winkelried, Arnold von, 441.
Wirsingkohl, nach Europa gebracht, 132.
Wladislaus III., 625.
Wodans Geschichte, 201.
Würtenberg, Ulrich von, 441.

Zagonaro, Schlacht bei, 582.
Zeno, Carlo, 579.
Ziska, 538, 540.
Zürchs Verfassung, 414.
Zug wird schweizerisch, 416.
Zweikämpfe, 135.

Druckfehler.

S. 96 Z. 11 v. o. statt gewaltigen lies gewaltige
— 282 — 7 — st. diese l. dieser
— 333 — 7 — st. den l. die
— 348 — 20 — st. ihm l. ihn
— 351 — 8 v. u. st. Seele l. der Seele
— 387 — 2 v. o. streiche weg: So ward
— 391 — 5 v. u. st. den l. dem
— 398 — 10 v. o. st. seine l. ihre
— 401 — 10 — st. noch l. nach
— 411 — 10 v. o. st. Ludwig den Schönen l. Friedrich den Schönen
— 434 — 18 — st. dem l. den Kardinal
— 504 — 3 v. u. st. die l. hinzu: Grafschaft
— 505 — 8 — st. daß l. an und streiche das Komma
— 510 — 4 v. o. st. Gregor IX. l. XI.
— 551 — letzte st. das kaiserliche l. mit dem kaiserl.
— 526 — unten st. Jiustia l. Justiniani
— 573 — letzte st. Venitus l. Venetus
— 578 — 15 st. Capo d'Arza l. Capo d'Anzo
— 610 — 2 st. Helmdern l. Helmfedern


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 10 004 6